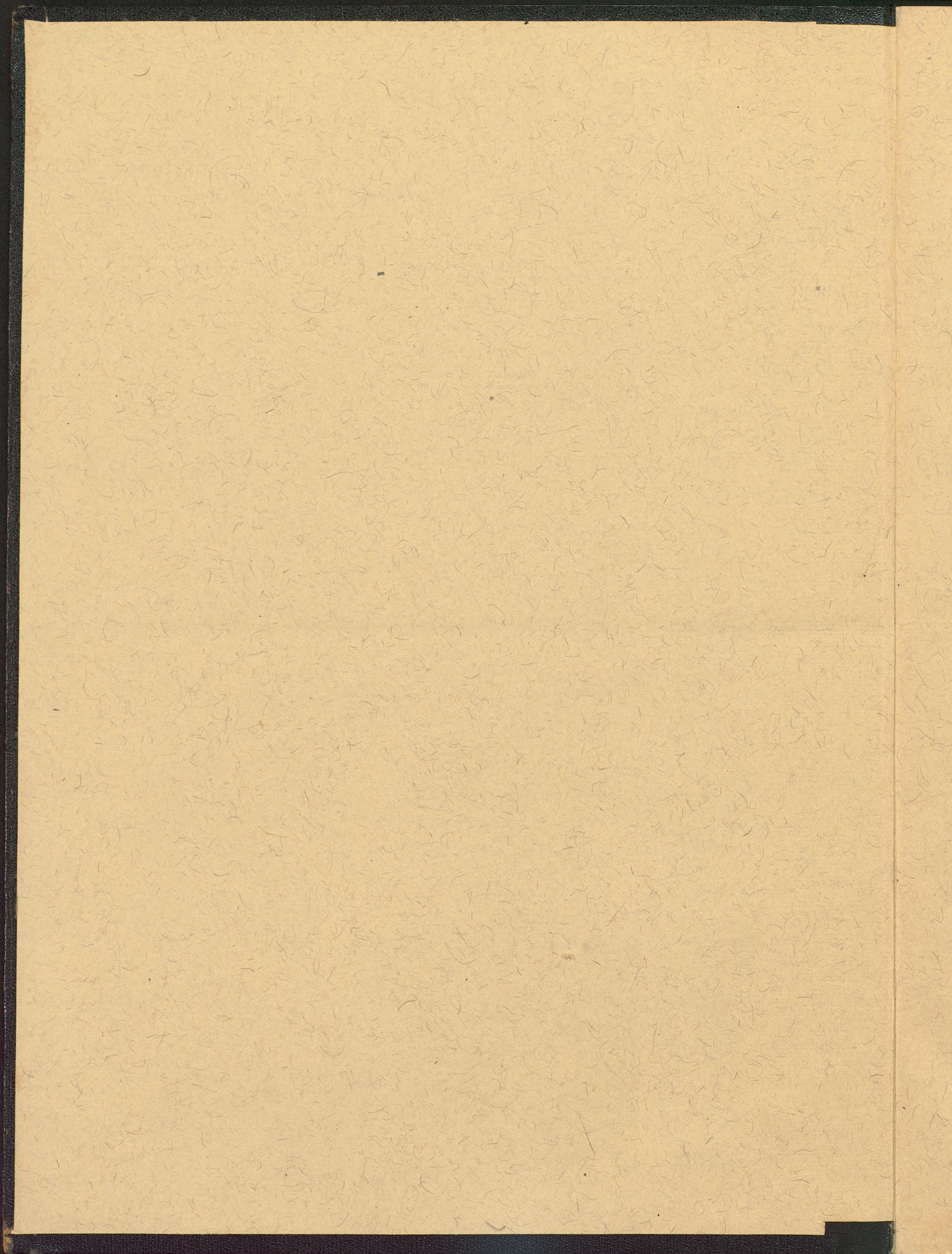


17  
44

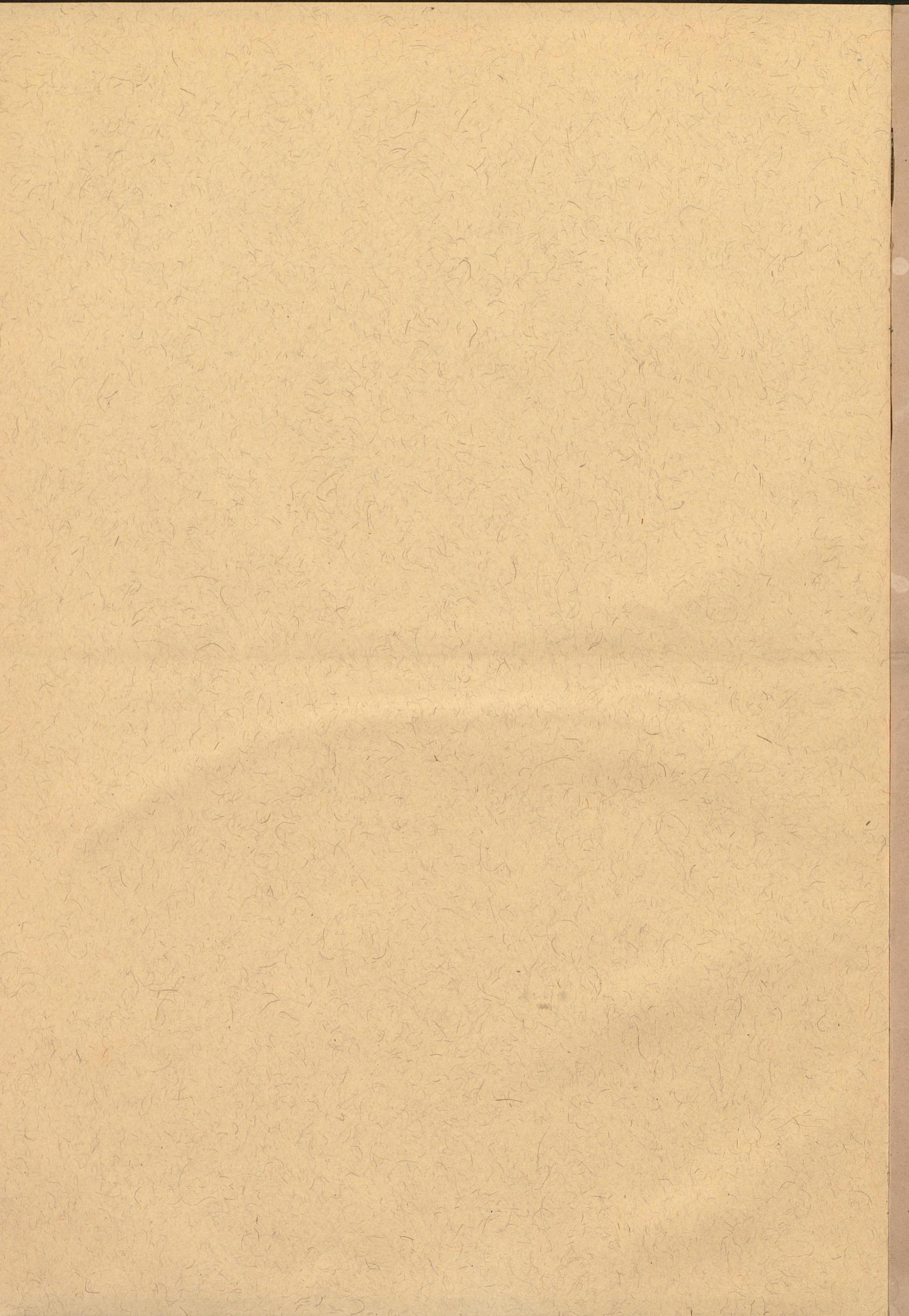
er

izar

58







LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
BERLIN

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 1.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Januar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VIII. Band.

## Weihnacht.

Von Marie Garrer.

Es liegt ein unbeschreiblich holder, und zugleich mächtiger Klang in dem Wort: „Weihnacht“ oder „Christnacht“ wie die Nacht, in der wir die Geburt des Heilandes feiern, in manchen Gegenden genannt wird. Wohl ist es eine heilige, geweihte Nacht, welche über die Welt das sanfte Licht des Christenthums aufgehen ließ, und würdig, daß sie herrlich, leuchtend gefeiert werde.

Am Weihnachtsfest offenbart sich die ewige Jugend des Menschengeschlechts — es ist der Kindheitsfrühling, der, von der Sonne der Liebe erweckt, in den Menschenherzen

aufblüht und die starre eis- und schneebedeckte Erde zu einem lichten Tempel der Freude umschafft. Durch die Spiegelgläser im Palaß des Reichthums, durch das niedrige Fenster im Hütchen des Armen strahlt das himmlische Licht des Weihnachtsbaums, selige Kindergesichter schauen leuchtenden Blickes auf die Gaben der Liebe, von denen der fromme Sinn der Eltern den Kleinen sagt: der heilige Christ hat's gebracht! Wie verwunderlich oder wie dürrig die Gaben auch sein mögen, welche die Liebe der Eltern, hinter die Glorie des „Christkindes“ sich verborgend, den Kindern bietet, es sind keine gewöhnlichen Kleider, keine gewöhnlichen Spielsachen, keine gewöhnlichen Äpfel, welche „der heilige Christ“ den Kindern bescheert — o nein, die Äpfel, welche die arme Wittwe ihrem Söhnchen auf den Weihnachtstisch gelegt, und deren rothe

Wangen beim Schein des kleinen Wachsstückchens das Kind so lockend anlachen, sind ganz anders, als die Äpfel, welche die Leute auf dem Markte feil haben, und das Wachsstückchen (wenn es auch nur wenige Pfennige kostet), mit gelben, grünen und rothen Lichtern brennt so hell, so schön, wie kaum der Stern am Himmel und die prächtigen Gaslaternen auf der StraÙe! . . .

Es ist mir stets eine innige Freude, wenn ich höre, wie Eltern ihren kleineren Kindern die Weihnachtsgaben als Spenden des „Christkindes“ reichen — sie führen durch diese unschuldige Täuschung die Kinderseelen ihrem ewigen Freunde entgegen, machen den Kindern die Liebe Jesu für sie auf ihnen verständliche Weise begreiflich, und streuen dadurch früh den Samen der Religiosität, welcher, einmal im

Kindesherzen aufgegangen, durch das Messer der zergliedernden Vernunft nie ganz vertilgt werden kann.

Das Geburtsfest Christi ist das Fest der Kinder und der Armen, denn was die Elternliebe für die Kinder thut, das thut die christliche Liebe für die Armen; sie bereitet Freude.

Ich glaube, es giebt keinen Ort in dem großen Reiche der Christenheit, wo die Menschen, die Christen, am Weihnachtsfest ihrer armen Brüder vergäßen! War Christus doch auch arm! Kein seidenes Kissen empfing ihn bei seiner Geburt; in dem Raume, der die Thiere beherbergte, stand seine Wiege, die Krippe! Christus war arm, wie sollten seine Verehrer am Feste seiner Geburt der Armen vergessen!

O, Weihnacht ist ein schönes Fest, es ist das Fest, wo der Mensch am Liebendwerthesten das Beste, am Göttestähnlichsten: als Freuden-spender.

Wohlthätigkeit ist schon löblich, wenn sie dem Dürftigen auf seine Bitte das Nothwendige reicht, damit er nicht darbe, aber die Wohlthätigkeit wird göttlich, wenn sie nicht nur ein erbetenes Almosen, sondern aus freiem Antriebe Freude spendet.

Und das ist es, was die Menschheit, so weit sie Weihnacht feiert, an diesem Feste Gott näher bringt.

Schon Wochen vorher beginnt die Physiognomie der Städte und Städtchen sich zu ändern; ein gewisser Zug freudiger Spannung, feierlicher Erwartung und heiterer Regsamkeit begrüßt uns bei jedem Ausgang; wir fühlen, daß Alles in einem großen Ziele zustrebt, fassen uns ergriffen von dem mächtigen Strome und lassen uns, ach wie gerne! von demselben fortreißen.

Das Christkind hat gar verschiedene Gaben, und



Weihnacht.





rück, wo auch ihrem Auge sich zum erstenmale diese Feenwelt erschloß, die gar bald dem Neuling auch ihre Schattenseiten enthüllt, und ihn unter Glanz und Fröhlichkeit gar manchen Dorn, gar manche Bitterkeit finden läßt. — Man nimmt an, daß ein junges Mädchen erst einen oder zwei Winter hindurch Privatbälle besucht, ehe man sie auf einem öffentlichen Balle erscheinen läßt, und diese Sitte hat viel für sich, denn obgleich beide gesellige Vergnügen in dem Zweck des Tanzes gleich sind, so sind sie doch in Anordnung, Sitten, und hergebrachten Formen so wesentlich verschieden, daß schon eine gewisse Haltung und Routine dazu gehört, um sich auf einem öffentlichen Balle zu amüsiren, und dabei sich so zu benehmen, daß auch der leiseste Tadel ferne gehalten wird.

Eine jede Stadt, sei sie groß oder klein, hat ihr Casino, Museum, Harmonie, Club, und wie die mannigfachen geselligen Vereine heißen mögen, an denen Deutschland so reich ist, wo die Bäter sich allabendlich versammeln zu Zeitung oder Whist, Politik oder Geschäftsconversations, und dessen Räume sich einigemal im Winter öffnen, um auch der tanzlustigen Jugend Rechnung zu tragen. Gewöhnlich sind die Lokalitäten gut, die Säle geschmackvoll und gut parquettirt, und wenn ein Privatball mehr eigentliche Unterhaltung bietet, so ist ein öffentlicher Ball hauptsächlich

nirgends so entschieden auftreten als im Ballsaale, da dort ja der Caprice gestattet ist, ihre flüchtige Erscheinung geltend zu machen, und auch hier und da eine Uebertreibung der gerade herrschenden Mode gebildet wird. Ist man erst im Carneval angelangt, dann folgt Fest auf Fest, und man wird es für eine harte Entbehrung halten, eine Woche ohne Ball zuzubringen. — Gewöhnlich schließt diese fröhliche Zeitepoche mit einem costümirten oder auch einem Maskenball, und dieser hat in der That seine besondern Reize, nicht allein für den Neuling, sondern auch für solche, die schon viel getanzt, ja sogar für jene, die es wieder vergessen haben. Eine Beschreibung dieser eigenthümlichen, jetzt wieder sehr in Aufnahme kommenden Festlichkeit wollen wir uns auf das nächste Mal versparen, und nehmen heute Abschied von der holden Leserin mit dem herzlichsten Wunsche, sie möge die schöne Zeit der Tanzfreuden glücklich und heiter genießen, dabei aber hübsch mäßig sein und sich nicht erkälten, damit, wenn im Frühling die Rosen wieder blühen, die ihrer Wangen an Frische nichts verloren haben, und sie mit dem Lächeln immerer Verdiebung auf den Lippen zurückdenken kann an den Ball und seine Freuden.

[2693]

Marie Louise.

dividualität geltend zu machen, liegt in jeder Menschenseele, tritt in einem Gemüth segnend, in einem andern thöricht oder gar unheilbringend hervor; ist es nicht verzeihlich, wenn das übersehene und doch nach Anerkennung, nach Würdigung strebende Weib sich sehnt, es möge ihr dadurch, daß ein Mann sie zu seiner Braut, zu seiner Lebensgefährtin wählt, Gelegenheit werden, der Welt zu sagen: „Ich bin etwas werth!“

Man nennt den Brautstand einen glücklichen Stand, und gewiß er ist es, er ist die blumengeschmückte Vorhalle zu dem hohen ersten Tempel der Ehe, wo Demuth, Entfagung und Selbstverleugnung gepredigt wird; aber wie verschieden ist dieses Glück des Brautstandes! so verschieden, als die weiblichen Herzen, welche es beherbergen, und nicht alle diese Herzen sind fähig die weihewolle, demüthige Seligkeit der liebenden Braut zu empfinden, denn das Motiv der Ehe ist ja nicht immer „Liebe“ und nicht immer ist die Liebe des Weibes, wie sie sein soll, frei von Selbstsucht und Eitelkeit.

Verzeiht diese abschweifende Einleitung, welche verschuldet, daß ich auf einem Umwege, doch dafür um so rascher zu der glücklichen, edlen fürsüchtigen Braut zurückkehre, auf welche zwei Nationen mit freudig stolzem Eigenthumsgefühl und den herzlichsten Segenswünschen blicken: die englische und die preussische Nation.

Ein Brautkleid ist schon an und für sich etwas Wichtiges, nicht wahr? und wie sollten die Leserinnen nun anders als mit Interesse zuhören, wenn ich ihnen von dem Brautkleid der Prinzessin Victoria von England erzähle, in welchem sie zuerst als Gemahlin Sr. Hoheit des Prinzen Friedrich von Preußen erscheinen soll?

Das Brautkleid der Prinzessin wird von englischen Spitzenköpplerinnen gewebt. Es ist aus den sogenannten Honiton-Spitzen, welche seit vielen Jahren als das vorzüglichste Fabrikat englischer Spitzenweberinnen geschätzt werden. — Auch Königin Victoria von England trug ein Kleid von Honiton-Spitzen bei ihrer Vermählung, ohne Zweifel um den armen Weberinnen ihres Landes durch einen reicheren Lohn der so schlecht bezahlten Arbeit Erleichterung zu gewähren und inländischen Gewerksfleiß zu ehren.

Das Muster des Brautkleides der Prinzessin Victoria besteht aus den vereinigten Emblemen Englands, Schottlands und Irlands: Rose, Distel und Klee, und ist von ebenso großer Zartheit als reicher Eleganz. Jede Blume, jede Ranke wird von den Spitzenköpplerinnen mit der Hand gearbeitet auf einem Rissen, welches sie auf den Knien halten; eine Arbeit, ebenso mühsam durch die dazu erforderliche Akkuratess, als anstrengend durch die unausgesetzte Thätigkeit, welche sie beansprucht, wenn ihre Verfertigerinnen — leben wollen.

Wer sollte es der anmuthigen Gruppe der jungen Spitzenweberinnen auf unserm Bilde ansehen, daß in den zarten Körpern bereits der Keim des Siechthums aufgegangen, welcher durch den Mangel der Bewegung und frischer Luft gepflegt, in Kurzem die Blüthe der Gesundheit überwuchern muß, die, so lange sie noch von Jugend-

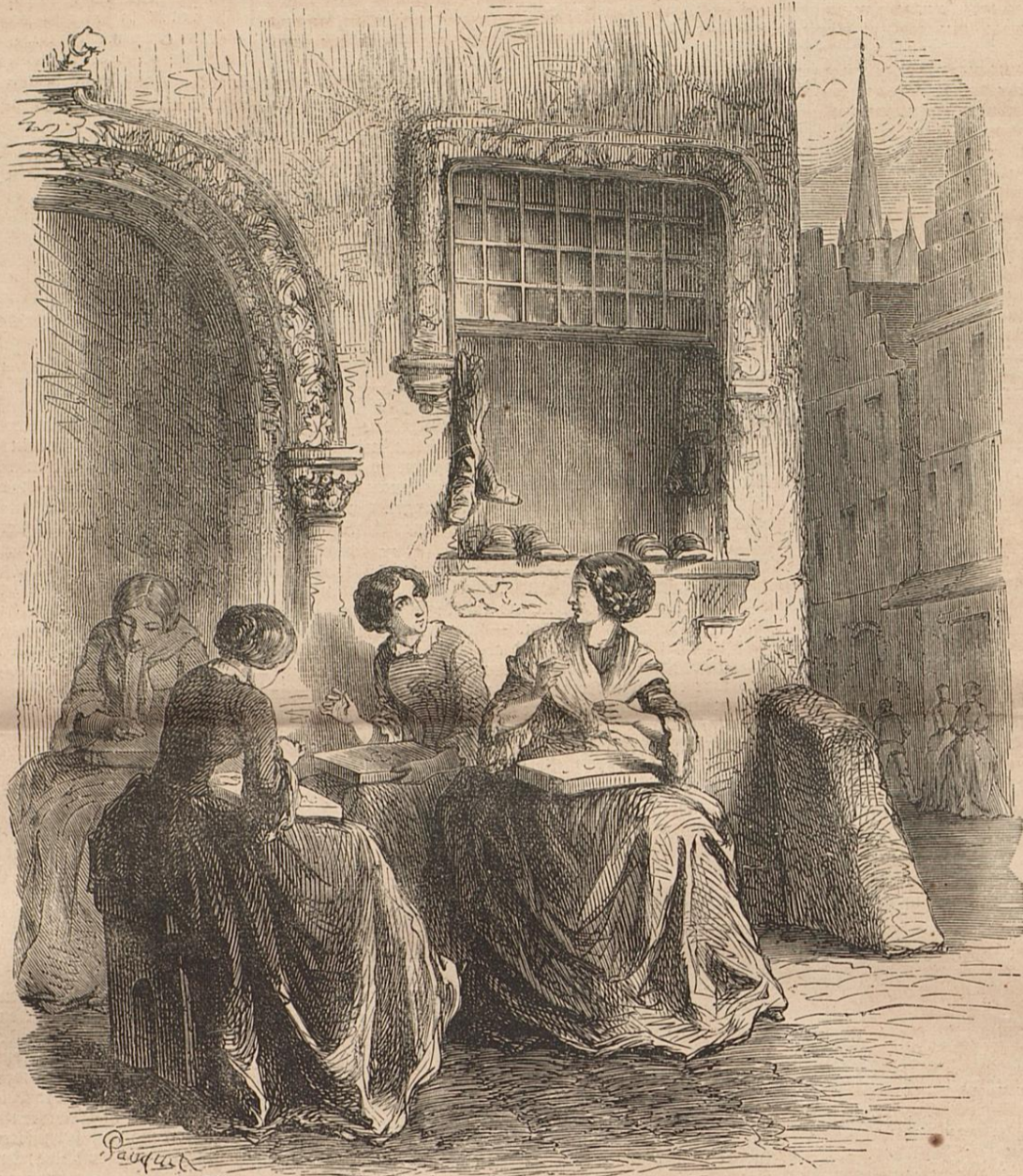
kraft genährt wird, dem Dasein dieser Töchter des Volkes einen Schimmer von Glück verleiht.

Doch wenn die Kraft der Jugend verzehrt ist, mit ihr die Spannkraft der Seele, welche die mühselige Arbeit durch Heiterkeit zu erleichtern verstand, wenn das durch Anstrengung matt gewordene Auge nicht mehr fähig ist, die Fäden des feinen Gewebes regelrecht in einander zu schlingen, und die künstlichen Figuren eines reichen Musters nachzuahmen? Was wird dann aus den armen siechen Geschöpfen, welche, zur Ausübung ihres Gewerbes nicht mehr befähigt, doch auch nicht im Stande sind, sich den Unterhalt des Lebens durch eine andere Arbeit zu verdienen, durch eine Arbeit, welche vielleicht Kraft des Körpers oder Geschicklichkeit in anderer Weise erfordert; was wird aus ihnen?

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die traurige Lage der Spitzenköpplerinnen zu beleuchten, deren Verbesserung schon Gegenstand des Nachdenkens für manchen Menschenfreund gewesen und noch ist, ohne das Uebel an der Wurzel fassen zu können; sondern wir kehren zu der Arbeit der jungen Weberinnen zurück, welche zum Schmuck der jungen Prinzessin bestimmt ist.

Dahin gehört außer dem Brautkleide ein herrliches Taschentuch, in dessen Mitte das königliche Wappen von England sich befindet, umgeben von einer reichen, kunstvoll gearbeiteten Borte.

Es wird ein schöner, herzerfreuender Anblick sein, die junge königliche Braut in dem zarten Spitzengewande, mit der bräutlichen Krone geschmückt, an der Seite des jungen, ritterlichen Gemahls, im vollen Glanz ihrer blühenden Jugend und aller Pracht, welche irdische Größe und weltliche Macht über-



Spitzenköpplerinnen.

(Zu: Das Brautkleid der Kronprinzessin von England.)

### Das Brautkleid

der Kronprinzessin von England.

(Hierzu die Abbildung.)

Jede Braut ist in ihrem Kreise ein Gegenstand erhöhten Interesses; sehen wir diese Bemerkung nicht gerechtfertigt in den verschiedensten Verhältnissen, in allen Kreisen des Lebens?

Die Bewunderte, Gefeierte, welche, von Vielen gekannt, von Allen beachtet, in den „Brautstand“ tritt, fühlt vielleicht die innere Theilnahme kaum, welche aus den Blicken Aller ihr entgegenstrahlt, denn es hat an Fremden ihr ja nie gefehlt. — Anders ist es in geringeren Verhältnissen, wenn der Brautkranz sich um eine jungfräuliche Stirn schlingt, welche vielleicht sonst keinen als diesen Schmuck getragen. Da tritt die sonst Unbeachtete, Unbemerkte in die Reihe derer, auf welche der Kreis näher und ferner Bekannter mit Interesse blickt, die Unbedeutende wird bedeutend, mindestens für eine kurze Zeit, und wird beachtet als „Persönlichkeit“, möglicherweise sogar „beneidet“. Kein Wunder, daß manches Mädchen nur deshalb heirathet, um „einmal Braut gewesen zu sein.“

Das klingt wie eine Herabsetzung des weiblichen Charakters überhaupt, und soll doch keine sein; das Streben, die Ju-

gung der Mutter denkt besorgt an den ersten Walzer und wünscht der Tochter einen sicheren Führer. Glückselig, wer durch einen gewandten Freund oder Vetter im Voraus versorgt ist! — Aber ist einmal der glatte Boden glücklich überschritten (oder überflogen), verliert sich die bange Schlichternheit der jungen Tänzerin gar bald, ihre Kraft wächst, und sie wird nach 3—4 Tänzern so sicher sein, daß sie selbst einen zaghaften Tänzer leiten und unterstützen kann. — Ob diese schöne Mittheilung des Balles zwischen 10 und 12 Uhr, es sind wirklich heitere Momente! Man ist noch unermüdet, die Toilette noch frisch, Vater und Mutter heiter, die Unterhaltung lebhaft und angeregt, und der Ball ja noch so lang! Dann kommt das Souper, der Saal wird leer und öde, und die Gruppen fröhlicher Familien bieten in den Speisenzimmern ein gar heiteres Bild. Lange währt freilich die Ruhe nicht, und so gern auch die Eltern noch bei Tische verweilen möchten, die Tochter wird ihnen zum Tanze entführt, sie müssen wieder hinaus in den Saal, wo die Luft von Neuem bejümt. Nun aber denkt der Papa ans Heimgehen, doch in häufigen Fällen von allen Seiten bestirmt, wird die Erlaubniß zum Bleiben für den Cotillon ertheilt und — gewöhnlich bitter bereut! Gewiß ist es ein großes Opfer, ein Zeichen wahrer Elternliebe, dieses Ansharren bei einem Cotillon auf einem großen Balle! Anfangs fesselt noch der große sich bildende Kreis und das Arrangement der ersten Touren die Aufmerksamkeit, aber bald gewinnt die Müdigkeit die Oberhand. Habt ihr sie schon betrachtet die armen Opfer des jugendlichen Egoismus, wie sie so traurig und niedergeschlagen da sitzen? Der Papa schlummert wohl gar in der Nähe des verlassenen Spieltisches und träumt von den morgenden Berufsgeschäften, zu denen er wohl die nöthige Munterkeit nicht mitbringen wird, und die Mama, die vor wenigen Stunden noch so frisch und stattlich unter ihren Blonden und Federn hervorsah, wie matt und müde sieht sie jetzt aus, eifrig bemüht, ihr häufiges Gähnen hinter ihrem Spitzentäschentuche zu verbergen. Sie macht wohl die und da der Tochter ein Zeichen oder schickt ihr einen Gefandten, der sie zum Aufbruch mahnen soll, allein die Unermüdbare hört nicht, tanzt fort und fort, und kommt erst nach der Bouquettour zur Mutter zurück, um ihr mit einem kleinen Triumph der Eitelkeit die vielen Sträußchen zu zeigen, die sie als gefeierte Tänzerin erhalten. — Jetzt geht es aber rasch nach Hause und das Gepolauer der glücklichen Tochter muß die armen Eltern entschädigen für die Stunden des Wartens und der Langeweile.

Es ist mit dem Balle wie mit dem Reiten, der Augenblick des Gemüthes ist fast irapazib, er vergoldet sich erst im Schein der Erinnerung, im Gespräch mit den Gespielinnen, im Widersprechen der Tänzer den folgenden Abend in der Oper, oder in dem Concerte, wo eins auf dem Gesichte des andern die Spuren der Ermüdung sieht, und man mit Entzücken der kleinsten unbedeutendsten Ereignisse des Ballabends gedenkt!

Der erste Ball der Saison ist gleichfalls stets von großem Interesse; es hat Veränderung in der Gesellschaft gegeben, es hat ein Garnisons- oder Beamtenwechsel stattgefunden, der der Tänzerwelt neue Elemente zugeführt, die man erst kennen lernen muß; dann sind die neuen Moden zu beobachten, die



ein geliebtes Haupt auszugießen vermögen. Doch indem wir den Segen des Himmels auf die des höchsten Glückes werthe Braut herabwünschen, suchen unsre Gedanken unwillkürlich die Spitzenwirkerinnen in ihrer dürftigen Heimath auf, wie sie, über das Kissen auf ihren Knien gebeugt, das Kleid weben, in dem „die glücklichste Braut“ ihres Vaterlandes die heiligste Feier ihres Lebens begeht — und wir können nicht anders als wünschen, der Tag, der für zwei verwandte Königsfamilien, für zwei Nationen ein glücklicher, ein froher ist, möchte den Spitzenwirkerinnen mindestens ein — sorgenfreier sein.

[2659]

### Die Kunst sich zu kleiden.

Uebertriebene Neigung, sich zu putzen, verräth einen eiteln, oberflächlichen Charakter, und doch erfordern die zwei großen Hauptbedingungen eines guten Anzugs, nemlich, daß er kleidend und anständig sei, einen hohen Grad von Aufmerksamkeit, welche durch den natürlichen Wunsch „zu gefallen“ gerechtfertigt wird, sobald dieser Wunsch nicht in Gefallsucht und Coquetterie ausartet.

Dürfen wir unsern Leserinnen einen Rath geben, so ist es der, in der Kleidung stets die Einfachheit der Pracht vorzuziehen, denn es ist bei weitem rühmlicher, des feinen Geschmacks wegen bewundert zu werden, der in unserer Toilette sich kundgibt, als des gefuchten und blendenden Glanzes wegen, wodurch wir unsere Erscheinung hervortretend zu machen suchen. Einfachheit erregt stets ein angenehmes Gefühl, macht einen besänftigenden Eindruck, während Pracht und Ueberladung die Kritik herausfordert. Ein zu kostbarer Anzug baut gleichsam einen Wall um das weibliche Wesen, welcher die Bewunderung, die zu erregen er bestimmt ist, von der Person, die solche beansprucht, eher abwehrt als anzieht.

Das eigentliche Geheimniß der Toilette besteht darin, die Kleidung mit Gestalt und Gesicht in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen, sie gleichsam mit der Person der Trägerin zu identificiren, denn nicht Allen steht Alles!

In keinem Fall muß ein Kleid mit Besäßen und Zierrath überladen sein, Rosetten, Schleifen, Knöpfe und Schnüre müssen vorsichtig angebracht werden, Juwelen und Schmuck nur bei besonderen Gelegenheiten, und dann nicht auf eine Art, welche zeigt, daß man den Schmuck nur zur Schau tragen wolle, sondern so, daß jeder Schnalle, jeder Nadel wenigstens ein scharfer Zweck zugewiesen ist neben dem, Uebereinstimmung in das Ganze der Toilette zu bringen.

Die Mode, welche zwar oft launenhaft, aber keineswegs so despotisch ist, als der kriechende Gehorsam ihrer Schmeichler uns glauben machen möchte, muß nie zu ängstlich befolgt werden, aber auch nie darf eine Frau der Mode zum Troß in auffallender, ganz abweichender Weise sich kleiden. Ein solcher Mißgriff wird ihr von ihrem Geschlecht nie vergeben, wahrscheinlich eine derartige Nichtbeachtung des einmal durch das Herkommen sanctionirten Gebrauchs zeigt, daß die Frau fast und eitel genug ist, ihre eigene Meinung zum Troß aller Andersdenkenden zur Schau zu tragen.

Die herrschende Mode, welche es auch sei, müssen wir nach den Forderungen unserer Persönlichkeit zu modificiren suchen.

Kein excentrischer Schnitt, keine solche Verzierung darf uns, weil sie neu, zu ihrer Annahme verleiten, wie allgemeinen Beifall sie auch finden möge; denn die weite Verbreitung einer Mode ist nicht immer ein Beweis ihrer Gebiegenheit. Gleich einer falschen Münze wird sie oft nur in Umlauf gebracht, weil sie dem Vortheil Einzelner fröhlich.

Jede Frau sollte ihre Kleider mit Bedacht wählen, und so, daß sie Nützlichkeit mit Eleganz vereinigen. Sie müssen so beschaffen sein, daß sie die Annuth natürlich schöner Formen erhöhen, etwaige Unvollkommenheiten der Figur verdecken, dicht genug schließen, die Wellenlinien der Schönheit wiederzugeben, und doch nicht so eng, um die freie Bewegung der Glieder zu hemmen.

Eine kurze, gedrungene Gestalt sollte nie allzu weite, flatternde Gewänder tragen, welche schlanken, mageren Frauen so gut stehen, diese hingegen müssen sich in Acht nehmen, ihre Kleider nach einem Schnitt anfertigen zu lassen, welcher die Ecken ihrer Figur sichtbar macht. Anliegende Leibchen und enge Ärmel, welche für eine volle Figur sehr passend sind, müssen bei mageren Figuren vermieden, oder doch modificirt werden, durch geschmackvolle Hinzufügung einer Berthe und Ärmelvolants oder derartiger Besäße, welche den Schultern die verhältnißmäßige schöne Breite und den Armen eine gefällige Rundung geben.

Kleider mit vielen hoch hinaufgehenden Volants stehen kleinen Damen sehr schlecht, indem sie die kleine Figur in zu viele Partikeln theilen, und ihr das richtige Verhältniß nehmen; für große Damen dagegen sind Volants eine sehr graziose Verzierung des Kleides.

Halbhoher Ausschnitt des Leibchens ist fast immer unschön, weil er der Figur ein ängstliches, zusammengedrücktes Ansehen giebt. Ein hohes Kleid ist bei weitem vortheilhafter für die Gestalt, eben so ein ganz ausgeschütteltes. Nur muß das erste nur so hoch hinaufreichen, um die Biegung des Halses nicht zu verdecken, und das letztere nicht so tief hinab, daß es geschmacklos und kokett erscheint.

Trägt ein junges Mädchen ein zu tief ausgeschütteltes Kleid, giebt sie dadurch zu erkennen, daß ihr die Bescheidenheit, dieser hohe Schmuck der Jugend, fehlt, und in reiferen Jahren ist es ein Beweis widriger Coquetterie, welche statt Bewunderung Ekel erregt.

Es ist jeder Dame anzurathen, ihre Kleider nach ihrem eignen Geschmack und nicht nach dem des Schneiders anfertigen zu lassen, wie vollkommen derselbe auch sein Fach versteht, denn stets kann eine Dame besser beurtheilen, was ihrem Gesicht und ihrer Gestalt zusagt, als der größte „Tailleur“, welcher nur die Forderungen der Mode bei seinen Arbeiten berücksichtigt, und nicht die Eigenthümlichkeit der Person, für die das Werk bestimmt ist.

Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, über vortheilhafte und unvortheilhafte Farbenwahl hinsichtlich weiblicher Kleidung Regeln aufzustellen, denn der gute oder schlechte Ein-

druck einer Farbe hängt von so vielen Neben Umständen, ja sogar von dem feineren oder gröberen Stoff des Kleides ab. Eine Farbe, die in zartem Gewebe schön und kleidend ist, kann an schlechterem, stärkerem Stoff ordinair und geschmacklos sein.

Die eine Regel aber läßt sich auf alle Fälle weiblicher Toilette anwenden, daß stets eine Farbe in ihr vorherrschen müsse, welcher die anderen sich unterordnen und die sie harmonisch ergänzen müssen. Ein gedankenloser Mißgeschick nicht zusammengehöriger, unpassender Farben am Anzug einer Dame verräth mehr als Alles schlechten Geschmack.

Dunkle Farben stellen zwar stets die Persönlichkeit in das vortheilhafteste Licht, wie die Schönheit eines Gemäldes durch dunklen Hintergrund gehoben wird, doch giebt es Gelegenheiten, welche einen hellfarbigen Anzug erfordern.

Das Gefühl der Wohlständigkeit und Bekanntschaft mit dem, was man „guten Ton“ nennt, werden eine Frau stets richtig leiten, und sie für jeden Zweck den passenden Anzug finden lassen.

Es wird zuweilen behauptet, das Studium des Anzugs sei ein unwürdiges, führe die Frauen dahin, auf die äußere Erscheinung allzu großen Werth zu legen, und über die Sorge der Toilette ernstere, heiligere Pflichten zu vernachlässigen. Die Sorgfalt für das Aeußere kann allerdings ausarten und in Eitelkeit und Narreteit übergehen, doch daß sie das nicht thue, muß die Erziehung zu verhüten suchen.

Der Anzug des Menschen hat eine Physiognomie, wie sein Gesicht, aus welcher auf den Charakter desselben zu schließen dem Kenner leicht ist; welche Frau sollte daher nicht streben, daß ihre Kleidung stets Zeugniß gebe von Eigenschaften, welche dem Weibe immer und überall zur Ehre gereichen: von Reinheit, Geschmack und Anstandsgefühl. [2661]

### Daheim.

Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).

Wieder hängt der Herbst seinen grauen Wolken-Mantel über das Himmelsgewölbe und träufelt daraus auf die verwehten Fluren die Thränen des Regens, oder den traurigen Nebel.

Die Natur hört auf, uns an sich zu locken durch Lächeln des Sonnenscheins, durch den lauen Athem schmeichelnder Rüste, durch den Schmuck der Blüthen und Früchte; ja selbst das bunte Gewand der Blätter legt sie ab, um sich bald einzuhüllen in das warme Bett des Schnees. Sie will nun auch ruhen und schlummern, die liebevolle Mutter, und sie schickt die Winde, die mit rauher Geberde den Menschen gebieten, die Entschlafene nicht zu stören. Bleibt daheim! heult der Nordost und rüttelt an den Doppelfenstern, als wolle er selbst sich unter das schützende Dach flüchten. Bleibt daheim! küstert der niederstinkende Regen. Bleibt daheim! rauschen die kahlen Baumzweige.

Daheim! Der Winter erst giebt uns das rechte Heimathsgelühl, und nur der Nordländer weiß daher auch die Behaglichkeit der Heimath zu schätzen, sie sich recht und ganz zu bereiten.

In den großen Zimmern italienischer Paläste, wo die Winde in den Kaminen heulen und durch das über verwahrte Fenster blasen, will das Heimathsgelühl sich nimmer entwickeln. Die armen Bewohner hüllen sich in ihre Mäntel und flüchten aus dem zugigen ungemüthlichen Hause in die Behaglichkeit eines Rauch- oder Lesekabinetts, einer Weinschenke oder einer ähnlichen öffentlichen Anstalt, — bei uns aber senkt sich der frühe Abend auf die winterliche Landschaft und um des Lichts gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner.

Wohl mag die Natur des Südens reicher sein an üppiger Pracht, dem Norden gab sie zum Ersatz dafür, mit dem rauhen Winter, die stillen Behaglichkeiten der Heimath.

Der Ofen, dieser treueste Freund des Nordländers, empfangt ihn mit seiner milden Wärme. Es ist etwas gar zu Süßes, den Hauch des warmen Ofens zu spüren, wenn man in das gemüthliche Zimmer tritt. — Es ist ordentlich wie eine Bewillkommung voll Herlichkeit, wie ein liebevolles treues Wort. — Die herabwallenden Gardinen halten treue Wache vor den Doppelfenstern und lassen Nacht und Kälte, diese Feinde alles Lebens, nimmermehr ein in den traulich warmen, freundlich erhellen Raum.

Lampenlicht spinnst seine Goldfäden über den Familienstisch und schickt sie bis in das fernste Winkelchen, wo der alte leberbeschlagene Lehstuhl wohnt, den wir früher als Kind an den Tisch zu schieben pflegten für die liebe Großmama, die jetzt auf dem Kirchhof unter beschneetem Hügelchen schlummert. — Im Dämmerlicht der Lampe scheint ihr liebes Gesicht uns zuzulächeln. — Erinnerung, dieser treueste liebevollste Genius von allen, die den Menschen durchs Erdenleben begleiten, wohnt am sichersten, am liebsten in der Heimath! — Da streut sie ihre Paradiesesblumen, ihre Rosen ohne Dornen, auf die alten, uns seit der Kindheit vertrauten Geräte und knüpft ihr Zaubernez an die schlichtesten Gegenstände, die Liebe und Gewohnheit dem Herzen zu Heiligthümern gemacht haben.

Der Winterabend ist lang. Das dolce far niente des Südländers paßt nicht für seine trauliche Stille. Dazu gehört das Rauschen der Wellen im Mondlichte, das Klüstern des Westes in belaubten Zweigen; die Wärme des Ofens, das Licht der Lampe locken einen edlen Gefährten der Menschheit in den Kreis der vereinten Familie, den Fleiß,

Der zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reibt, aber mit seinem stillen Wirken eine der reinsten Seligkeiten, das Glück des Schaffens, in der Seele erblicken läßt. Wenn sie so neben einander sitzen, die in Liebe verbundenen Glieder einer Familie, jedes in seiner Weise und nach seinen Kräften beschäftigt mit etwas Nützlichem oder Schönem, da schauen die Engel lächelnd zu ihnen hernieder; der Fleiß, ihr erdgeborener Bruder, hat den Fluch, mit dem Jehovah den sündigen Menschen aus dem Paradiese

verbannte, gebrochen und in Segen verwandelt. Er bedarf nicht der Rückkehr ins Paradies, er weiß es nun sich zu schaffen.

Die Heimath, erfüllt von Liebe, geschmückt und veredelt durch Fleiß und Thätigkeit, die Heimath, in der jedes warme Gefühl der Menschenbrust sich ergießen kann in liebevollen Werken und Handlungen, ist das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können; denn selbst wenn wir es verlassen müssen, — haben wir es nur einmal recht besessen, so nehmen wir die Kraft in unserm Herzen mit uns, es überall von Neuem um uns erblicken zu lassen.

Daheim! daheim! kein süßeres Wort hat die Sprache, und der Winter, der viel gescholtene, läßt uns die Süßigkeit der Heimath erst recht finden und genießen.

Wenn der Schnee wirbelnd zu Boden sinkt und am Leuchtthurm weht über die erstorbene Erde, wenn vor dem eisigen Hauche des Windes die Wolken über's Himmelsgewölbe fliehen und die Wipfel der Bäume in Forste sich knarrend beugen, wenn die Meereswogen wild schäumend aus eisumstürzte Ufer schlagen und der Leuchtthurm mit schimmerndem Auge hinausragt auf das empörte Element, dann, dann weiß der Schiffer, der Jäger, der einsame Wandermann, daß daheim ihn das Glück erwartet, das ächte, rein menschliche Glück, das der Reiche nicht für Gold erkaufen kann und das der Arme nicht vermissen wird, wenn er ein Herz voll Liebe, wenn er die fleißige Hand besitzt, welche jenem fehlen.

Denn nur Liebe, Liebe und Fleiß gründen und schmücken die Heimath.

Mit Geld kauft man ein Haus, man füllt es an mit den schönsten Geräthen, man putzt es auf mit tausend modischen und kostbaren Dingen, man läßt Ambradüste die glänzend erhaltenen Räume durchziehen, aber das Haus ist noch lange, lange keine Heimath.

Fragt den Jüngling, der in ihm erwacht ohne Eltern- und Geschwisterliebe, ohne den Reiz geregelter Thätigkeit — er kennt dort nicht das Glück des Heimathgelüths, seine Heimath war das kleine Stübchen, in welchem die Amme ihm Nippel auf dem Ofenbriet und den Eintretenden empfangt mit dem Lächeln der Liebe im sonnengebräunten Angesichte; das Stübchen ist seine Heimath, wo sie ihn Nege knüpfen lehrte, während Caro, der alte Hund, sich vor dem Ofenfeuer dehnte und die Hand des Knaben leckte, der gern mit ihm spielte. Das Heimathgelühl ist ein Zauber, der vom Herzen ausgeht und das Herz erfaßt. Wohl spricht es sich aus in Neugierigkeiten, aber der Zauber derselben vergeht, sie sind matt und todt, wo nicht das Herz, sondern das Gold sie geschaffen.

Blickt in das Haus, das eine Heimath ist, gleich viel ob Reichthum darin wohnt oder nicht; das Behagen hat kein Plätzchen eben so gut auf der hölzernen Ofenbank, als auf dem weich gepolsterten Sopha, wenn nur fleißige Hände bei- des rein und sauber erhalten. Die Gemüthlichkeit setzt sich eben so gern an den einfachen mit altem Geräthe besetzten Familienstisch, als an den vom Luxus aufgeschmückten, wenn nur an diesem wie an jenem ein liebendes Herz auf den Geschmack jedes Familiengliedes Rücksicht nahm.

Wer eine Heimath besitzt, der freut sich ihrer, für ihn hat der Winter keinen Schrecken, denn die Sonne der Liebe geht nicht unter in der trauten Beschränkung, die alles umschließt, was das Herz bedarf zum Glücke. Wer eine Heimath besitzt, der wirke mit Ernst und dankbarer Seele, nicht bloß für die Seinen, sondern für alle Menschenbrüder so weit seine Kraft dies zuläßt, denn wohl hat er Grund zur Dankbarkeit gegen den Geber aller guten Gaben und diese kann er ja nur zeigen durch thätige Menschenliebe.

Die Heimath zu schmücken, zu verschönern, sie zu dem zu machen, was wir unter diesem süßen Namen begreifen, ist die Aufgabe des Weibes hienieden, gleichviel, ob dasselbe als Gattin oder Mutter, als Schwester, Tochter, oder als Pflegerin der Armen wirke. Ein hoher, ein heiliger Beruf! Und sie kann und soll ihn erfüllen, ob ein Palast oder eine Hütte der Schauplatz ihres Wirkens sei.

Wie sollten unsere Herzen nicht stolzer, freudiger schlagen, wenn wir die Erhabenheit dieses uns von Gott zugewiesenen Berufes erkennen, ein Beruf, welcher dem Willen des Weibes den Adel der Poesie verleiht, ob sie mit liebender Hand köstliche Blumen auf Marmorconsolen ordne, oder sich bemühe und arbeite im engen, prunklosen Raum, damit es den Thrigen „daheim“ wohlgefalle.

Das Weib ist auf Erden die Hohepriesterin der Göttin Poesie, ob sie auch keine künstlichen Canzonen und Ritornelle zu schreiben verstehe, wenn sie denen, welche das Geschick mit ihr verbunden, das Leben zu verschönern weiß, indem sie ihnen die Heimath theuer macht. — Denn die tiefste, beglückendste Poesie ist — die Poesie der Heimath!

[2695]

### Die Kleinstädterinnen.

Von Amely Bötte.

Wir können nicht Alle in einer großen Stadt geboren und erzogen werden, und müssen darum versuchen den Nachtheilen zu begegnen, welche hauptsächlich den Mädchen aus ihrer Erziehung in einem kleinen Orte erwachsen. Diese Nachtheile sind groß, das läßt sich nicht hinweg leugnen. Inbess'n sind sie in vielem Bezug auch willkürlich herbeigeführt und könnten durch etwas Fürsorge vermieden werden.

Schule und Haus sind die beiden Pole, um die sich das Leben der Kinder bewegt. Prüfen wir, inwiefern beide in kleinen Städten zurückstehen vor der Hauptstadt.

Ein großer Ort wird, was den Elementar-Unterricht betrifft, keine besseren Lehrer aufweisen, wie ein kleiner; Geographie, Geschichte, Rechnen, Schreiben, das Alles wird den Schülerinnen hinreichend gut gelehrt; aber Sprachen und Musik leisten nicht das Gleiche. In diesen ist die Unterwei-

Jung mangelhaft und die Abhilfe oft schwer. Indessen — sind diese Talente mehr ein Schmuck, als eine Nothwendigkeit und wenn die Eltern ernstlich streben, so werden sie durch Gemeinlichkeit auch stets diesen Schmuck erschwigen können. Man sucht eine Lehrerin zu gewinnen, welche Französisch und Englisch spricht, man ladet eine Ausländerin ein, gegen den Vortheil der Erlernung des Deutschen, ihre Sprache mitzutheilen; und sucht eine musikalische junge Dame auf ein paar Jahre in dem Orte zu fesseln; dies Alles ist dem guten Willen möglich und von ihm erreicht worden. Durch solche Kenntnisse und Talente aber streift sich der Typus der Kleinstädterei immer noch nicht ab, und von diesem wollen wir hier hauptsächlich reden: denn ein wohlgezogenes Mädchen, sei sie geboren und erzogen wo sie wolle, sollte überall ihre Geltung finden, und keine Werkzeichen an sich tragen, die ihr den Anstrich des Lächerlichen geben können. Diesen gewinnt sie aber, sobald sie erstens auf ihre Sprache nicht geachtet hat. Es genügt nicht, daß sie ihre Muttersprache grammatikalisch verstehe und richtig schreibe; sie muß sie auch schön und wohlklingend und vor Allem ohne Dialect sprechen. Sie darf nicht durch die Nase reden, nicht Sylbenverschlucken, nicht ihre Worte überstürzen; sie darf nicht statt Nein Ne sagen, für Nun Nu — und dergleichen Provinzialismen mehr anheimfallen, welche sogleich die Vernünftigen aufkommen lassen, als habe sie in keiner gebildeten Umgebung gelebt. Gerade auf ihre Muttersprache kann sie nicht genug Aufmerksamkeit verwenden, um sie schön, wohlklingend und rein zu sprechen, wodurch allein sie sich ihren Platz in der gebildeten Gesellschaft der ganzen Welt anweist. Das mündliche Erzählen einer Geschichte, die mündliche Mittheilung des Inhaltes eines Buches sollte daher unerläßlich zum Schulunterrichte gehören.

Neben dieser Aufmerksamkeit auf die Muttersprache dürfte ferner in der Schule die Haltung der Mädchen berücksichtigt werden. In einem kleinen Orte findet auch darin ein gewisses laissez aller statt; sie sind nicht gewöhnt auf sich zu achten, sie unterwerfen sich keiner Form; Tanzlehrer hat man nur mit seltenen Ausnahmen, das Schönheitsturnen ist noch nicht eingeführt, und doch ist beides zu einer Mädchenerziehung unerläßlich. Man dürfte daher nicht unterlassen die Lehrerinnen an den Schulen aus einer Anstalt zu wählen, wo Beides getrieben wird, wie z. B. die des Herrn Dr. Marquart in Dresden, wo Erzieherinnen gebildet werden, welche ihrem Berufe nach allen Seiten hin gewachsen sind.

Tritt ein junges Mädchen mit hübschem Gange und schöner Haltung auf, redet sie ein reines wohlklingendes Deutsch, so hat sie durch den ersten Eindruck gewonnen, und Niemand wird ihr vorwerfen, daß sie auf einem Dorfe aufgewachsen.

Erreicht nun aber die Schule diese Vortheile, so darf das Haus nicht aufhören ihr nachzuhelfen. Auch hier darf von keinem Gehelassen die Rede sein. Das häusliche Leben kann sich in einer kleinen Stadt sowohl wie in einer großen in gewissen Formen des Wohlstandigen bewegen, die dem Mädchen zur andern Gewohnheit werden, und sie braucht auch hier nicht jener Kleinlichkeit zu verfallen, die sie in einem Salon der großen Welt zur Zielscheibe der Witze macht, d. h. wenn ihre Eltern es nicht selbst wollen, daß sie es werde.

Da wir hier von den gebildeten Ständen sprechen, so nehmen wir auch an, daß der Vater ein unterrichteter Mann sei, der, wenn er auch seinem Fache obliegt, doch immer mit der Welt fortschreitet, und mit seinen Geschäftsfreunden eine Unterhaltung führt, die allen Kochtöpfen ferne liegt. — Spreche er sich nun auch seiner Familie gegenüber auf solche Weise aus, lasse er seine Töchter hören, was ihn beschäftigt, so werden sie sich gewöhnen über die Scholle hinaus zu denken und den Umkreis ihres Städtchens nicht als die Welt anzusehen, um welche sich das Universum dreht. Das wird sie auch vor dem Hochmuth bewahren, der den Kleinstädterinnen oft anklebt. Weil der Vater ein Bürgermeister oder Amtshauptmann ist, fühlt die Tochter sich außerordentlich gehoben; weil sie besser gekleidet als des Pastors Töchter, glaubt sie sich reich; weil sie ein bißchen geläufiger auf dem Klavier trommelt, als Gretchen und Lieschen, so hält sie sich für ein musikalisches Talent. — Wir können unsern Werth immer nur durch Vergleiche messen. So vergleiche sie sich nicht mit dem, was neben und unter ihr steht, sondern mit dem, was in der Ferne sie weit überragt, das feuert sie an zu streben, und giebt ihr Einsicht. Mit einem richtigen Urtheil, mit Kenntniß von dem, was in der Welt vorgeht, wird sie überall ihren Platz in der Gesellschaft finden; redet sie aber in der Hauptstadt von dem neuen Sopha der Frau Bürgermeisterin in ihrem Heimathstädtchen, so hat sie sich selbst ihr Urtheil gesprochen. Wahre Bildung erwirbt sich überall; nur mache man sich klar, worin sie besteht. [2656]

### Das Stopfen

von Marie L.

Die Mode, eine der mächtigsten Gewalten unserer Zeit, hat mit ihrem Scepter auch den Arbeitstisch berührt und einen anderen aus ihm gemacht. Gewiß, wenn eine fleißige Frau bei nächtlicher Weile in unseren Zimmern erscheinen würde, um nachzusehen, wie ihre Vrenkelinnen die häusliche Tugend des Fleißes in weiblichen Handarbeiten betreiben, sie würde nicht wenig erstaunen, statt Spindel und Rocken bunte Wolle und Filletadel, Vincettes, Hammer, Feile, Pinsel, Leder, Papp, Draht und all die tausend Kleinigkeiten zu finden, die die Modedame jetzt zu ihren Beschäftigungen am Arbeitstisch nöthig hat. — Der früheren Monotonie in den weiblichen Handarbeiten gegenüber ist dieser Fortschritt sehr lobenswerth, denn wahrlich schöne und nützliche Gegenstände gehen aus der Hand der geübten Arbeiterin hervor, und dienen zum Schmuck der Zimmer, während früher höchstens eine Tapissierarbeit, die ein halbes Frauenleben kostete, und oft in Zeichnung und Material ganz verfehlt war, von dem Fleiß und der Geschicklichkeit unseres Geschlechts Zeugniß ablegen konnte.

Allein auch manche nützliche Beschäftigung, die früher fleißig geübt wurde, ging in dieser allgemeinen Umwälzung

verloren, und ist es namentlich eine, in der das heranwachsende Geschlecht unterwiesen werden sollte, da das Bedürfnis geblieben ist, und von der einfachen Hausfrau, wie von der großen Dame in gleich dringender Weise empfunden wird. Wir meinen die Kunst des Ausbesserns und Stopfens.

Fast jede Stadt hat ihre Kunststopferin, allein wenn diese ihre Kunst versteht, ist sie gewöhnlich mit Arbeit überhäuft, und läßt sich oft ganz enorm dafür bezahlen. Wohl jede unserer verehrten Leserinnen hat in ihren Schränken irgend ein theures Andenken, in Gestalt einer künstlich gestopften Spitze, eines Kleides, Schleiers, oder noch häufiger eines feinen Tafeltuchs, oder Serviette, die durch einen Lichtfunken und einen Schnitt bei einer frühlichen Tafel verlegt wurden. In früherer Zeit verstanden die Frauen der besseren Stände sehr gut, solche Schäden selbst auszubessern, und man wird mit Staunen erfüllt, wenn man sieht, mit welcher Umsicht und Sorgfalt Möbel- und Kleiderstoffe, Spitzen u. dgl. aus früherer Zeit ausgebessert und gestopft sind. Es ist diese Kunst freilich nicht sehr schnell gelernt, und muß stufenweise in frühen Jahren, wo man noch gern und willig zeitraubende Dinge lernt, mit dem Unterrichte begonnen werden, doch sollte man in jeder Familie, wo mehrere Töchter sind, wenigstens eine darin unterweisen lassen, in Anbetracht des großen Nutzens, den eine solche geübte Hand in jedem Hauswesen bringen kann. — Ein Kind, das Gedult, gute Augen und Freude am Weiblichen hat, wird es gern lernen, und jede Vorsteherin einer Nähhschule kann es darin unterrichten. Es sind 4 Stopfarten, die erlernt werden müssen, und wovon jede ihre besondere Weise hat: Strickstopfen, Mattstopfen, Gebildstopfen und Tüll- oder Spitzenstopfen. 1 und 2 sind leicht und wohl Jedermann bekannt, nicht jedoch 3 und 4, was nur sehr wenig Damen gründlich verstehen. Um dieses Kunststopfen zu erlernen, bedarf die Anfängerin eines Stopftuches, aus welchem Stücke geschnitten werden, um dann irgend ein vorgelegtes Muster künstlich hineinzustopfen. Man macht dies stets zuerst in grobem Garn, um etwaige Fehler leichter zu entdecken, und auch, um in späteren Jahren die Verfahrungsweise am Stopftuch deutlich nachsehen zu können. Das Tüllstopfen ist das letzte und schwerste, und wird dasselbe gleichfalls an einem besonderen Stopftuche erlernt, herausgeschnittene Stücke durch Einstopfen erfolgt, und endlich das Meisterwerk der Stopferin, das Einstopfen von Spitzenstücken und Spitzengrund aller Art erlernt.

D, es ist ein weites Feld des Lernens, Auffassens und Beobachtens, ein wahres Studium! Es giebt dabei zu errathen, zu erfinden, Hindernisse aller Art zu besiegen, und bald wird es aus einem trockenen Lehrgegenstand eine Quelle des Interesses und der Freude.

Möchten wir mit dieser kleinen Anregung der schönen und nützlichen Stopfkunst einige Jüngerinnen erworben haben! Sie werden, sobald sie die Anfangsstudien überwunden haben, sich reichlich für ihre Mühen belohnt fühlen durch die ins Auge fallende praktische Seite der Sache! [2665]

### Der schlimmste Feind.

Du zürst, daß Deiner Feinde Macht Mit großem Drang und Schwallde Bald heimlich, bald in offner Schlacht Dich neidiß überfalle. Wohl! so setze Dich zur Wehr! „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, Es muß Dir doch gelingen!“

Indeß bedenke, lieber Christ, Daß Du vom Anbeginne Dein schlimmster Gegner warst und bist In Deinem argen Sinne: Träg, feig und doch voll Trutz, Boll Hoffahrt und voll Eigennutz, Wie auch so manche Andre.

Die Welt, sie ist zwar schlimm genug Und suchst Dich zu berücken, Sie ist voll Haß, voll Lug und Trug Und voller böser Tücken. Sie gönnt Dir selbst das Leben kaum Und neidet Dir den kleinen Raum, Auf dem Du stehst und wandelst.

Mehr aber als die Menschheit noch Haßt Du Dich selbst bestritten, Und was Du litt'st, das hast Du doch Weißt durch Dich selbst gelitten. Viel heft'ger als die arge Welt Liegst selbst Du gegen Dich zu Feld — Das sollst Du nicht vergessen!

Zwei Wesen trägt Du tief in Dir, Die sich voll Grimm bekämpfen, Das eine ist voll Lust und Gier, Das andre will sie dämpfen. So streiten sie in Deiner Brust Mit immer wechselndem Verlust Und wechselndem Gewinne.

Drum schleudre kräftig Pfeil auf Pfeil Auf Deinen innern Gegner, Sonst wird er Deinem bessern Theil Tagtäglich überlegner. Und wenn Du ihn nach Heldenbrauch Zu Boden warfst, dann hast Du auch Die Welt mit überrunden.

Hermann Marggraff.

### Verschiedenes Badwerk für die Weihnachtszeit.

#### Königs-Kuchen.

Man nimmt hierzu so viel frische Butter als 8 Eier wiegen, ebensoviel gestiebene Zucker, woran die Schale von 1 Citrone abgerieben, und das gleiche Gewicht auch vom feinsten Dampf- oder Kraftmehl, rührt zunächst die Butter zu Sahne, giebt dann nach und nach je 1 Ei und 1 Löffel voll Zucker dazu, bis beides verbraucht ist, und mischt zuletzt noch den Saft der Citrone, ferner das Mehl, ¼ Pfund gereinigte Korinthen und eine Messerspitze voll Hirschkornsalz dazu. Diese ganze Masse füllt man nun sogleich in eine mit Butter ausgestrichene Form und läßt sie in einem gut ausgeheizten Ofen eine Stunde unangerührt gar backen.

#### Vanille-Bisquit.

Man rührt ½ Pfund Zucker, von 6 Eiern das Gelbe und eine Stange gestoßene und gestiebte Vanille zusammen, schlägt das Weiße der 6 Eier zu Schnee, rührt dies nebst 4 Loth feinem Mehl an die Masse, belegt ein Blech mit Papier, setzt vom Teig Häufchen in der Größe eines halben Eiz, bestreut diese mit Zucker und bäckt sie bei mäßiger Hitze.

#### Süße Makronen.

Man sibt ½ Pfund süße Mandeln, nachdem sie fein abgeschält, ziemlich gröblich, darauf rührt man 2 Eiweiß mit ½ Pfund feinst gestoßenen Zucker und etwas Citronensaft so lange tüchtig durch, bis Blasen entstehen, giebt dann die gestoßenen Mandeln unter starkem Rühren hinzu. Von dieser Masse setzt man wallnuggroße Häufchen auf Oblaten oder Papier, bestäubt sie mit feinem Zucker und bäckt sie in gelinder Ofenhitze zu schöner gelber Farbe.

#### Bittere Makronen.

Die Zubereitung ist dieselbe, nur nimmt man halb süße, halb bittere Mandeln, und auf 1 Pfd. Mandeln 1 ¼ Pfd. Zucker.

#### Hobelspäne.

Es wird von 2 Eiern das Weiße zu fleisem Schaum geschlagen, dann mit ½ Pfd. Zucker, nebst der abgeriebenen Schale einer Citrone und dem Saft derselben dick gerührt. Dann schneidet man ½ Elle lange und 2 Finger breite Streifen von Oblaten, bestreicht sie mit der Masse, bestreut sie mit farbigem Streuzucker, bäckt sie auf einem mit Wachs bestrichenen Blech und wickelt sie noch warm über ein rundes Holz. Wenn man die Masse roth haben will, so kann man den steif geschlagenen Schaum mit Kornblumen oder Erdbeersaft färben — auch statt des Streuzuckers Pomeranzenschalen und Citronat nehmen.



### Büchertisch.

Wir können die Weihnachtszeit nicht herannahen sehen, ohne unsere Leserinnen auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches zu dem Bedeutensten gehört, was in neuester Zeit auf dem Felde der Literatur erschienen.

Wir meinen: Das Lehrbuch der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Jugend von Dr. A. B. Reichenbach; mit zahlreichen Abbildungen und colorirten Kupfertafeln. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Der Name des Verfassers allein wäre schon hinreichende Gewähr für den Werth eines Buches, welches sich die Aufgabe gestellt hat, dem jugendlichen Gemüth und vorzugsweise dem weiblichen die Wunder der Natur gründlich in belehrender und sinnig ansprechender Weise zu offenbaren. Wie der Verfasser darüber denkt, spricht er in der Vorrede seines Werkes in folgenden Worten aus:

„Ein Lehrbuch der Naturgeschichte für die weibliche Jugend darf nicht eine trockne, gelehrte, vorherrschend systematische Schilderung der Naturkörper geben: es muß vielmehr, unbeschadet einer kurzen, aber gründlichen Charakteristik, die Naturkörper mit lebendigem Gefühl für alles Schöne und Edle, in einer das Gemüth ebenso, wie den Verstand anregenden Sprache schildern, und das Alles besonders hervorheben was das Gemüth veredelt, zugleich den Scharfsinn mächtig anregt und den Verstand bildet.“

Des ersten Theiles erstes Bändchen enthält die Naturgeschichte des Menschen, des ersten Theiles zweiter Band die Naturgeschichte des Thierreichs. Der zweite Theil enthält Botanik und Mineralogie und der dritte Theil wird eine Schilderung des Weltgebäude mit besonderer Berücksichtigung des Erdkörpers, sowie die Chemie umfassen. Eltern und Erzieher können für junge Mädchen kein Weihnachtsgeschenk finden, welches erfreuender und wahre Bildung fördernder wäre als dieses Buch.

In demselben Verlage erschienen in 4. Auflage und sind als Weihnachtsgeschenke zu empfehlen:

H. C. Andersen's sämtliche Märchen mit 125 Illustrationen nach Originalzeichnungen von B. Bechsen, in Holz geschnitten von Kreschmar. Elegant gebunden 2 ½ Thaler; und

H. C. Andersen's ausgewählte Märchen mit vielen Illustrationen. Elegant gebunden 1 ½ Thaler; cartonnirt 1 Thaler. [2694]

Original-Musik des Bazar.

### Bettlerliebe.

Gedichtet von Theodor Storm.

Andante assai.

Gustav Eggers.  
mf stringendo

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

D laß mich nur von fer-ne stehn und han-genstumm an Dei-nem Blick; Du bist so jung, Du  
Und ich, so arm und müde schon, ich ha-be nichts, was Dich ge-winnt. D wär' ich doch ein

bist so schön, aus Dei-nen Au-gen lacht das Glück, aus Dei-nen Au-gen lacht das Glück,  
Kö-nigssohn und Du ein arm ver-lo-r'nes Kind! und Du ein arm ver-lo-r'nes Kind!

[2666]



welches mit einem vierfach zusammengelegten Tuche verdeckt ist, zündet hierauf den Schwefel in dem Tiegel an, setzt den nassen Korb mit dem Flor darüber, läßt den Schwefel eine Zeit lang brennen und den Korb darüber stehen. Alsdann nimmt man den Flor heraus, spannt ihn möglichst glatt über ein mit Tuch beschlagenes Brett, taucht einen Schwamm in gekochte weiße Stärke und drückt damit den Flor auf das Brett. Sollten von der Stärke einige Bläschen auflaufen, so kann man sie mit einem feuchten Schwamm herausziehen.

Gegen die Hitzblättern und sonstige Flecken im Gesicht

ist folgende Tinktur anzuwenden. Man nimmt 1/2 Quentchen Borax, löst diesen in 1/2 Unze Romenzweigenwasser und 1/2 Unze Rosenwasser auf, und betupft damit die Blättern mehrmals des Tages, indem man die Flüssigkeit darauf trocknen läßt.



Reinigung der Bettfedern.

Alle in den Betten zusammengeballte Federn erhalten ihre verlorene Reinheit und Elasticität wieder, wenn man sie in ein Faß ausleert, mit Seifenwasser begießt und kräftig umrührt. Man preßt darnach das Wasser mit den Händen aus, trocknet und klopft die Federn mit dünnen Ruthen.

Geschmorter Hase (ein englisches Gericht).

Nachdem der Hase gereinigt, wird er in Stücken geschnitten, mit Pfeffer und Salz bestreut, und mit Butter in einer Pfanne braun gebraten. Dann mischt man etwas klein gewiegte Sardellen, ein Zweigchen Thymian, etwas geschnittene Petersilie, etwas gestopene Muskatblüthe, Nelken und geriebene Citronenschale, nimmt die Stücke Fleisch heraus, läßt das Fett ablaufen und streut diese Mischung über das Fleisch. Nun schneidet man 1/2 Pfd. Speck in sehr dünne Scheiben, legt einige Stücke des Fleisches in einen Topf, darüber eine Lage Speck, dann wieder Fleisch u. s. f., so lange, bis Fleisch und Speck verbraucht sind. Hierauf wird 1/2 Quart Wasser in den Topf gegossen, und der Topf so fest zuge deckt und beschwert, daß der Dampf nicht heraus kann. Dieser Topf wird in einen Kessel mit kaltem Wasser gesetzt, in welchem, zum Sieden gebracht, das Fleisch 3-4 Stunden kochen muß, je nachdem der Hase jung oder alt. Dann wird der Topf herausgenommen, aller Speck, der nicht zerfloßen, entfernt, das Hasenfleisch in einem Casserol geschmort, mit etwas Moucheron, und etwas Butter und Mehl, um die Sauce zu verdicken; auch etwas Citronenschale erhöht noch den schönen Geschmack der Sauce.

Dieses Gericht ist zwar kein ganz leichtes, doch ein so kräftiges und pikantes, daß es wohl den Gaumen eines Feinschmeckers befriedigen kann.

(Neue Methode zum Durchzeichnen.) Die bisher üblichen Methoden zum Durchzeichnen sind bekanntlich ziemlich unständlich. Die neue Methode gewährt den Vortheil, daß man nicht allein mit Bleistift, sondern eben so leicht auch mit Tinte, Tusch- und Wasserfarben eine Zeichnung, Figur, Schrift oder Malerei direkt auf weißes, an und für sich undurchsichtiges Brief-, Schreib- oder Zeichenpapier übertragen kann. Sie ist ganz einfach und der vielseitigsten Anwendung fähig.

Man legt nämlich das Papier, auf welchem man die Zeichnung haben will, auf das abzugeichnende Original, bestreicht das obere Papier mit Baumwolle, die mit reinem Benzol (das ist einer der flüchtigsten, leichtesten Bestandtheile des Steinkohlentheers) getränkt worden ist. Die beschrifteten Stellen des Papiers werden dadurch, daß sie das Benzol aus der Baumwolle in ihre Poren aufnehmen, ebenso durchsichtig wie das beste Oelpapier oder Durchzeichnenspapier, so daß man die feinste Zeichnung auf der Unterlage, welche hierbei nicht im mindesten leidet, deutlich genug erkennt, um sie durchzeichnen zu können, auch wird das Papier durchaus nicht faltig oder wellenförmig, sondern bleibt ganz glatt und eben. Das auf solche Weise mit Benzol ganz benetzte Papier läßt sich gleich leicht mit Bleistift, Tinte, Tusche und Wasserfarben bezeichnen oder bemalen, ohne daß z. B. die Tinte oder Tusche nur im mindesten fließt oder zerläuft. Dennoch haften die auf das mit Benzol getränkte Papier aufgetragenen Bleistift-, Tinte- oder Tuschrüthe viel fester und dauerhafter, als gewöhnlich auf demselben, und selbst sehr zart geführte Bleistiftstriche lassen sich nachher nur schwer durch Gouachouc wieder wegreiben.

Will man größere Originale durchzeichnen, so befeuchtet man das Papier nur nach und nach mit dem Benzol, und sollte während des Durchzeichnens auf der eben befeuchteten Stelle das Papier trübe werden, bevor man ganz fertig ist, so braucht man nur wieder etwas neues Benzol darauf zu bringen. Nach beendigter Arbeit läßt man das Papier liegen, das Benzol verfliehet rasch davon und in dem Maße wird auch das Papier wieder ebenso weiß und undurchsichtig, wie es erst war, ohne daß man Flecke darauf oder einen Geruch bemerken kann, wenn man gut gereinigtes Benzol verwendet hatte. Ueberhaupt riecht das reine Benzol durchaus nicht unangenehm und sein Geruch ist keinen nachtheiligen Einfluß auf den Zeichner aus.

D. G.

(Amerikanische Eishütte.) Die Amerikaner bauen die Eishütte ganz oberhalb der Erde und der Bequemlichkeit wegen in der Nähe der Küste. Eine solche Hütte ist etwa 16-20 Fuß im Quadrat und circa 12 Fuß hoch von 3 Fuß dicken Zorfwänden aufgebaut, und wird der Zorf im Verbands aufgesetzt; aber anstatt des Kaltes nimmt man Sägepläne, um die Zwischenräume auszufüllen, und damit der Zorf Haltbarkeit hat, wird ein gewöhnliches Ständerwerk aufgeführt und von außen der Zorf mit horizontal liegenden Brettern verkleidet, die etwas übereinander lassen. Der Zorf muß zu diesem Zwecke recht lose und lang sein. Ganz besonders wichtig ist es aber, daß auch unten im Fußboden 2 Fuß hoch Zorf liegt, oder Holz, und unmittelbar auf dem Eise wieder Stroh und Häfeln, um dadurch das Eis von allen Seiten mit schlechten Wärmeleitern zu umgeben. Die Wände müssen natürlich durch ein Stroh- oder Rohrdach verbunden sein. Auch müssen doppelt Thürnen davor sein, die nach Norden liegen, und der Zwischenraum dieser Thürnen wird mit Stroh ausgefüllt, welches vermittelst alten Leinens an die Thür genagelt wird. In einem sehr bedeutenden Hotel fand ich das Eis auf diese amerikanische Art aufbewahrt, und verführte mich der Wirth, daß ihn diese Hütte 70 Zbr. gekostet, dagegen ein gewöhnlicher Eiskeller, der ihn über 1000 Zbr. gekostet, sich ganz unpraktisch bewiesen hätte, weil er von Steinen erbaut war. Um nun das täglich wiederholte Öffnen der Eishütte zu vermeiden, hatte derselbe Wirth eine Kiste für Eis im Vorrathskeller, um in derselben das Fleisch, Geflügel etc. aufzubewahren. Es wurden dabeist alle 8 Tage nur etwa 3 Eimer voll Eis geholt und in diese Kiste eingelegt. Diese war 3/4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit. In dieser stand eine zweite Kiste und war der Zwischenraum dieser beiden mit Sägeplänen ausgefüllt und mit doppeltem Deckel versehen, der mit Häderling angefüllt war. Das Fleisch wurde in dieser Kiste ganz mit Eis bedeckt, und hielt sich im Sommer 8 Tage ganz gut darin.

F.

#### Waschen von Sammet.

Zwei Rindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in weichem Wasser gekocht und fleißig umgerührt; der Sammet auf ein reines angefeuchtetes Brett gelegt und mit der zubereiteten Mischung mittelst eines Läppchens ziemlich stark befeuchtet; darauf wickelt man ihn über ein Mangelholz und rollt ihn bis der Schmutz verschwunden ist, alsdann wird er durch reines Wasser gezogen, noch ein Mal gerollt, endlich aufgehängt, damit er halb trocken werde. Mit in Wasser gewechter und aufgekochter Hausenblase wird der halb trockene Sammet naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen und so lange gerollt, bis er trocken ist, zuletzt mit einem Tuche wieder aufgerieben.

#### Waschen der Schleier.

Weißer Schleier werden in lauwarmem Seifenwasser gewaschen, leicht ausgerungen, dann in kaltem Brunnenwasser gespült, etwas gestärkt und geblaut, zwischen den Händen halb trocken geklopft, dann aber zum vollständigen Trocknen auf ein Plättbrett gesteckt.

Schwarze Schleier taucht man in warmes Wasser, in welchem Ohfengalle aufgelöst ist, und spült sie dann kalt nach. Um sie zu steifen, zieht man sie durch Gummiwasser, klopft sie zwischen den Händen halb trocken und steckt sie dann zum Trocknen auf.

#### Waschen von Blondem.

Man trenne sie von den Kleidern oder Hauben, lege sie drei- bis vierfach so übereinander, daß die Zacken aufeinanderfallen, nähe sie dann leicht zusammen, feuchte sie in kaltem Wasser, reibe sie gut mit weicher feiner Seife ein und mache leichten Schaum darauf. Bei starkem Schmutz wiederhole man das Waschen; ringe sie dann leicht in kaltem weichem Wasser aus, blaue und stärke sie nur leicht, brüde sie aus und lege sie zwischen Leinen. Nachdem sie halb getrocknet sind, legt man sie ganz auseinander und plättet sie, jedoch so, daß man das Plättleichen in kurzen Stößen der Quere nach von der Sohleiste zu den Zacken führt und zuletzt ein paar Züge der Länge nach thut.

#### Waschen des seidnen weißen Flor.

Man weicht den Flor eine Nacht hindurch in Milch, in welche man fein geschabte weiße venetianische Seife gerührt hat, drückt den Flor dann, ohne ihn zu reiben oder zu verschieben, darin aus, gießt frisches Wasser hinzu, in welches man ebenfalls seine Seife geschabt hat, und läßt ihn aufs Neue eine Nacht darin liegen; drückt ihn hierauf wiederum gelinde aus und schwefelt ihn. Zu letzterem Zwecke legt man etwas Schwefel in einen Tiegel, setzt diesen in ein erhabenes Gefäß,

Etwas über das Wild.

Im Spätherbst, als der Zeit, wo geflügeltes und vierfüßiges Wild aus Feld und Wald in die Ställe und von dort auf die Tafeln wandert, dürften einige Bemerkungen über dasselbe, jungen, noch unerfahrenen Hausfrauen von Nutzen sein.

Hasen läßt man unausgeweidet 2 oder 3 Tage an einem kühlen luftigen Ort hängen, erhält man sie jedoch schon abgezogen und ausgeweidet, so nimmt man Herz und Leber heraus und trocknet den Hasen gut ab.

Erhält man Vögel, von denen man befürchtet, sie möchten nicht dauern, so läßt man sie rupfen, ausnehmen, abwaschen, abtrocknen, innen und außen mit Salz einreiben, mit Pfeffer bestreuen, ein Stück Holzfohle hineinstecken und an einen kühlen Ort hängen.

Beim Kauf des Wildes ist es wichtig, unterscheiden zu können, ob es alt oder jung, daher mögen die Kennzeichen desselben hier eine Stelle finden.

Junge Vögel im Allgemeinen sind an der Weichheit ihrer Federtiele kenntlich. Junge Fasanen haben kurze plumpe Krallen; junge Rebhühner gelbbraune Füße; junge Hasen kurze weiche Klauen, ihre Wüffel (Ohren) lassen sich leicht zerreißen und ihre Kinnbackenknochen leicht zerbrechen.

Zum Anzündn des Feuers

im Ofen und auf dem Herde kommen seit einiger Zeit sogenannte „Feuer-Anzündn“ als Kugeln oder in länglichen Stücken in den Handel. Die Bereitung dieser Anzündn ist folgende: Man läßt eine beliebige Menge Colophonium über Feuer flüssig werden und setzt unter beständigem Umrühren so lange trockene Sägespäne hinzu, bis die Masse keine Fäden mehr zieht und zur Verarbeitung tauglich ist.

Fischen den Modergeschmack zu benehmen, soll man beim Kochen eine Brodrinde oder noch besser einige glühende Kohlen in den Kessel werfen.



Wie oft träumt der Mensch eine künftige Glückseligkeit und verschläft darüber die gegenwärtige!

Die Welt ist eitel; aber nur für die Eiteln.

Die Thränen sind schönen Seelen ein Thau des Himmels, der ihre Blüthe vollendet.

In der Jugend ist jung sein leicht, Schwerer und schöner, wenn's Haar sich bleicht.

Das Alter ist nicht trübe, weil darin unsere Freuden, sondern weil uniere Hoffnungen aufhören.

Die Vorsätze zur Thätigkeit und zum wirklichen Leben müssen niemals verschoben, sondern sogleich ausgeführt werden. Besser, es mislingt Manches, als daß Alles unterbleibt.

Trübe den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt: Glück zu rauben ist leicht; wiederzugeben, so schwer.

Die Bescheidenheit dient der Wahrheit zur Zierde und dem Irrthum zur Entschuldigung.

Nach, die Natur gab uns so viele Freuden! Sie zu genießen nur versteh'n wir nicht; Bald wollen wir Gefühl in kalte Weisheit kleiden, Bald geben wir dem Ernst ein weinerlich' Gesicht, Der Mensch, o wollt' er nur, er wäre zu beneiden!

So gewiß, als dem Tage die Nacht folgt, so gewiß tritt der Tod über dem ganzen Erdboden in die Fußstapfen des Vergnügens, wenn das Vergnügen die Wege besucht, welche die Vernunft meiden.

Verliere deinen Freund um keinen kleinen Zwist, Wenn aber sein Vergnü'n mehr als nur Fehler ist, Wenn seinem Herzen Gist an bestem Tag entschwinde, So reiß das Band entzwei, das dich an ihn verknüpfte.

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows of words for a word puzzle. Columns: der, den, wer, ner, und, be-, re, erst. Rows: mit, rang-, rung, Glau-, ben-, ein-, er-.

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 47 des vorigen Jahrgangs.

Lern entsagen in der Jugend Und bezwingen Dein Begehren, Denn es lernst dich auch die Tugend, Und nur Kampff kann sie Dich lehren.

Kannst den Wunsch im eig'nen Herzen Willenst Du niederzuschlagen, Wirft Du leicht den Wunsch verschmerzen, Den die Menschen Dir versagen.

Felix Dahn.

Auflösung der ersten dreißybligen Charade in Nr. 47.

Elberfeld.

Auflösung der zweiten dreißybligen Charade in Nr. 47.

Saumselig.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 47.

„Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond.“

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 47.

Emeline, alles in der Welt, nur nicht so viele phantastische Idee.



- Fr. C. v. W. auf N. bei W. Schnittmuster zu Leibwäsche in den nächsten Nummern.
Fr. M. C. v. L. in Amst. Solch „gehäkelte Haube“ ist zwar nicht Neues, aber wir wollen sie bringen, da wir glauben, Vielen damit willkommen zu sein.
Fr. C. v. B. auf D. bei M. Lambrequin zu Etageren in Nr. 4 oder 6.
Herr J. G. in Hg. Mit Dank empfangen.
Frau W. in T. Nein! ohne Seife.
Fr. C. in P. Das Gewünschte liegt schon seit einem Vierteljahr fertig da, und seht bisher nur ein paßender Raum zur Aufnahme.
Fr. S. H. in W. Seidenstoff wäscht man auf folgende Art: Ein Leib Seifenwurzeln wird in kleine Stücke zerschnitten und 3 Maas Wasser in einem thönernen Gefäß über das Feuer gesetzt.
Fr. J. E. in A. In der nächsten Nr. — heute seht es an Raum.
Fr. S. in D. ... Wie wir schon häufig und sogar erst kürzlich erwähnt, werden halbe schwarze Leder Handschuhe im Hause, am Theetisch u. s. w. getragen.
Fr. A. v. B. in J. Wenn Sie ein Battistastuch recht elegant verzieren wollen, so verwenden Sie zur Seiderei dieselben weiße Seide statt weißer Baumwolle.
Fr. J. E. in A. Sie sind im Irrthum.
Fr. A. v. S. in D. So bald als möglich.
Fr. W. in D. Glauben Sie nicht, daß es zu spät für Sie sei zum Lernen; dazu ist es nie zu spät.
Fr. F. N. in Wgde. Wir haben Notiz davon genommen.
Fr. M. v. B. in H. Da können wir Ihnen nur „Klemm, Katchismus der Langkunst“ (Reipzig bei J. J. Weber) empfehlen.
Fr. S. N. in G. Schnittmuster zu Wintermänteln bringen wir in diesem Quartal nicht mehr; dies Capitel ist im vergangenen Herbst bereits zur Genüge von uns bedacht.
Fr. W. v. S. in D. Die Gattin Habnemanns, des Erfinders der Homöopathie — practicirte allerdings noch nach seinem Tode in Paris, obgleich die französischen Gerichtshöfe alles Mögliche thaten, es ihr zu wehren.
Fr. v. B. in B. Man hat allerdings jetzt reizende Arbeiten in diesem Genre, und werden wir nächstens eine kleine derartige Arbeit mittheilen, doch wohlverstanden nur für's erste eine kleine.
Fr. W. v. S. in D. Die Gattin Habnemanns, des Erfinders der Homöopathie — practicirte allerdings noch nach seinem Tode in Paris, obgleich die französischen Gerichtshöfe alles Mögliche thaten, es ihr zu wehren.
Fr. W. v. S. in D. Die Gattin Habnemanns, des Erfinders der Homöopathie — practicirte allerdings noch nach seinem Tode in Paris, obgleich die französischen Gerichtshöfe alles Mögliche thaten, es ihr zu wehren.

Rebus.

Anklage



Erstes Räthsel.

Wie heißt das Wort — vereinzelt nennst Du's kaum — Den Schuldner schreckt's an eines Fetzels Saum, Und auf dem Ocean mag es Dir sagen, Wie weit des Seemanns Falkenblide tragen — Doch desto öfter wird's, vermählt mit Andern, Von Mund zu Mund in deutscher Rede wandern. Mit Ah dem regellosen Leichtsinne fern, Wird es mit Ah verteidigt oft und gern; Mit Auf begehrt ihm Mancher zu entflieh'n, Doch will's mit Aus ihm dazu nimmer blüh'n. Mit Durch wird's den Autoren Früchte bringen, Mit Fern den Raum gedankenschnell bezwingen; Wohl ihm, dem's Gott mit Ein und Ah gegeben — Doch Glück und Geld hilft besser noch durch's Leben! Mit Nach wird's viel verlangt und farg gewährt. Mit Vor — doch still! Es warnt: „zu viel erklärt!“ Mehr als genug, mein Wörtchen zu erkennen — Brauchst Du's mit Ueber noch, wirft bald Du's nennen.

Zweites Räthsel.

Steh' ich vor Dir, so suchst Du mich geblend, Nach Schatten greifend, die kein Theil von mir, Doch sand'st Du mich, hast Du Dich abgewendet — Ein leeres Nichts bin ich fortan vor Dir. So Mancher sieht im ganzen Erdenleben Nur mich, in seinem Leid, in seiner Lust, Und willst Du treu nach Selbsterkenntniß streben, Begegn' ich oft Dir in der eignen Brust. Im Dunkel welterschütternder Gescheh, Wie am Kamin als trauter Abendgast — Stets flieht mein Dasein mit dem Augenblicke, Da dein Gedanke wirklich mich ergast.

Pauline Alttesch.

[2678]

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expediti- onen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 2. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 9. Januar 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VIII. Band.

## Capote.

Original aus dem Magazin von Th. Morgens-tern in Paris und Berlin.  
(Der Schnitt befindet sich auf dem heutigen Supplement.)

Obgleich ein großer Theil der diesjährigen Wintermäntel mit Capuchons versehen ist, welche die Capoten zu ersetzen im Stande wären, so sind letztere doch keinesweges ihrer Dienste entlassen, sondern als Kopfbedeckung an nebligen Winterabenden so beliebt als je. Man fertigt die Capoten wie bisher aus Seidenstoff, Sammet oder Plüsch, namentlich giebt der letztgenannte Stoff einen so eigenthümlichen Anstrich winterlicher Eleganz, daß er mit Vorliebe gewählt wird; wir nennen für diesen Zweck eine neue Gattung Plüsch (Plüsch frisé), welcher, besonders in der Vereinigung zweier Farben, eben so distinguirt als elegant erscheint.

Unter den verschiedenen Façons der Capoten giebt es auch solche, die durch einen Einzug dünnen Fischbeins oder Rohres eine gewisse Steife erhalten, ohne deshalb an Bequemlichkeit und Weichheit zu verlieren.

Wir geben heut unsern Leserinnen eine sehr hübsche moderne Capote in Abbildung und Schnitt, dessen große Einfachheit die Anfertigung der Capote ungemein leicht macht. Unser Modell von zart grauem Plüsch, mit einem Aufschlag von rosa Plüsch, grau-seidenem Futter und gestellter Bandgarnitur, ist vermöge der hellen Farben sowohl, als auch



Capote.

Der Schnitt dieser Capote befindet sich auf dem dieser Nummer beiliegenden Supplement.

durch die Eigenthümlichkeit des Schnittes vorzugsweise für jugendliche Damen geeignet; wir enthalten uns hier jeder genauen Beschreibung dieser Capote, die Leserinnen auf die Erklärung des Schnittes (Supplement der heutigen Nr.) verweisend, und bemerken nur noch, daß wir in einer der nächsten Nummern noch eine Capote in Abbildung und Schnitt liefern werden.

Wir nehmen hier zugleich Gelegenheit unsere Leserinnen auf das oben erwähnte Magazin von Theodor Morgens-tern aufmerksam zu machen, welches sich in diesem Jahre ganz besonders durch eine eben so reichhaltige als geschmackvolle Auswahl von Mänteln, Hausjäckchen, Kindergarderobe, so wie allen feinen Toiletten-Artikeln auszeichnet. [2705]



Winter-Hausjäckchen (Vorderansicht.)

Der Schnitt dieser Jacke befindet sich auf dem dieser Nr. beiliegenden Supplement.



Winter-Hausjäckchen (Rückansicht.)

## Winter-Hausjäckchen (Bizantine)

von braunem Duffel mit brauner Seidenborte und Sammet-Knöpfen verziert.

Original aus dem Magazin von Th. Morgens-tern in Paris: Rue Péchiquier, Berlin: Friedrichstraße.

(Der Schnitt befindet sich auf dem heutigen Supplement.)

In der diesjährigen Form der Winter-Hausjäckchen zeigt sich im Wesentlichen nichts Abweichendes von der vorjährigen; man trägt sie anschließend mit langen Schößen, und auch in Saßform. Die anschließenden Jäckchen haben zuweilen eine Art Pelérine (Fichu) und erhalten dadurch mehr ein originelles Aussehen. Der Stoff ist meistens Doublestoff, doch wird das wattirte Seidenzeug der Leichtigkeit und Eleganz wegen von vielen Damen vorgezogen. Die übrige Ausschmückung der Jäckchen besteht aus Vortenbesatz und Knöpfen, oft aber auch nur in einer einfachen Einfassung von Sammet oder Seidenborte.

Das heut in Abbildung (Vorder- und Rückansicht) und Schnitt gelieferte Jäckchen hat eine anschließende Form und zeigt die oben erwähnte Pelérine in sehr grazibler Anwendung; diese bildet hinten eine Spitze, welche bis zur Taille reicht, und ist oben, wo sie sich der Jacke anschließt, zackig geschnitten; vorn hängt sie in zwei auf der Taille sich kreuzenden Enden herab.

Das Jäckchen zeichnet sich außerdem noch durch einen reichen Besatz von Vorten und Knöpfen aus, welcher oben zugleich zum Ansatz der Pelérine benutzt ist. Eine genauere Beschreibung der Jacke ist bei der Erklärung des Schnittes auf dem Supplement gegeben. [2706]

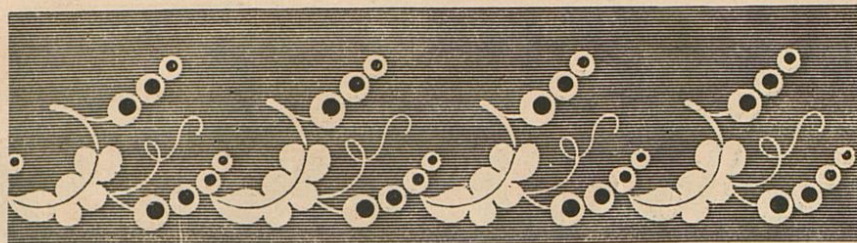
### Vier Bordüren.

Nr. 1. Bordüre zu Strichen oder Taschentüchern über den Saum zu stiften. Die Ausführung geschieht in französischer Stickerei.

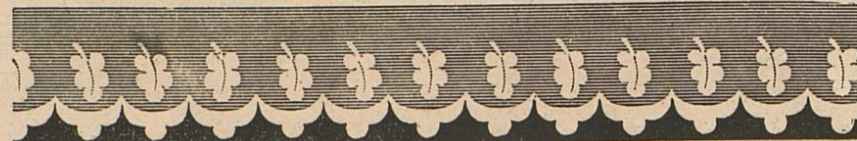
Nr. 2. Kleine Bordüre auf Mull in französischer Stickerei zu arbeiten; an Kinbergarderobe u. s. w. zu verwenden.

Nr. 3. Bordüre zu Armelvolants, auf Mull zu arbeiten. Ausführung: französische und englische Stickerei.

Nr. 4. Bordüre zu Armelvolants, auf Mull zu arbeiten. Ausführung: französische und englische Stickerei.



Bordüre Nr. 1.



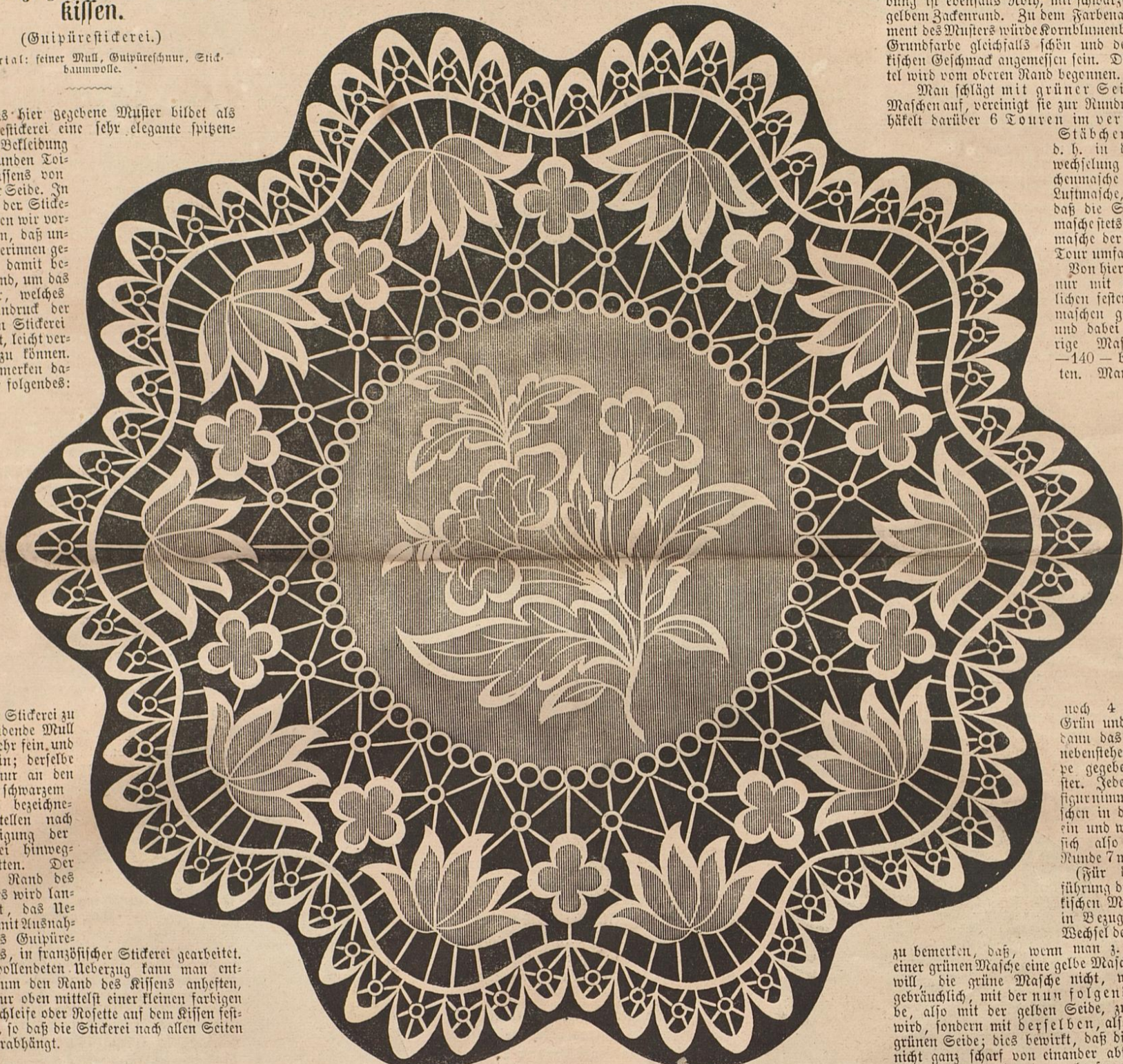
Bordüre Nr. 2.

### Ueberzug zum Toilettenkissen.

(Guipürestickerei.)

Material: feiner Mull, Guipüreschnur, Stidbaumwolle.

Das hier gegebene Muster bildet als Guipürestickerei eine sehr elegante spitzenartige Bekleidung eines runden Toilettenkissens von farbiger Seide. In Betreff der Stickerei dürfen wir voraussetzen, daß unsere Leserinnen genügend damit bekannt sind, um das Muster, welches den Eindruck der fertigen Stickerei gewährt, leicht verstehen zu können. Wir bemerken daher nur folgendes:



Ueberzug zum Toilettenkissen.

der zur Stickerei zu verwendende Mull muß sehr fein und klar sein; derselbe wird nur an den mit schwarzem Grund bezeichneten Stellen nach Beendigung der Stickerei hinweggeschnitten. Der äußere Rand des Musters wird langettirt, das Uebrige, mit Ausnahme des Guipüreggrundes, in französischer Stickerei gearbeitet. Den vollendeten Ueberzug kann man entweder um den Rand des Kissens anheften, oder nur oben mittelst einer kleinen farbigen Bandschleife oder Rosette auf dem Kissen feststecken, so daß die Stickerei nach allen Seiten frei herabhängt.

### Gehäkelter Tabaksbeutel

(in türkischem Geschmack).

Material: Häkelseide in Grün, Hochroth, Maisgelb und Schwarz, 3 Seidenrüschelein, grünseidene Rüscheschnur.

Die zierliche Form dieses Tabaksbeutels, welchen die Abbildung in natürlicher Größe zeigt, wird die Leserinnen überzeugen, daß die Ausführung desselben kein zu großes Unternehmen ist; besonders da das Ganze, obwohl bis auf den oberen Rand dicht gehäkelt, doch nicht allzu gedrängt gearbeitet werden darf, damit der Beutel die angegebene Weite erhält.

Die Hauptfarbe (Grundfarbe) des uns vorliegenden Originals ist Grün, die inneren großen Felder des Musters sind Hochroth mit schwarzem Kern, die Arabesken-Einfassungen Maisgelb und Schwarz; die untere Rundung ist ebenfalls Roth, mit schwarzem und gelbem Zackenrand. Zu dem Farbenarrangement des Musters würde Kornblumenblau als Grundfarbe gleichfalls schön und dem türkischen Geschmack angemessen sein. Der Beutel wird vom oberen Rand begebenen.

Man schlägt mit grüner Seide 140 Maschen auf, vereinigt sie zur Rundung und häkelt darüber 6 Touren im verfesten

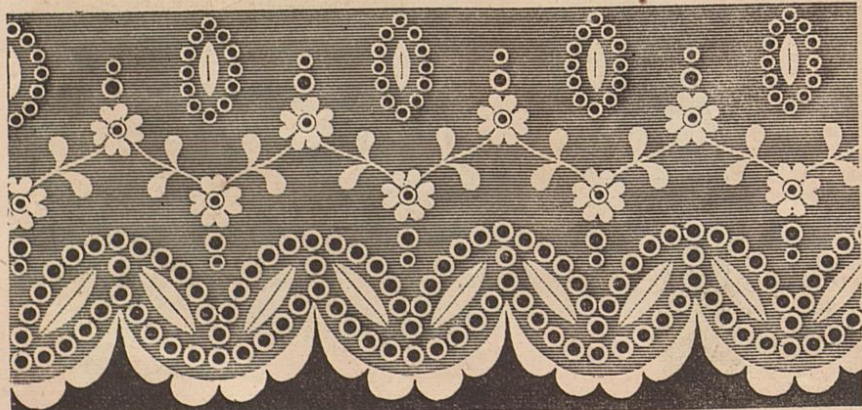
Stäbchensich, d. h. in der Abwechslung 1 Stäbchenmasche und 1 Luftmasche, und so, daß die Stäbchenmasche stets die Luftmasche der vorigen Tour umfaßt.

Von hier an wird nur mit gewöhnlichen festen Häkelmaschinen gearbeitet und dabei die vorige Maschenzahl — 140 — beibehalten. Man häkelt

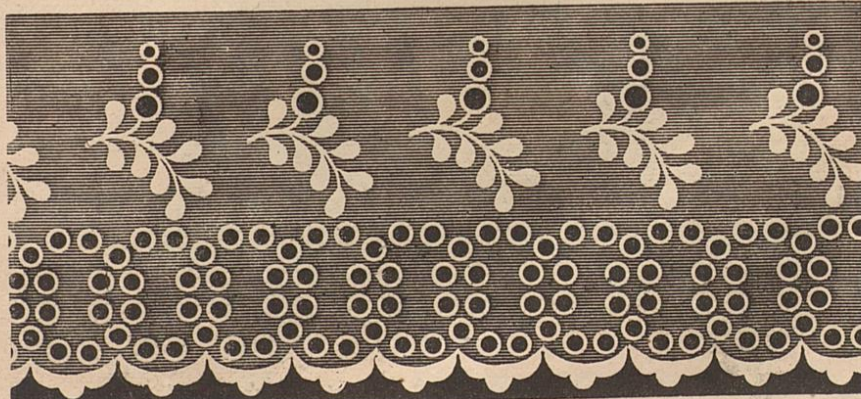
noch 4 Touren Grün und beginnt dann das auf der nebenstehenden Tafel gegebene Muster. Jede Musterfigur nimmt 20 Maschen in der Breite ein und wiederholt sich also in der Runde 7 mal.

Für die Ausführung dieses türkischen Musters ist in Bezug auf den Wechsel der Farben

zu bemerken, daß, wenn man z. B. nach einer grünen Masche eine gelbe Masche häkeln will, die grüne Masche nicht, wie sonst gebräuchlich, mit der nun folgenden Farbe, also mit der gelben Seide, zugeschnitten wird, sondern mit derselben, also mit der grünen Seide; dies bewirkt, daß die Farben nicht ganz scharf von einander abschneiden, sondern etwas ineinander verlaufen, was nicht



Bordüre Nr. 3.



Bordüre Nr. 4.

ohne Bedeutung für den Effect des Ganzen ist, und die Arbeit durchaus nicht schwierig macht.)

Nach Beendigung des Musters werden 5 Touren Grün gehäkelt, dann wieder die maizgelbe Seide mit angelegt, zum Beginn des unteren Sternes, dessen Beschreibung hier folgt. (Der Kürze wegen werden wir das Wort „Maschen“ fortlassen und nur die Farbe nennen.)

1. Tour — \* 2 gelb, 6 grün — vom \* noch 16 mal wiederholt. Damit das Muster auskommt, werden in dieser Tour 2 Maschen abgenommen.

2. Tour — \* 4 gelb, 4 grün (die 2 mittelsten gelben müssen auf die 2 gelben der vorigen Tour kommen) — vom \* wiederholt.

3. Tour — \* 6 gelb (auf die 4 gelben der vorigen Tour, so daß auf die zu beiden Seiten stehende grüne noch 1 gelbe kommt), 2 grün — vom \* wiederholt.

4. Tour — die grüne Seide hört hier auf und wird anstatt dieser schwarz angelegt — \* 2 schwarz (auf die beiden mittelsten der 6 gelben), 6 gelb (so daß die beiden mittelsten dieser 6 gelben auf die beiden grünen kommen) — vom \* wiederholt.

5. Tour — \* 4 schwarz, 4 gelb (auf die mittelsten 4 der 6 gelben) — vom \* wiederholt.

6. Tour — \* 6 schwarz, 2 gelb (auf die beiden mittelsten der 4 gelben) — vom \* wiederholt.

7. Tour — \* 2 gelb (auf die beiden mittelsten der 6 schwarzen), 5 schwarz, die eine der beiden gelben der vorigen Tour wird stets übergegangen, also abgenommen — vom \* wiederholt.

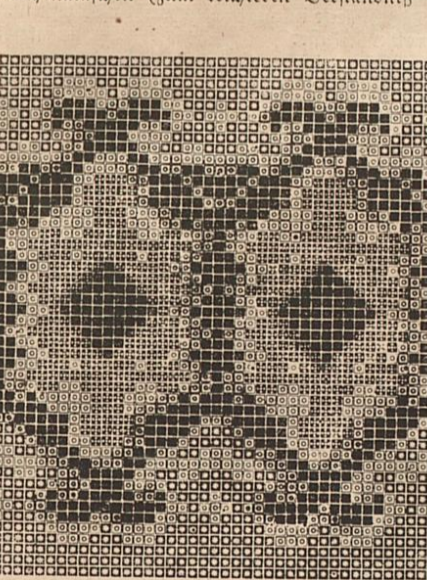
8. Tour — \* 2 schwarz (auf die mittelsten 3 der 5 schwarzen der vorigen Tour, also wird hierbei 1 Masche abgenommen), 4 gelb — vom \* wiederholt.

9. Tour — das Schwarz hört hier auf und wird nun Roth angelegt. — \* 2 roth (auf die beiden mittelsten der 4 gelben), 4 gelb — vom \* wiederholt; es wird also bei dieser Tour nicht abgenommen.

10. Tour — \* 2 gelb (auf die beiden mittelsten der 4 gelben), 3 roth (auf 4 Maschen der vorigen Tour) — vom \* wiederholt.

Von hier an wird nur mit der rothen Seide gehäkelt und nach 8 Richtungen hin bei jeder Tour regelmäßig 1 Masche abgenommen, so daß die Weite mit jeder Tour um 8 Maschen sich verringert. — Auf diese Weise wird unten der Beutel geschlossen. — Man hat nun noch die dicken Bogen an den oberen durchbrochenen Rand zu häkeln; dies geschieht folgender Art:

1. Tour — mit rother Seide — 1 feste Masche zwischen 2 grünen Stäbchenmaschen (zum leichteren Verständniß nennen wir diese die 1. und 2. Stäbchenmasche), 10 Stäbchenmaschen zwischen die 3. und 4. grüne Stäbchenmasche, 1 feste Masche zwischen die 5. und 6. grüne Stäbchenmasche — und so fort.



□ grün, ■ schwarz, ⊕ maizgelb, ⊞ hochroth.

Deffin zum Tabaksbeutel.

2. Tour — mit maizgelber Seide — 1 feste Masche um die feste Masche der vorigen Tour, so daß man auch noch die grüne Anschlagtour mit umfaßt, dann in jede der rothen Stäbchenmaschen 1 feste Masche.

Hiermit ist die Häkelarbeit beendet. — Der Beutel, so weit er dicht gehäkelt ist, erhält ein Futter von feinem weißen Leder, welches man aus 4 gleichen, nach unten spitzgeschnittenen Theilen, zur Form des Beutels passend, zusammensetzt, alsdann oben herum an der ersten festen Häkeltour und unten an der Spitze festnäht. — 2 grünseidene

Schnüre werden oben in den Beutel — in die 2. und 3. Stäbchentour — gezogen, so daß die Enden der Schnüre, welche man zusammenknüpft, in entgegengesetzter Richtung heraushängen, wie die Abbildung zeigt. Zuletzt wird der Beutel mit 3 langen Seidenknöpfen, von grün und schwarzer Seide, mit gelb übersponnenem Knopf, verziert, deren eine unten in der Mitte der rothen Rundung, die beiden anderen oben an jeder Seite des Beutels angebracht werden.

[2651

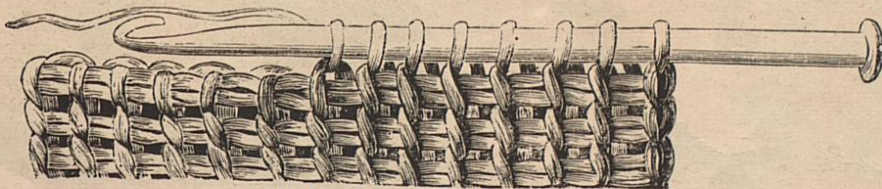


Fig. 1. Die Häkelarbeit auf der Nadel (zum Tuch Seite 12).

### Gehäkelttes Tuch.

Material: sogenannte Sfache Berghirwolle in Grau Weiß, Schwarz.

Mit den hierzu gehörigen Abbildungen geben wir eine verkleinerte Ansicht des fertigen Tuches, und außerdem aber noch 2 einzelne Proben der Häkelarbeit in Originalgröße um einen vollkommen deutlichen Begriff von der Art der Häkelarbeit zu gewähren, welche jedenfalls nicht allen unsern Lesern bekannt sein möchte und deren Erklärung wir der Beschreibung des ganzen Tuches vorausgehen lassen.

Man braucht hierzu eine sehr lange, ganz gleichmäßig starke Häkelnadel, an einem Ende mit einem Knopf versehen, damit die Maschen, welche hier, wie beim Stricken, der ganzen Länge der Arbeit nach alle auf die Nadel kommen, nicht heruntergleiten können. Aus Fig. 1 der beiden originalgroßen Abbildungen ist die Stärke der Nadel zu entnehmen, doch muß diese mindestens noch einmal so lang sein.

Der Anschlag wird, wie gewöhnlich, in Kettenmaschen gearbeitet — und häkelt man die 1. Tour, indem man den Haken in die vorletzte der Anschlagmaschen schiebt, den Faden durchzieht, und so als 2. Masche auf der Nadel behält. Man schiebt nun in die folgende Anschlagmasche, zieht den Faden durch und behält ihn als 3. Masche auf der Nadel, so fort — bis man

eben so viel Maschen auf der Nadel hat, als die Anschlagtour zählt.

2. Tour — wird mit demselben Haken rückwärts gearbeitet. — man schlingt den Faden um den Haken und zieht ihn durch die zunächstliegende der Maschen, welche man auf der Nadel hat — schlingt den Faden wieder um den Haken und zieht ihn durch die eben gebildete Masche und durch die folgende Masche der vorigen Tour; dann wiederholt man vom \* so oft, bis zu Ende der Tour nur noch die zuletzt durchgezogene Masche auf der Nadel bleibt, welche zugleich die erste Masche der folgenden Tour bildet.

3. Tour — wie die 1. Tour — man schiebt dabei stets in die senkrecht stehenden Maschen der ersten Tour. Dann folgt wieder die 2. Tour — und so fort — es gehören also stets 2 Touren zu einer Musterreihe.

Wir gehen nun zur Beschreibung des Tuches über. — Dieses wird mit der Kante begonnen und verweisen wir dazu noch besonders auf Fig. 2 der in Originalgröße gegebenen Abbildungen, welche die mit einer schwarzen Musterreihe eingefasste weiße Kante des Tuches und darüber 3 Musterreihen des grauen Fond zeigt.

Man schlägt die ganze untere Weite des Tuches auf und bildet durch regelmäßiges Abnehmen an beiden Enden und in der Mitte die Form desselben.

Das untere große Tuch. — Hierzu werden mit schwarzer Wolle 219 Maschen aufgeschlagen.

1. Tour — wird in derselben Maschenzahl gearbeitet — beim Beginn der 2. Tour, also beim „Abmaschen“ zieht man den ungeschlagenen Faden, anstatt durch eine, durch 2 Maschen, und hat auf diese Weise eine Masche abgenommen, dies geschieht regelmäßig bei jeder Musterreihe. Diese 2. Tour wird ohne weitere Unterbrechung bis zu Ende gearbeitet.

3. Tour — man legt hier die weiße Wolle an und zieht bei der ersten senkrechten Masche auf der Nadel, behält ihn aber nicht als 2. Masche auf der Nadel, sondern zieht denselben auch noch durch die auf der Nadel gebliebene schwarze Masche und hat auf diese Weise 1 Masche abgenommen — dies geschieht auch hier regelmäßig beim Anfang jeder Musterreihe. Die beiden Woll-Enden (schwarz und weiß) werden auf der linken Seite verknüpft und übernäht.

Man zählt hierauf die mittlere Masche der ganzen Reihe ab und nimmt von nun

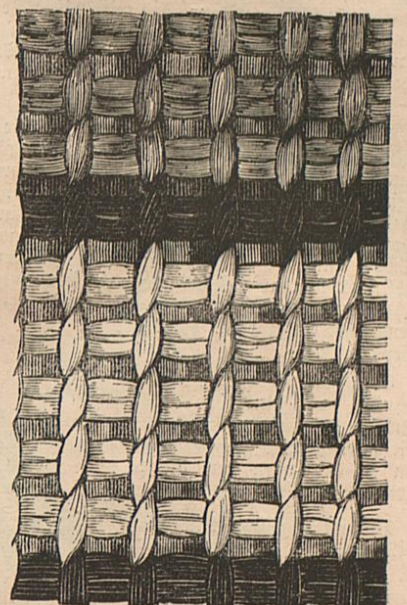


Fig. 2. Deffin des Tuches Seite 12 (in natürlicher Größe).

an bei der ersten Tour jeder Musterreihe zu beiden Seiten der Mittelmasche ab, indem man 2 senkrechte Maschen zugleich durchsticht und den Faden durch beide zieht. Die dazwischen liegende Masche wird stets einzeln gehäkelt und bleibt die Mittelmasche.

Es folgen nun auf die schwarze Musterreihe, wie die Abbildung zeigt, 5 weiße Reihen, dann 1 schwarze Reihe, und beginnt alsdann der graue Fond.

Zu diesem häkelt man in der begonnenen Weise zuvörderst 36 Musterreihen, und ist damit die Länge der vorderen, schrägen Seiten des Tuches erreicht. — Die 37. Musterreihe beginnt erst von der 20. Masche, und nimmt man gleich zu Anfang der Tour 2 mal hintereinander ab. Auf der andern Seite wird ebenso abgenommen und dieselbe Anzahl Maschen zurückgelassen. Man nimmt nun auch bei den noch folgenden Musterreihen schneller ab, so daß bei der 42. grauen Reihe nur noch die mittelsten 3 Maschen zusammenzunehmen sind, und diese Reihe also den Schluß bildet.

Damit das Tuch am Halsauschnitt Rundung und den gehörigen Schluß erhalte, häkelt man darüber eine Tour gewöhnlicher fester Häkelmaschen; diese Tour beginnt mit der ersten Masche der 36. Musterreihe, also am Schluß der vorderen schrägen Seite des Tuches. Man nimmt zu Anfang und zu Ende dieser Tour einmal, nach der Mitte zu mehrere Mal ab.

An beiden schrägen Seiten des Tuches bis zum Halsauschnitt herauf arbeitet man nun folgende Musterreihen:

1 schwarze Musterreihe vom oberen schwarzen Rand der Kante an, bei der ersten Tour derselben häkelt man in die Randmaschen des Fond ungefähr 44 Maschen, dann 2 weiße Musterreihen von der untern Spitze des Tuches an.

Die hierauf folgende schwarze Tour bleibt bis zum Schluß der Arbeit.

Das kleine Nebertuch. — Hierzu schlägt man mit schwarzer Wolle 101 Maschen auf und arbeitet in derselben Folge der Farben, wie beim großen Tuch; das Abnehmen muß indes hier schneller geschehen, so daß die 10. graue Musterreihe (über der Kante) den Schluß bildet. Man nimmt z. B. bei der 1. Reihe zu Anfang und zu Ende 2 mal ab, bei der 2. Reihe nur 1 mal, bei der 3. Reihe wieder 2 mal — so fort. Von der 8. Musterreihe an nimmt man stets 2 mal ab.

Beide Tücher werden nun am oberen Rand mit einer Tour fester Maschen (mit schwarzer Wolle) zusammengehäkelt; dabei muß natürlich die Mitte beider Tücher genau aufeinander treffen; die vorderen Spitzen des kleinen Tuches müssen bis an die schwarze Musterreihe der schrägen Seiten des großen Tuches treffen. — Auf diese eben gearbeitete schwarze Tour wird mit weißer Wolle ebenfalls eine Tour fester Maschen gehäkelt, welche an beiden Seiten bis an den vorderen Rand des großen Tuches reicht. Darauf folgt eine Tour Stäbchenmaschen in weißer Wolle — in jede feste Masche 1 Stäbchenmasche.

Zum Schluß wird mit schwarzer Wolle eine Tour fester Maschen über den weißen Rand der schrägen Seiten und über die weiße Stäbchentour der Halsrundung gearbeitet, welche Tour sich an beiden untern Spitzen des Tuches an die Aufschlagtour schließt. — Zum Einknüpfen der Franzen um den unteren Rand des großen und des kleinen Tuches wird die graue Wolle 3 fach genommen. Man schlingt die Franzenbüschel in der Entfernung zweier Maschen ein. Die Länge der Franzenbüschel beträgt 12 bis 14 Centimeter.

Eine starke graue Wollenschnur zum Zubinden des Tuches wird um den Hals durch die Stäbchentour gezogen und an beiden Enden eine lange graue Wollpuffel befestigt.

Die hier beigefügte kleine Abbildung



zeigt das Tuch von der Rückseite. [2688]



Gehäkelttes Tuch.

(Dessin und Nadel hierzu, in natürlicher Größe, Seite 11.)



Zwei Roben.

### Zwei Roben.

Nr. 1. Robe von braunem Taffet. Diese Robe zeigt eine sehr einfache, leicht zu arrangierende Seitengarnitur, auf welche wir, als besonders nachahmenswerth, hinweisen; sie besteht aus 3 breiten Sammetstreifen von abtufender Länge, deren jeder am unteren Ende zu einer Spitze umgebogen und mit einer Troddel verziert ist. Die Taille ist ohne Schoof, doch vorn, hinten und auf den Hüften mit Schneppe versehen. Die kleine, das Leibchen bedeckende Pelervine hat ebenfalls die Verzierung von Sammetstreifen mit Troddeln, und um den Rand eine Franze von Chenille. Die Aermel, aus einem Puff und breiten Volant bestehend, zeigen eine Wiederholung der Garnitur an Rock und Pelervine.

Nr. 2. Robe von grünem satin de laine mit doppeltem Rock. Die am oberen Rock sichtbare Sammetverzierung ist nicht aufgesetzt, sondern dient dazu, die einzelnen Blätter dieses Rockes so zu verbinden, daß zwischen diesen Sammetbürtchen der untere Rock sichtbar bleibt. Diese Bürtchen können in der Entfernung  $\frac{1}{16}$  Elle von einander aufgesetzt, und die Blätter des Rockes  $\frac{2}{16}$  Elle auseinander gehalten werden. Taille mit Schneppe ohne Schoof, Pelervine mit Sammetgarnitur. Griechische, vorn aufgeschlitzte Aermel, mit Sammetborten zusammengehalten. [2664]

### Moderne Coiffuren.

Bälle, Soireen, Theater, alle die glänzenden Freuden des Winters haben begonnen und mildern im Herzen der gemüthsbürstigen, lebenslustigen Jugend das Bedauern, womit auch sie den Sommer scheiden sah. Denn die Jugend schmückt sich gern, und der Winter bietet so vielfach Gelegenheit sich zu schmücken.

Wir unterließen nicht, unseren jugendlichen Leserinnen durch Abbildungen und Beschreibungen über die Erfordernisse eleganter Gesellschaftstoilette Mittheilungen zu machen, und ergänzen dieselben heut durch die Abbildung einiger modernen Fall- und Gesellschaftscoiffuren. Nr. 2 und Nr. 3 geben sich durch den Schmuck der Blumen, durch die künstlich in Flechten geordneten und über Rollen geschittelten Haare von selbst als Ballcoiffuren für junge Damen kund. Granatblüthe mit ihren leuchtenden Kelchen schmückt das dunkle, ein größtes Bouquet von lila Sommermalven mit leichten Blättern und Ranken das hellere Haar. Nr. 1 ist ein Gesellschafts- und Theaterkopfsputz und kann auch von jungen Frauen getragen werden. Das Haar ist vorn in Wellenscheitel geordnet und am Hinterkopf von einer großen, auf dem Scheitelpunkt des Kopfes angebrachten Schleife bedeckt, welcher sich nach der Seite zu eine cerise und weiße Feder anschließt. Die Schleife ist aus breitem weißem Sammetband mit ceriserothem Muster. [2655]

### Uhrhalter

(in Form eines Pantoffels.)

Material: Ein weißladirtes Drahtgestell, große Schnürperlen in Kristall, kleine Rundperlen in Kristall und in Himmelblau, kleine böhmische Perlen in Kristall; Kupferperlen; himmelblauer Atlas; weißes Kartevorpapier.

Zur Ausführung dieses Uhrhalters geben wir außer der originalgroßen Abbildung des fertigen Uhrhalters noch eine verkleinerte Seitenansicht des leeren Drahtgestells; und wird es demnach leicht möglich sein, die Form desselben richtig nachbilden zu lassen. Wir machen jedoch besonders darauf aufmerksam, daß die Dese an der Rundung der Sohle, welche zum Anhängen des Uhrhalters dient, nicht zu klein sein darf, da sie durch die Perlenbekleidung noch bedeutend verengt wird. Zum Anhängen der Uhr dient das Häkchen an der größeren Kreisrundung, da wo diese unmittelbar über die Sohle geht. — Das Drahtgestell, mit Ausnahme des eben genannten Häkchens, wird gänzlich mit weißen Kristallperlen (Schnürperlen) umwickelt, in der Weise, wie wir es schon oft bei dergleichen Perlen-



arbeiten beschrieben haben; alsdann wird von weißen Pfundperlen ein Netz über die ganze Form der Sohle gearbeitet, wobei die Abbildung des fertigen Uhrhalters zur genauen Richtschnur dient.

Die nach innen am Rand der Sohle sichtbare Perlenverzierung wird aus möglichst kleinen böhmischen Kristallperlen und Kupferperlen gebildet und besteht aus kleinen Festons, welche man in der auf der Abbildung deutlich angegebenen Entfernung an die Drahtumfassung schlingt. Zu jedem der Festons reißt man folgende Perlen auf: 1 Kristall-



Coiffüre Nr. 2.



Coiffüre Nr. 1.



Coiffüre Nr. 3.

perle, 1 Kupferperle, 2 Kristallperlen; durch die zuletzt aufgenommene Kristallperle zieht man den Faden stets wieder zurück, nachdem man ihn um den Draht geschlungen hat.

Die am Obertheil des Pantoffels durch die beiden mittleren Drahtstäbe gebildeten Felder erhalten ebenfalls noch eine Perlengarnitur, wodurch die Felder bis auf einen geringen Raum ausgefüllt werden. — Zu dieser Garnitur arbeitet man zuerst eine Tour kleiner Perlenbogen in der Weise, daß sie da, wo sie an den Draht schließen, einander überkreuzen. Zu jedem der Bogen reißt man folgende Perlen auf: 2 böhmische Kristallperlen, 1 blaue Perle, 2 böhmische Kristallperlen.



Taille Nr. 1.

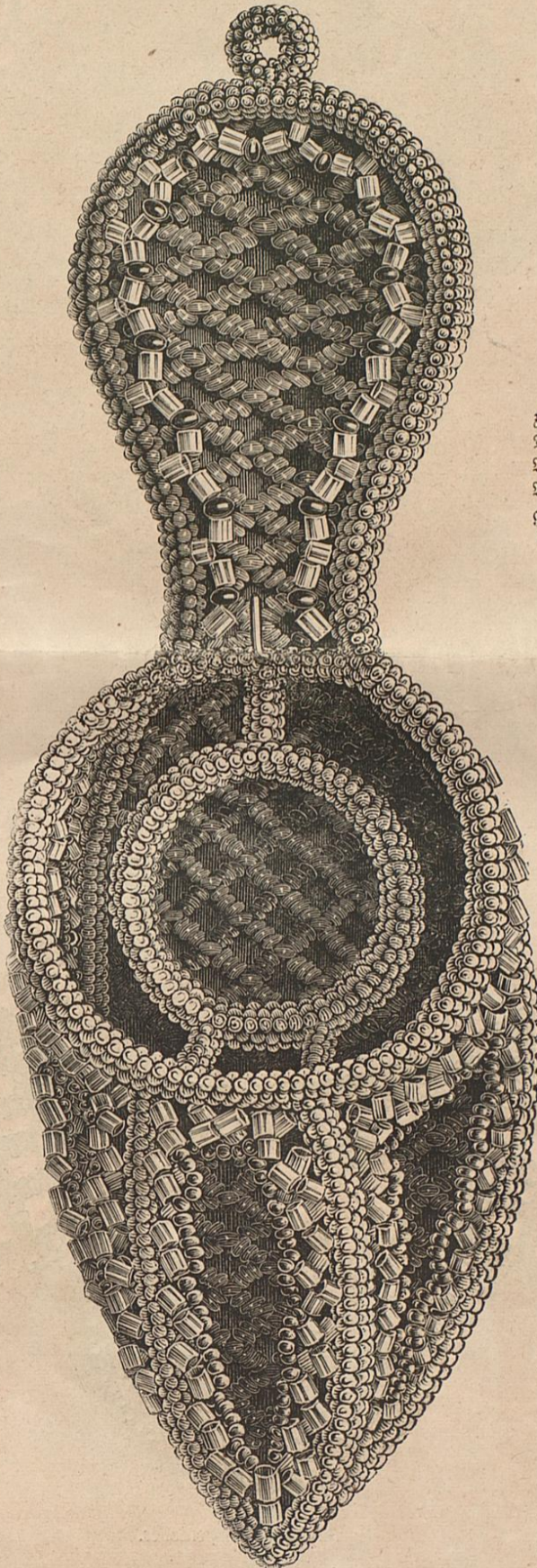
Hierauf arbeitet man eine 2. Tour, wobei man den Faden der Reihe nach durch alle blauen Perlen der ersten Tour zieht und zwischen jeder dieser blauen Perlen abermals 3 blaue Perlen aufreißt; alsdann zieht man mit demselben Faden diese Perlengarnitur nach innen etwas zusammen und führt die beiden anderen Felder ebenso aus.

Jetzt schneidet man nach der Form des Pantoffels eine Sohle aus weißem Kartenpapier, welche rings um einen Strohhalm breit kleiner als der Pantoffel ist, doch aber noch auf der äußeren Umfassung desselben aufliegt. Diese Sohle überzieht man auf einer Seite mit blauem Atlas, welchen man dazu in etwas reichlicher Größe schneidet und den überstehenden Rand um die Karte festklebt; alsdann heftet man diese Sohle am äußeren Rand dem Pantoffel unter, so daß die blaue Seite unmittelbar unter den Perlen liegt, und überklebt zuletzt die Rückseite des Pantoffels nochmals mit weißem Papier.

Zu jedem der Bogen reißt man folgende Perlen auf: 2 böhmische Kristallperlen, 1 blaue Perle, 2 böhmische Kristallperlen.



Taille Nr. 3.



Uhrhalter als Pantoffel (ganze Größe).



Drahtgestell des Uhrhalters.

halm breit kleiner als der Pantoffel ist, doch aber noch auf der äußeren Umfassung desselben aufliegt. Diese Sohle überzieht man auf einer Seite mit blauem Atlas, welchen man dazu in etwas reichlicher Größe schneidet und den überstehenden Rand um die Karte festklebt; alsdann heftet man diese Sohle am äußeren Rand dem Pantoffel unter, so daß die blaue Seite unmittelbar unter den Perlen liegt, und überklebt zuletzt die Rückseite des Pantoffels nochmals mit weißem Papier.

[2705]

### Neueste Kleider-Tailen.

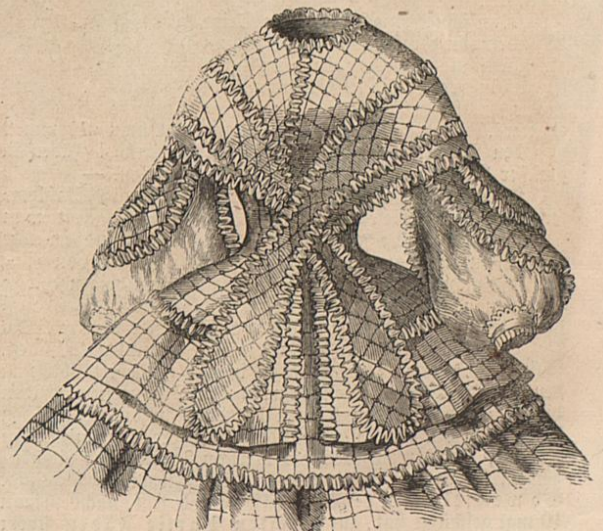
Nr. 1. Glatte ausgeschnittene Taille, nach oben zu in leichte Puffen gezogen, desgleichen die kurzen Ärmel. Der Rock besteht aus 3 gepufften Volants, ausgenommen durch Bergfameinichtranken; Taille und Ärmel haben dieselbe Verzierung — dazu als Haarschmuck eine Bergfameinichtquirlande. Stoff der Robe: weißer Tüll über einem Unterleid von weißer Seide. Balltoilette.



Taille Nr. 2.

Nr. 2. Glatte ausgeschnittene Taille mit kurzen Ärmeln, garnirt mit getollten Volants, welche mit rosa Seidenband angelegt sind und auf dem Leibchen eine Vertheilungsverzierung bilden. Der Rock ist von oben bis unten mit schmalen Volants garnirt, welche, wie die der Taille, mit rosa Seidenband angelegt sind. Stoff: weißer Organzi. Dazu Haargarnitur von Margarethenblümchen. Balltoilette.

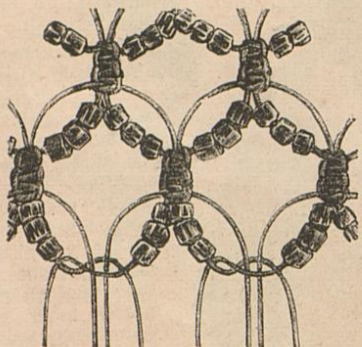
Nr. 3. Glatte ausgeschnittene Taille mit kurzer Schneppe und halblangen Ärmeln nebst Ueberärmeln.



Taille Nr. 4.

Um den Ausschnitt geht eine getollte, mit Perlen verzierte Bandrücke, schmälere Bandrücken bilden den Besatz des Ärmels, welcher vorn durch eine mit Perlen geschmückte Bandschleife ausgenommen ist. Die zwei breiten Volants des Rockes haben einen schmälern Volant als Ueberschlag und sind durch à la vieille getollte Klümpchen angefügt. Stoff: hellgrüner Seidenpöpceline mit Blumenmuster à disposition, grünes Atlasband zum Besatz.

Nr. 4. Hohe glatte Taille mit langem Schooß und halblangen, vorn aufgeschlitzten und abgerundeten Ärmeln. Ein Fichu mit vorn sich kreuzenden Enden bildet den Schmuck der Taille und ist, übereinstimmend mit dem Arrangement des Ganzen, durch Klümpchen aus leichtem Seidenband verziert. Der eine, breite Volant des Rockes ist mit gleicher Klümpchen angefügt. Stoff: rosa carvirter Taffet.



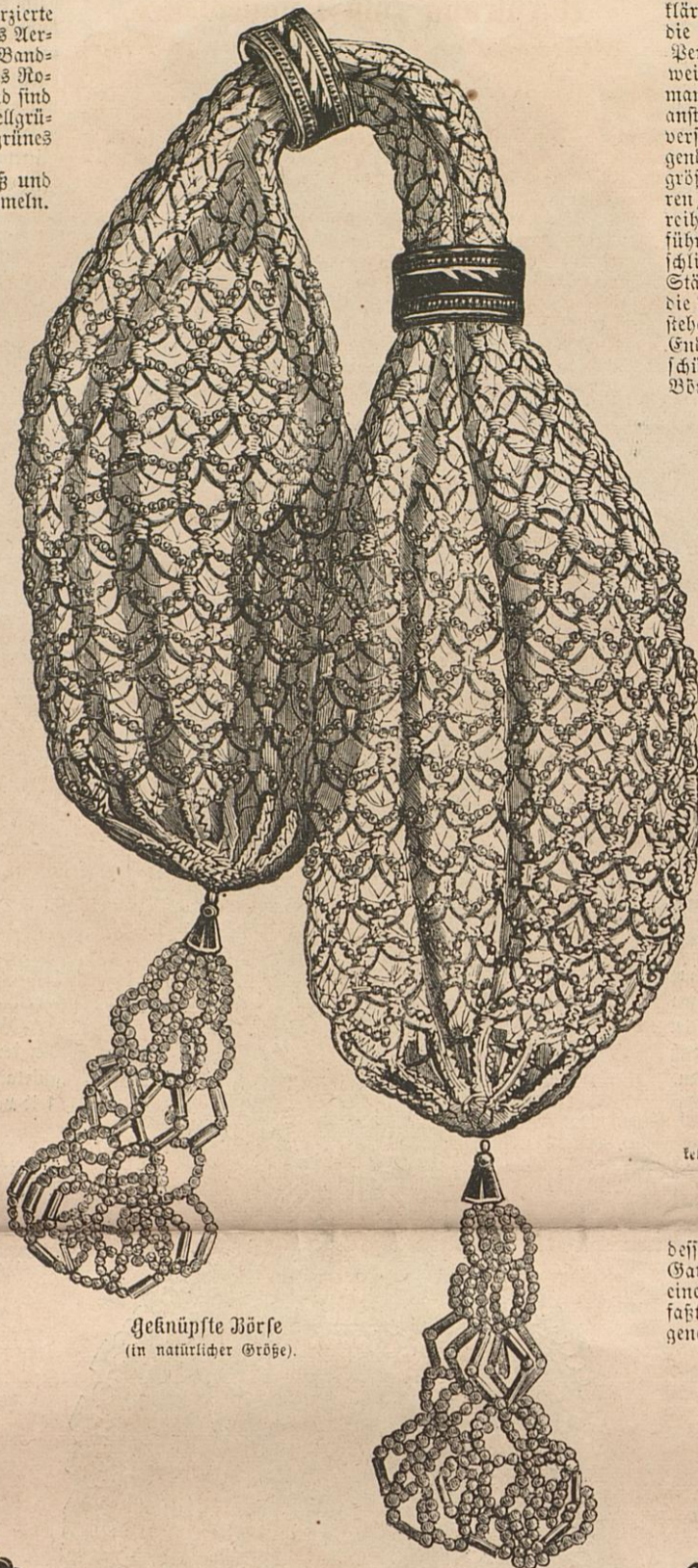
Das Knüpfen der Börse (im vergrößerten Maßstabe).

**Geknüpftte Börse.**

Material: drellirte rohe Seide, kleine Stahlperlen u. s. w.

Sowohl die geschmackvoll einfache Eleganz, als auch die bewährte Haltbarkeit der aus roher Seide geknüpften Börsen verschafft stets neue Gunst und wir nehmen daher Gelegenheit, durch Abbildung und Beschreibung einer solchen Börse unsere Leserinnen zu dieser hübschen Arbeit anzuregen.

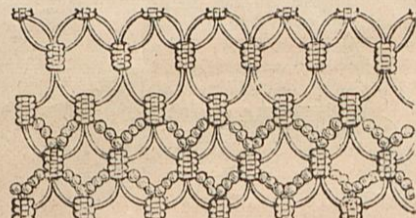
In Rücksicht darauf, daß vielen unserer Leserinnen die Art des Knüpfens unbekannt sei, selbst wenn sie schon Gelegenheit gehabt, eine aus Bindfaden geknüpftte Jagd- oder Reisetasche in Augenschein zu nehmen, geben wir mit den hierzu gehörigen Abbildungen außer der Ansicht der fertigen Börse noch zwei einzelne Proben dieser Arbeit, deren eine das geknüpftte Muster in natürlicher Größe, die andere dasselbe im vergrößerten Maßstab zeigt und nach welcher letzteren man genau sehen kann, wie die Fäden beim Schürzen um einander gelegt werden.



Geknüpftte Börse (in natürlicher Größe).

klärung mit Hilfe der Abbildung geschehen können. — Wenn die aufgereihten Perlen verbraucht sind (was ungefähr 11 Perlen-Touren beträgt), dann schürzt man ohne Perlen weiter und zwar noch 3 Touren in der Runde, alsdann bildet man den Schluß dadurch, daß man an der betreffenden Stelle anstatt die von 2 Seiten zusammen gekommenen Fäden zu verschürzen, sie hängen läßt und stets erst bei der zweiten folgenden Tour verwendet, wodurch sich am Rande des Schließes größere doppelte Fadenlöcher bilden. So arbeitet man 10 Touren, dann wieder 3 Touren in der Runde ohne Perlen und reißt hierauf abermals auf jeden Faden 18 Perlen zur Ausführung des zweiten untern Perlenheils der Börse. Dieses schließt ebenso, wie das erste begonnen, mit längern geschürzten Stäben; man verknüpft die Faden-Enden ganz fest, so daß die Arbeit nicht aufgehen kann, und schneidet dann die überstehenden Fäden ab. Man reißt hierauf die Börse an beiden Enden zusammen, und zieht quer durch die langen geschürzten Stäbe noch einen Faden rings um jedes Ende der Börse, damit sich nicht zu große Deffnungen bilden.

Jede der untern Perlenkasten besteht aus vier einzelnen Stahlperlen-Kettchen, wie die Abbildung zeigt, in deren untern Ring stets 4 Stahlperlen-Deffnen geschlungen sind. Alle 4 Kettchen werden am oberen Ende in einer recht großen Stahlperle vereinigt und so an die Börse befestigt. Man kann die Quaste auch in einfacherer Weise aus langen gedrehten Franzenschleifen bilden,



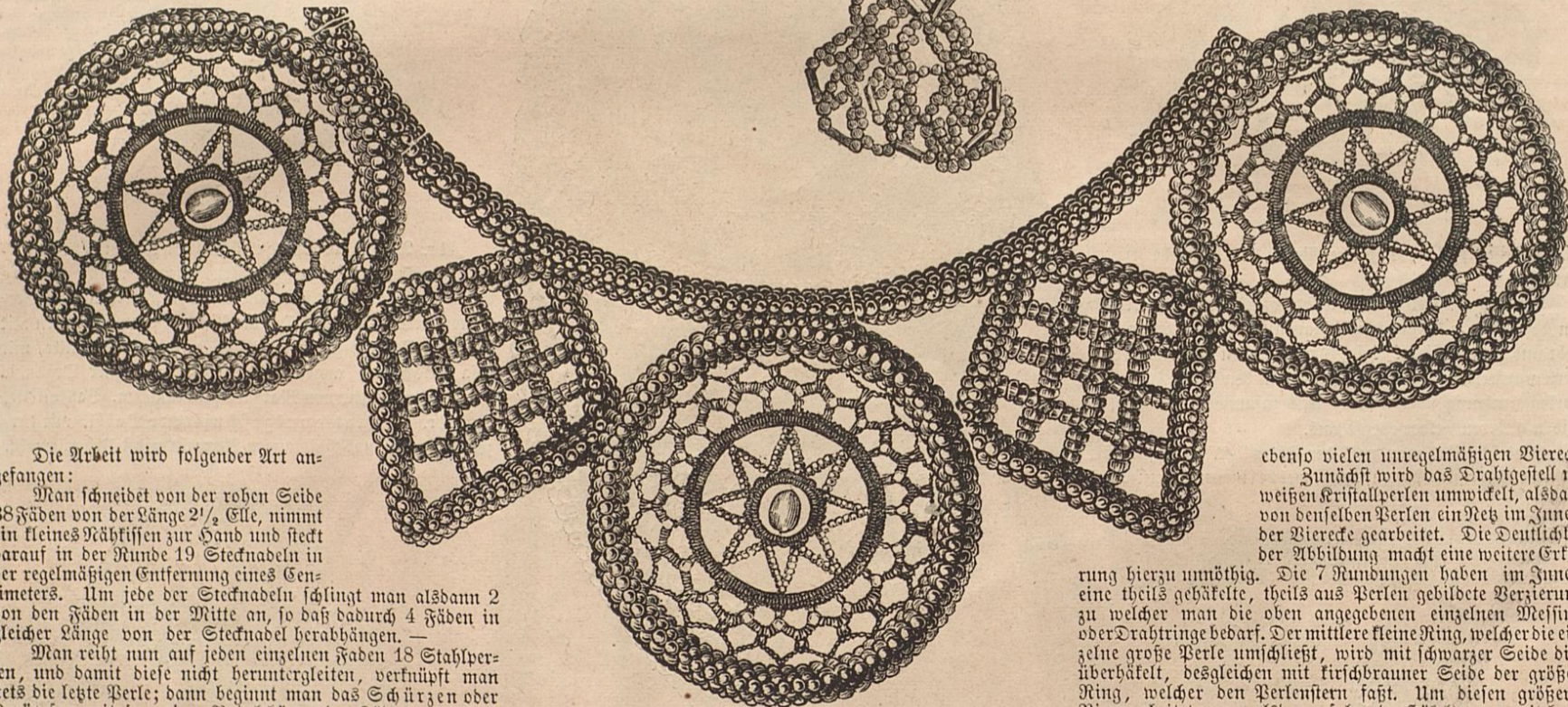
Dessein der geknüpften Börse.

wenn man es überhaupt nicht vorzieht, fertige Quasten zugleich mit den zur Börse nöthigen Stahlringen zu kaufen. [2709]

**Garnitur zum Lampenteller.**

Material: ein weißlackirtes Drahtgestell; große Schnürperlen in Kristall, kleine Stahlperlen, 7 weiße Atlasperlen, Häufelsteine in Schwarz, Kirschbraun und Hochroth; 7 größere und 7 kleinere Messingringe.

Diese Garnitur wird über ein Drahtgestell gearbeitet, dessen Gestalt aus der hierzu gehörigen Abbildung (Theil der Garnitur in Originalgröße) zu entnehmen ist. Es besteht aus einer großen Rundung, welche den Fond des Lampentellers umfaßt; an diese schließen sich — einen etwas in die Höhe gebogenen Rand bildend — 7 kleinere Rundungen abwechselnd mit



Garnitur zum Lampenteller.

Die Arbeit wird folgender Art angefangen:

Man schneidet von der rohen Seide 38 Fäden von der Länge 2 1/2 Elle, nimmt ein kleines Näbflissen zur Hand und steckt darauf in der Runde 19 Stednadeln in der regelmäßigen Entfernung eines Centimeters. Um jede der Stednadeln schlingt man alsdann 2 von den Fäden in der Mitte an, so daß dadurch 4 Fäden in gleicher Länge von der Stednadel herabhängen.

Man reißt nun auf jeden einzelnen Faden 18 Stahlperlen, und damit diese nicht heruntergleiten, verknüpft man stets die letzte Perle; dann beginnt man das Schürzen oder Knüpfen mit 4 an einer Nadel hängenden Fäden; von diesen läßt man 2 herabhängen, nimmt von den übrigen beiden den einen in die rechte, den andern in die linke Hand und umschürzt damit die herabhängenden 2 Fäden auf folgende Weise: Man legt den rechten Faden über die ebengenannten 2 Fäden, schlingt nun den linken Faden in der auf der Abbildung deutlich angegebenen Weise unter den 2 hängenden Fäden hindurch und zieht den Knoten bis dicht an die zwei Fäden heran zu, dann bildet man mit denselben Fäden einen zweiten Knoten, wobei man jedoch den linken Faden über die hängenden Fäden legt und den rechten Faden hindurchschlingt. So wechselt man regelmäßig ab und geht, nachdem man 10 mal geschürzt hat, zur zweiten Partie Fäden über; mit dieser verfährt man ebenso, desgleichen mit den übrigen,

bis diese Tour, als Anfang der Börse, beendet ist. Hierauf werden zur zweiten Tour die zusammengehörigen 4 Fäden stets nach beiden Seiten zu Zweien getheilt, so daß sich eine versetzte Ordnung bildet. Man nimmt die von 2 Seiten zusammen gekommenen 4 Fäden so zur Hand, daß die vorher umschürzten Fäden jetzt zum Schürzen dienen, und schiebt auf diese vorher 3 Perlen heran, dann beginnt man das Schürzen nach voriger Weise, wiederholt es jedoch nicht 10 mal, sondern durchgängig nur 6 mal bei jeder Partie. Die Fortsetzung der Arbeit wird nun ohne weitere Er-

ebenso vielen unregelmäßigen Vierecks. Zunächst wird das Drahtgestell mit weißen Kristallperlen ungewickelt, alsdann von denselben Perlen ein Netz im Innern der Vierecke gearbeitet. Die Deutlichkeit der Abbildung macht eine weitere Erklärung hierzu unnöthig. Die 7 Rundungen haben im Innern eine theils gehäkelt, theils aus Perlen gebildete Verzierung, zu welcher man die oben angegebenen einzelnen Messing- oder Drahtringe bedarf. Der mittlere kleine Ring, welcher die einzelne große Perle umschließt, wird mit schwarzer Seide dicht überhäkelt, desgleichen mit kirschbrauner Seide der größere Ring, welcher den Perlenstern faßt. Um diesen größeren Ring arbeitet man alsdann folgende Häkeltouren mit hochrother Seide:

1. Tour besteht aus kleinen Luftmaschen - Festsens, welche in der auf der Abbildung erkennbaren Entfernung stets mit einer festen Masche an die Häkelmaschen des Ringes gefast sind.
2. Tour. Zu dieser Tour werden kleine Stahlperlen auf die Seide gereiht; man häkelt um jeden der Luftmaschenbogen: 3 feste Maschen, 1 Luftmasche, 3 feste Maschen; bei der letzten dieser festen Maschen schiebt man regelmäßig 1 Stahlperle vor.
3. Tour, um jede der einzelnen Luftmaschen 1 feste Masche, dazwischen stets 7 Luftmaschen.

Die beiden überhäkelten Ringe werden nun durch Stahlperlenreihen in der Weise verbunden, daß letztere einen Stern

filzen; man nimmt dazu kirschbraune Seide und faßt beim Anschlingen der Perlenreihen an den kleinen Ring nur die schwarze Häkelmaschine, beim Anschlingen an den größeren Ring nimmt man den Faden um den ganzen Ring und zieht dann, ehe man neue Perlen aufreißt, durch die nächste Perle wieder zurück, so daß eine Perle stets die Spitze der Sternzacke bildet. — Im Innern des kleinen Ringes befestigt man eine weiße Atlasperle und schlingt dann die ganze so vollendete Verzierung zwischen den Kristallperlenreihen der Drahtbindung an.

Die Stickerei des Fond kann entweder aus einem bunten Blumenbouquet in Kristallperlenfüllung bestehen, oder aus einem in Ponceau bis ins Schwarz schattirten Blätterzweig mit Stahlperlenadern, ebenfalls mit Kristallperlen gefüllt.

[2701]

### Deffin zum Herrenschuh.

(Applikations-Arbeit.)

Material: feines schwarzes oder dunkelfarbiges Tuch zum Grundstoff; schwarzer Sammet zur Applikation; feine Lise oder dreifache Seide zur Stickerei.

In Bezug auf den Schnitt des Schuhs müssen wir zuvörderst bemerken, daß zur richtigen Länge des Hinterblattes

### Garnirung zum Lampenteller.

Material: böhmische Perlen in Kristall, weiße und rosa starke Baumwolle.

Diese Garnirung besteht aus 3 Mosaikbändern (jedes 2 Perlen breit), deren Arrangement die hier in Originalgröße gegebene Abbildung eines Theils der Garnirung ganz deutlich zeigt.

Das eine der beiden in Knoten geschlungenen Mosaikbänder ist mit starker, grell rosa Baumwolle gearbeitet, und erscheint dadurch in zart absteigender Farbe von dem andern, mit weißer Baumwolle geschürzten Bande. — Beide Bänder werden zu gleicher Zeit auf den vorstehenden weiß überklebten Papprand des Lampentellerfond arrangirt (d. h. in Knoten geschlungen), wie die Abbildung deutlich zeigt; und muß dieser Papprand nach außen in regelmäßige, eckig abgestumpfte Zacken geschnitten sein, wie es die, durch die Knoten gebildete Form der Garnirung erfordert. Auf die Zacken werden die Knoten

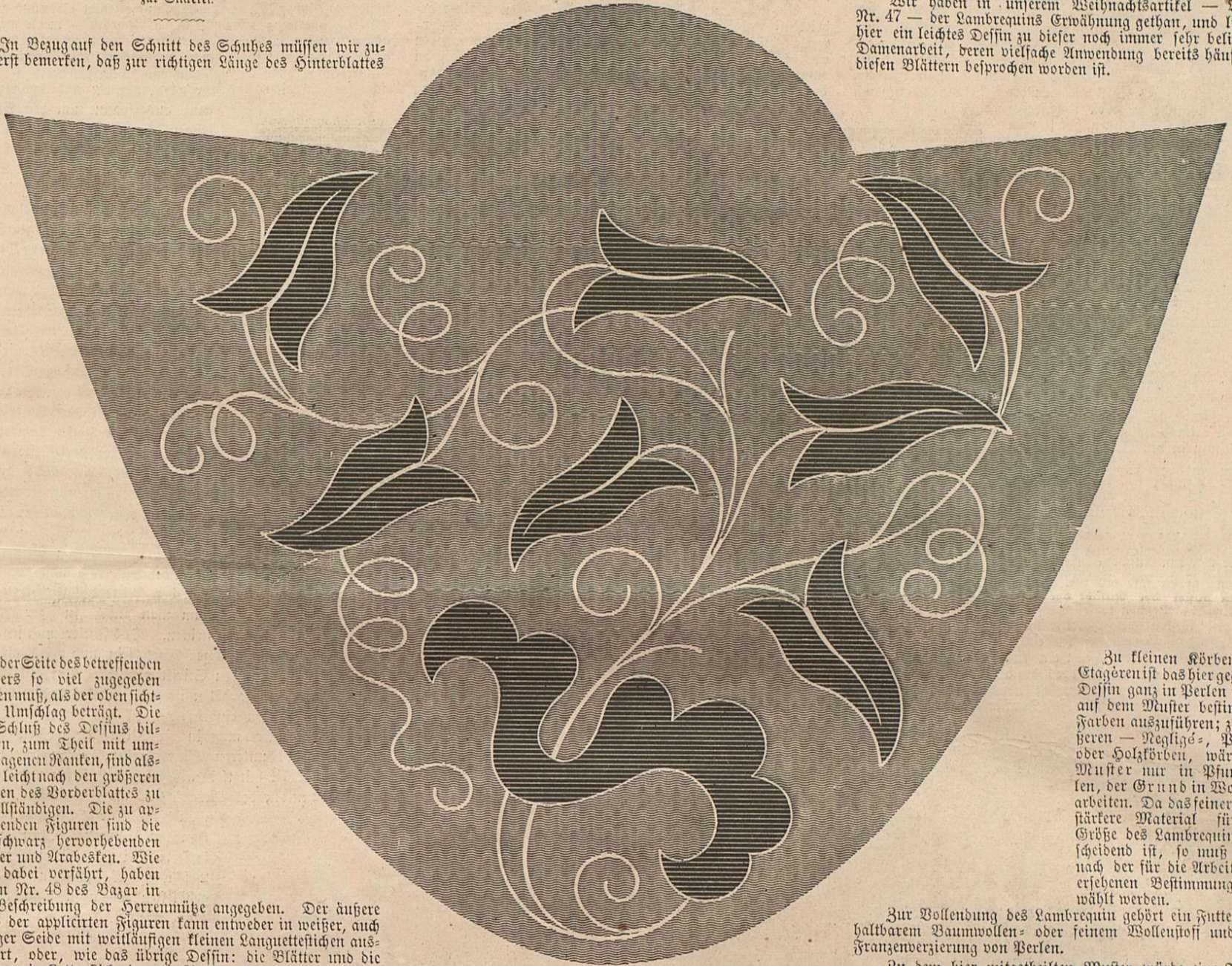
festgeheftet, indem man durch die Pappe sticht. Die oberen Schlingen der Bänder, welche sich in der auf der Abbildung sichtbaren Weise überkreuzen müssen, werden erst befestigt, nachdem das dritte Mosaikband (ebenfalls mit weißer Baumwolle geschürzt) hindurchgezogen ist. — Dieses Band, dessen Länge genau mit dem Umfang der Stickerei des Fond übereinstimmen muß, weil es sich derselben anschließt, darf nicht glatt aufliegen, sondern bildet einen mit der Kante der Perlen aufrecht stehenden Keil und hält die darum gewundenen Bänder ebenfalls etwas in die Höhe. Letztere werden stets, sowohl an den oberen Rand des Perlenreifens, als auch da, wo sie sich kreuzen, auf die Pappunterlage mit einem Stich befestigt; eben so wird auch der durchgezogene Keil an der unteren Kante an die Pappe festgenäht.

[2690]

### Deffin zum Lambrequin.

Material: Ganevas, Perlen in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Wir haben in unserem Weihnachtsartikel — Bazar Nr. 47 — der Lambrequins Erwähnung gethan, und liefern hier ein leichtes Deffin zu dieser noch immer sehr beliebten Damenarbeit, deren vielfache Anwendung bereits häufig in diesen Blättern besprochen worden ist.



auf jeder Seite des betreffenden Musters so viel zugegeben werden muß, als der oben sichtbare Umschlag beträgt. Die den Schluß des Dessins bildenden, zum Theil mit umgeschlagenen Kanten, sind alsdann leicht nach den größeren Kanten des Vorderblattes zu vervollständigen. Die zu applicirenden Figuren sind die sich schwarz hervorhebenden Blätter und Arabesken. Wie man dabei verfährt, haben wir in Nr. 48 des Bazar in der Beschreibung der Herrenmütze angegeben. Der äußere Rand der applicirten Figuren kann entweder in weißer, auch farbiger Seide mit weißläufigen kleinen Languettesfäden ausgeführt, oder, wie das übrige Deffin: die Blätter und die Kanten, in Kettenstich oder mit Lise gearbeitet werden. Die Farbe ist ganz dem Geschmack der Arbeiterin überlassen. Gold würde hier jedenfalls von elegantester Wirkung sein.

[2702]

Deffin zum Herrenschuh.

Zu kleinen Körben oder Stagären ist das hier gegebene Deffin ganz in Perlen in den auf dem Muster bestimmten Farben auszuführen; zu größeren — Negligés, Papier- oder Holzkränzen, wäre das Muster nur in Pfundperlen, der Grund in Wolle zu arbeiten. Da das feinere oder stärkere Material für die Größe des Lambrequin entscheidend ist, so muß jenes nach der für die Arbeit auszuersiehenden Bestimmung gewählt werden.

Zur Vollendung des Lambrequin gehört ein Futter von haltbarem Baumwollens- oder feinem Wollensstoff und eine Franzerverzierung von Perlen.

Zu dem hier mitgetheilten Muster würde eine Franze von einer Schattirung weißer Perlen am geeignetsten sein, doch kann man das Lambrequin eben so gut nur mit Schmit besetzen und jede Spitze mit einer Troddel versehen.



Deffin zum Herrenschuh.

# Winter-Damenstiefel

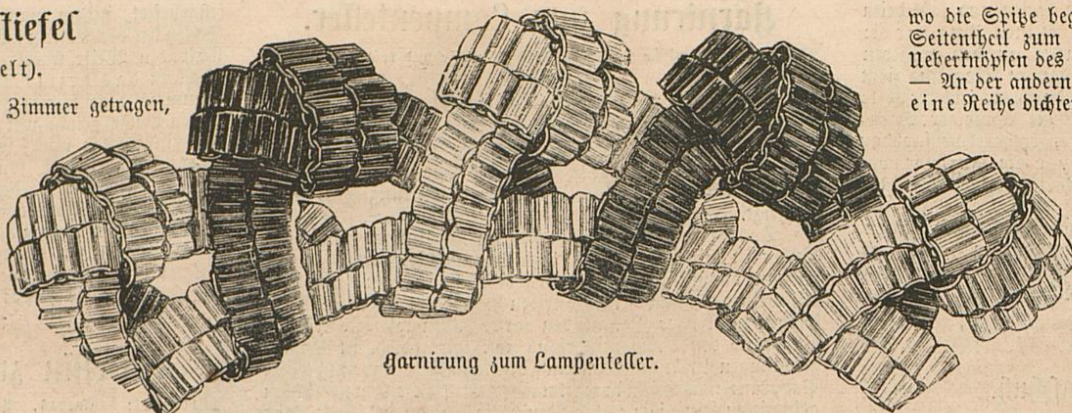
(von Wolle gehäkelt).

Dieser Stiefel kann sowohl im Zimmer getragen, als auch über Ballschuhe gezogen werden, ist sogar zum Ausgehen bei trockenem Wetter zu benutzen, wenn man ihn mit einer leichten Ledersohle versieht. Er ist im sogenannten gerippten Häfelfuß aus firschranner Wolle gearbeitet, hat eine ebenfalls gehäkelte Sohle, ein besonderes, aus gewöhnlicher weißer Wolle lose gestricktes Futter und wird vorn den Spann entlang durch Knöpfe geschlossen. Das oben bezeichnete gerippte Häfel-Muster bildet sich, indem man hin und zurück, also auf beiden Seiten mit festen Maschen arbeitet und stets das nach hinten liegende Glied der unteren Masche von der Mitte derselben aus durchsticht, zwei Touren (also einmal hin und zurück gearbeitet) bilden stets eine Rippe.

Man beginnt mit einem der Seitentheile vom Hacken aus und legt dazu mit firschranner Wolle 34 Maschen auf. Nach der vorher beschriebenen Weise häkelt man so lange in dieser Maschenzahl hin und her, bis 20 Rippen sich gebildet haben. Um beim jedesmaligen Umdrehen der liegende Masche der eben vollendeten Tour arbeiten zu können, häkelt man vorher eine Luftmasche, welche jedoch beim Zählen der Maschen nicht in Betracht kommt und nachher auch nicht mit überhäkelt wird.

Bei jeder der nun folgenden Rippen wird an der Seite, welche den unteren Rand des Stiefels bilden soll, 1 Masche zugenommen, indem man hier stets in die letzte Masche einer Tour 2 Maschen häkelt; auf der andern Seite, am Schlitze herunter, läßt man stets beim Anfang der Tour einige Maschen zurück; und zwar beginnt man die erste Tour der 21. Rippe mit der 5. Masche der vorigen Tour, so daß diese Tour, mit der zugenommenen Masche, 31 Maschen zählt. Dieses Vordrücken beim Anfang der Touren geschieht nun in der Weise, daß die folgenden Rippen der Reihe nach: 28, 25, 22, 20, 18, 17, 16, 15, 14, 13, 13, 12 Maschen zählen, und das ganze Seitentheil 34 Rippen hat.

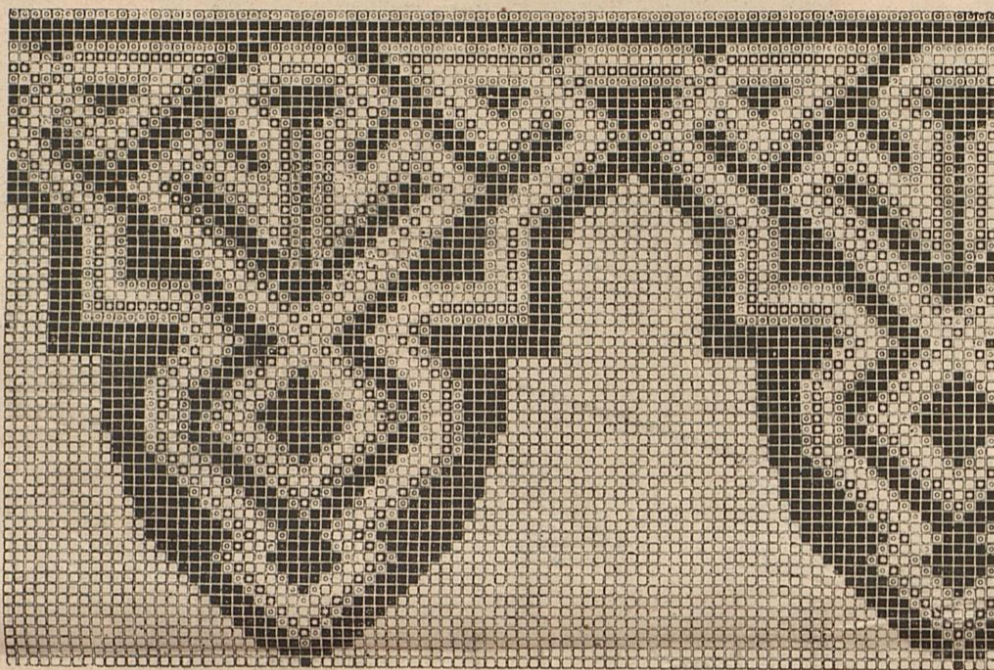
Das zweite Seitentheil wird ganz ebenso gearbeitet und dann beide Theile mit den Anschlagmaschinen, gegeneinander stehend, zusammengehäkelt; alsdann werden noch 5 Rippen als Spitze des Stiefels vorn quer über beide Seitentheile gehäkelt, doch in der Weise, daß oben auf dem Fußblatte zwischen beiden Seitentheilen ein fingerbreiter Zwischenraum bleibt; dazu häkelt man bei der 1. der 5 Rippen, nämlich in der Mitte der ersten Tour, 6 Luftmaschen von einem Seitentheil zum andern, und zählt demzufolge diese Tour im Ganzen 30 Maschen.



Garnitur zum Lampenteller.

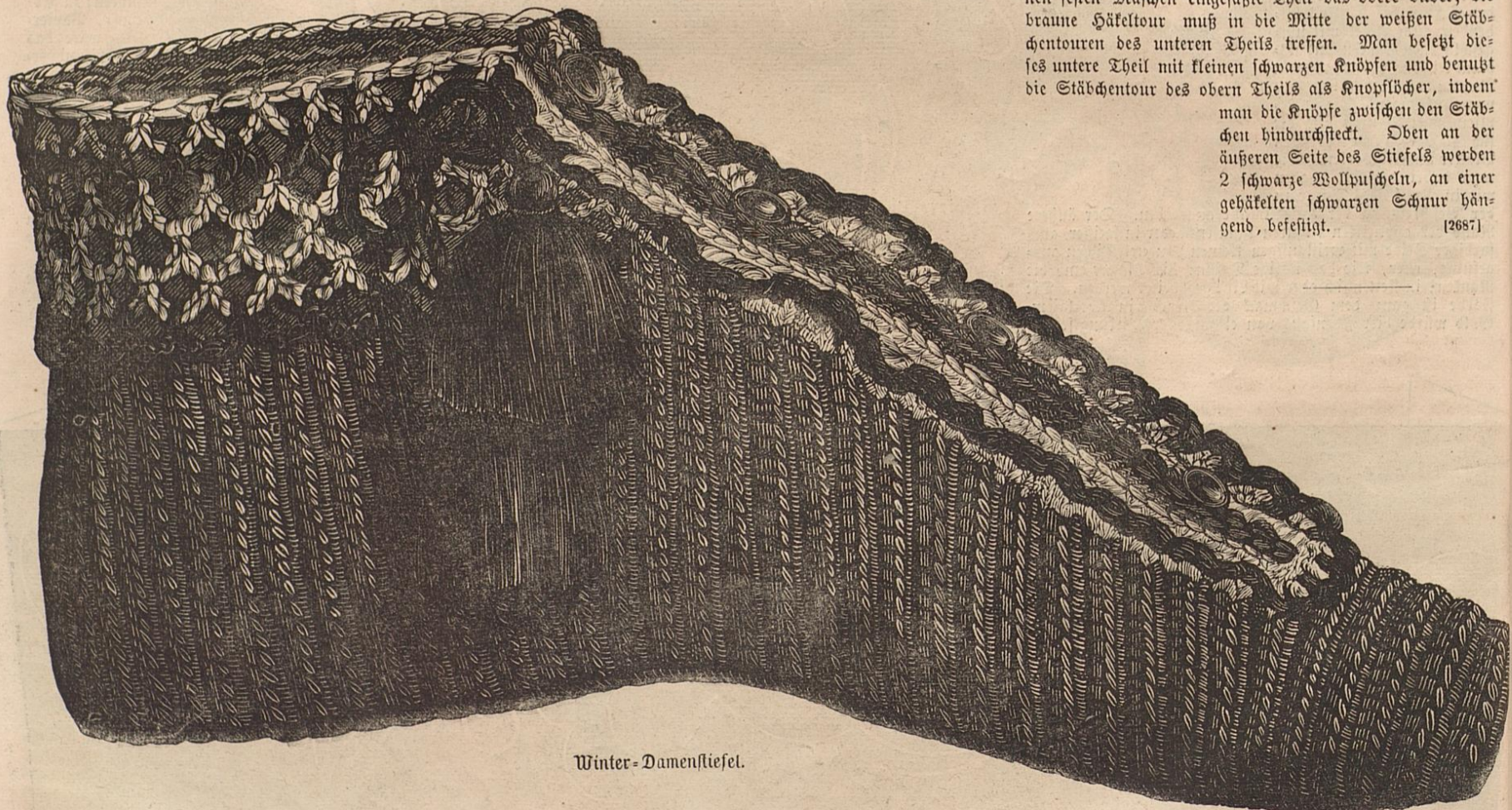
Im Verlauf der folgenden 9 Touren wird zu beiden Seiten so viel abgenommen, daß am Schluß nur 18 Maschen übrig sind. Um die vordere Öffnung des Stiefels (den Schlitz) arbeitet man alsdann folgende Touren: mit weißer Zephyrwolle 1 Tour fester Maschen, welche auch noch rings um den oberen Rand des Stiefels weiter geführt wird; dann: erst an einer Seite des Schlitzes herunter 2 Touren dicht nebeneinander stehende Stäbchenmaschen (diese beiden Touren müssen,

wird in die erste Tour auf dieselbe Weise gehäkelt. Die heruntergeschlagenen Garnitur des oberen Randes besteht aus 6 Reihen regelmäßig in versetzter Ordnung gehäkelter Netzmaschinen, deren 1. Reihe — weiß — in die weißen festen Maschen des Randes gearbeitet wird; und zwar fortlaufend in die 2. Masche 1 feste Masche, dazwischen stets 5 Luftmaschinen. — Hiernach folgen: 1 Reihe schwarz, 3 Reihen weiß, 1 Reihe schwarz. — Diese Garnitur wird, wie die Abbildung zeigt,



Erklärung der Zeichen: ■ himmelblaue Perlen, □ milchweiße Perlen, ■ schwarze Perlen, ⊗ Goldperlen.

Lambrequin.



Winter-Damenstiefel.

Hierbei Supplement: Schnittmuster enthaltend.

ganz ausgepannt um den Stiefel festgenäht. Man häkelt nun aus schwarzer Castorwolle eine schmale Sohle von der Form, wie die Sohle eines gewöhnlichen Zeugstiefels; diese Sohle wird mit gewöhnlichen festen Maschen hin und her gearbeitet und dabei stets in die ganze Masche gestochen. Man näht alsdann die Sohle auf der linken Seite mit dichten überwendlichen Stichen mit schwarzer Wolle ein.

Das Futter des Stiefels wird gestrickt, und zwar auf die Art, wie man einen Strumpf von dem Hacken an strickt; nur mit dem Unterschied, daß, nachdem der Hacken beendet und die Maschen an der Seite aufgenommen sind, man nicht in der Runde, sondern hin und her arbeitet, damit auf dem Fußblatt der Schlitz gebildet werden kann, an dessen Rande man zu beiden Seiten, der Form des Stiefels gemäß, abnimmt. Von der Mitte des Fußblattes an kann man indeß in der Runde stricken. Das Futter muß sehr lose gearbeitet sein und wird alsdann glatt anliegend in den Stiefel geheftet. Der Schlitz des Stiefels wird bis zur Hälfte zugenäht, wobei das mit braunen festen Maschen eingefasste Theil das obere bildet; die braune Häkeltour muß in die Mitte der weißen Stäbchentouren des unteren Theils treffen. Man besetzt dieses untere Theil mit kleinen schwarzen Knöpfen und benutzt die Stäbchentour des obern Theils als Knopflöcher, indem man die Knöpfe zwischen den Stäbchen hindurchsteckt. Oben an der äußeren Seite des Stiefels werden 2 schwarze Wollpuscheln, an einer gehäkelten schwarzen Schnur hängend, befestigt. [2687]

Fig. 2.

Fig. 3.

No. I. Schnitt eines Winter-Hosjäckchens mit Pelzlinie (Byzantine genannt) für eine mittlere Figur.

No. II. Schnitt einer Capote.

Erklärung der Zeichen. Fig. 1. Vordertheil. Fig. 2. Hintertheil. Fig. 3. Seite des Rückentheils. Fig. 4. Seite des Vordertheils. Fig. 5. Hals. Fig. 6. Umfalg.

Fig. 5.

No. II. Schnitt einer Capote.

Erklärung des Schnittes. Fig. 1. Die Vordertheil der Capote. Fig. 2. Die Hintertheil der Capote. Fig. 3. Die Seite des Rückentheils der Capote. Fig. 4. Die Seite des Vordertheils der Capote. Fig. 5. Die Halsöffnung der Capote. Fig. 6. Die Umfalg der Capote.

Fig. 4.

No. I. Schnitt eines Winter-Hosjäckchens (Byzantine genannt) mit Pelzlinie für eine mittlere Figur. Erklärung des Schnittes.

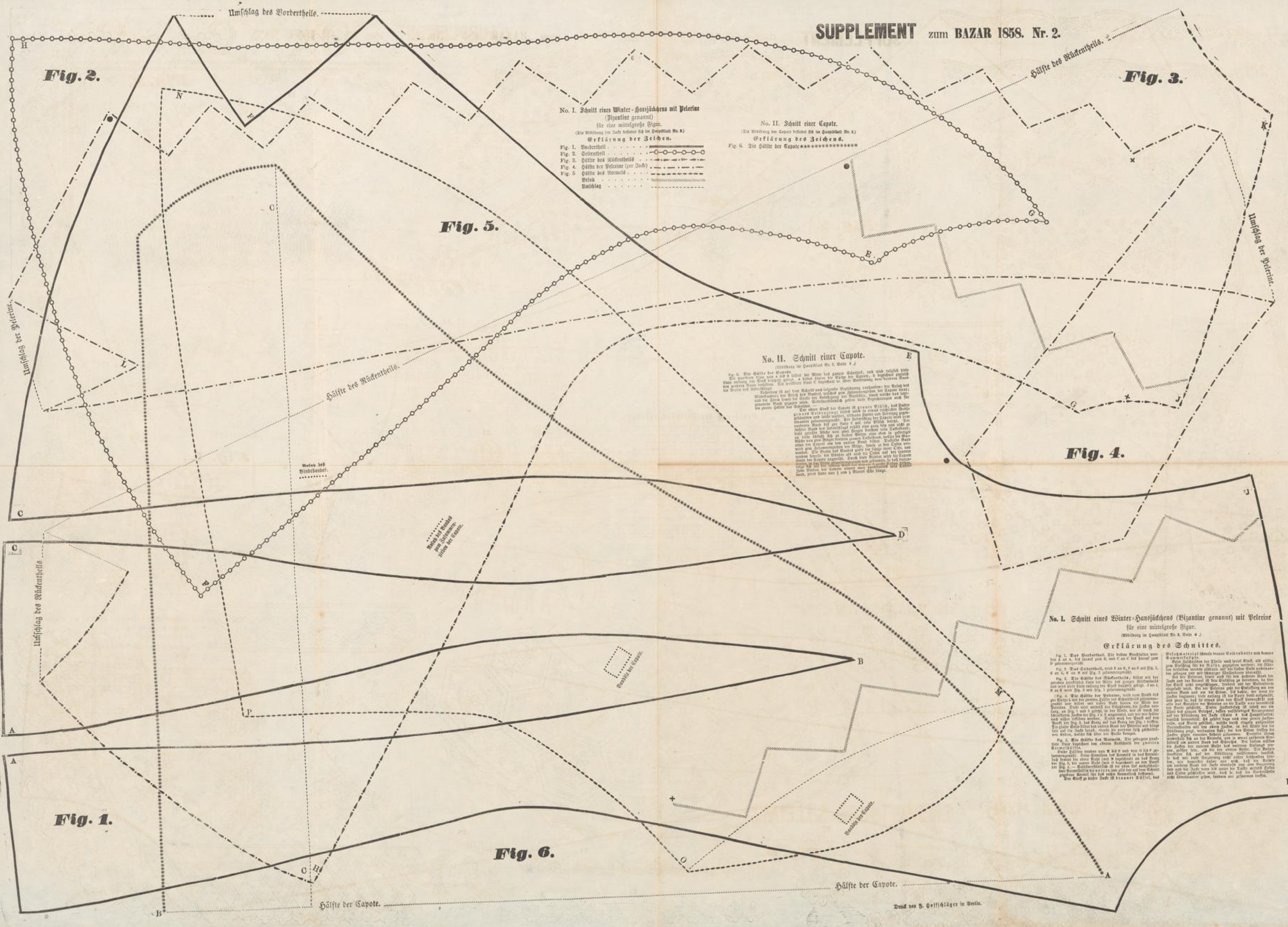
Fig. 1. Die Vordertheil des Hosjäckchens. Fig. 2. Die Hintertheil des Hosjäckchens. Fig. 3. Die Seite des Rückentheils des Hosjäckchens. Fig. 4. Die Seite des Vordertheils des Hosjäckchens. Fig. 5. Die Halsöffnung des Hosjäckchens. Fig. 6. Die Umfalg des Hosjäckchens.

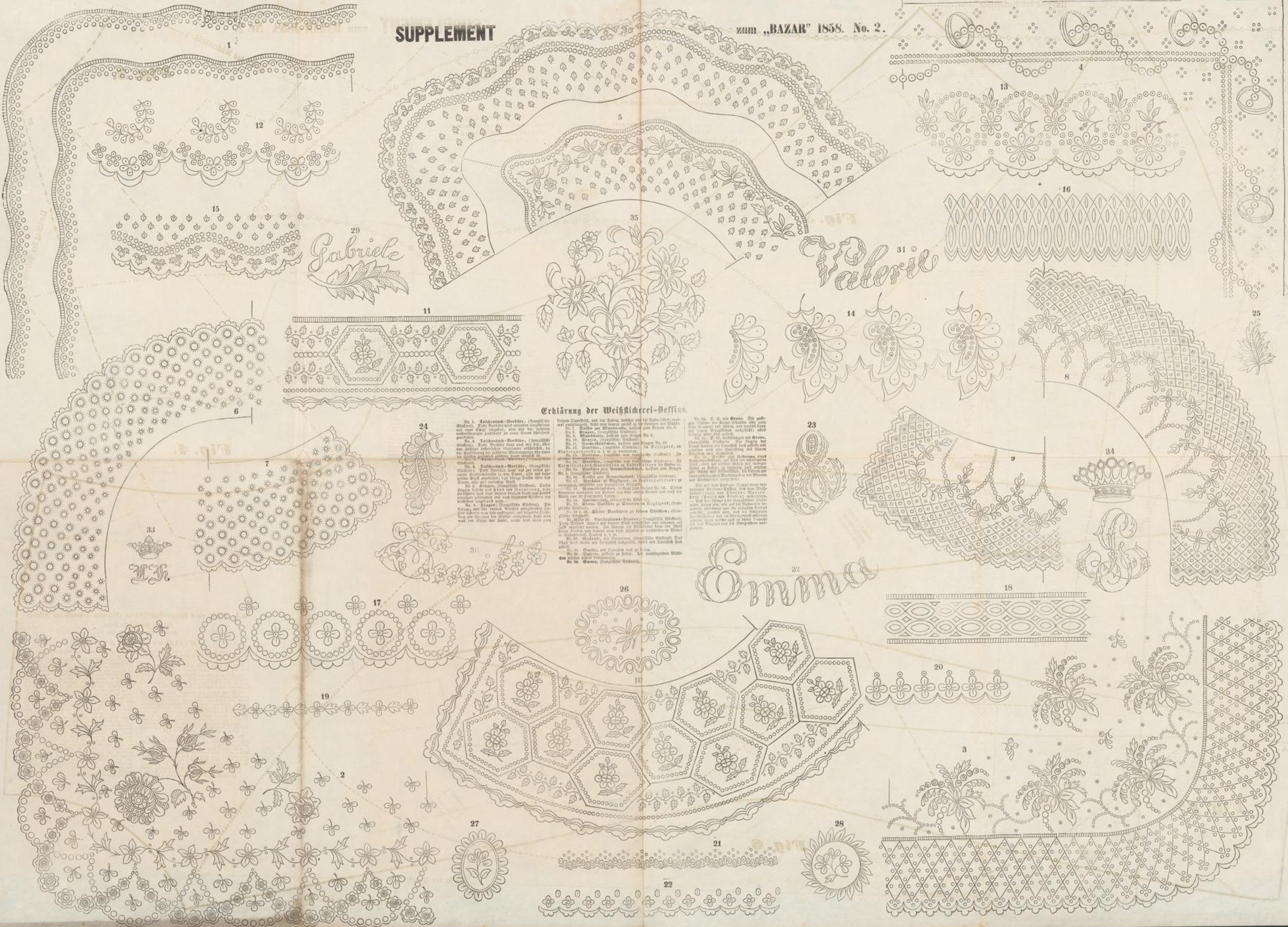
Fig. 6.

Halbe der Capote.

Halbe der Capote.

Durch von H. Postelinger in Berlin.





Gabrielle

Valerie

Emma

Erklärung der Weißstickerei-Beispiels.

Die 1. Zeichnung zeigt, dass die... Die 2. Zeichnung zeigt, dass die... Die 3. Zeichnung zeigt, dass die... Die 4. Zeichnung zeigt, dass die... Die 5. Zeichnung zeigt, dass die... Die 6. Zeichnung zeigt, dass die... Die 7. Zeichnung zeigt, dass die... Die 8. Zeichnung zeigt, dass die... Die 9. Zeichnung zeigt, dass die... Die 10. Zeichnung zeigt, dass die... Die 11. Zeichnung zeigt, dass die... Die 12. Zeichnung zeigt, dass die... Die 13. Zeichnung zeigt, dass die... Die 14. Zeichnung zeigt, dass die... Die 15. Zeichnung zeigt, dass die... Die 16. Zeichnung zeigt, dass die... Die 17. Zeichnung zeigt, dass die... Die 18. Zeichnung zeigt, dass die... Die 19. Zeichnung zeigt, dass die... Die 20. Zeichnung zeigt, dass die... Die 21. Zeichnung zeigt, dass die... Die 22. Zeichnung zeigt, dass die... Die 23. Zeichnung zeigt, dass die... Die 24. Zeichnung zeigt, dass die... Die 25. Zeichnung zeigt, dass die... Die 26. Zeichnung zeigt, dass die... Die 27. Zeichnung zeigt, dass die... Die 28. Zeichnung zeigt, dass die... Die 29. Zeichnung zeigt, dass die... Die 30. Zeichnung zeigt, dass die... Die 31. Zeichnung zeigt, dass die... Die 32. Zeichnung zeigt, dass die... Die 33. Zeichnung zeigt, dass die... Die 34. Zeichnung zeigt, dass die... Die 35. Zeichnung zeigt, dass die...

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 3. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 17. Januar 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VIII. Band.

## Vor- oder Zuname.

Genrebild von Clara Gärtner.

In einer Zeit, wo Schlessien noch keine Eisenbahnen hatte, stand an einem Novemberabende — der bei dem schlechten Wetter zu noch sehr früher Stunde den kurzen Tag verdrängt hatte — vor dem Posthause eines Marktfleckens ein schwerfälliger, gelber Wagen, an welchen eben frische Pferde gespannt wurden.

Ein kalter Herbstwind sauste in den entblätterten Linden, welche einen nahen Brunnen umstanden, und von dem Regen — der schon seit einer Stunde herabströmte — hatten sich zwischen dem defecten Steinpflaster bereits große Wasserlachen gebildet, die — wenn zuweilen ein Streiflicht aus den kümmerlich brennenden Wagenlaternen auf sie fiel, seltzam im Dunkeln glitzerten.

Eine im Hausflur brennende Lampe und der matte Schein, welcher durch die angeklüpfelten Scheiben des Expeditionsfensters fiel, verbreiteten eine leidliche Helle in der nächsten Umgebung des bescheidenen Postgebäudes, so daß der Reisende, welcher im Begriff war, dem Signale zur Abfahrt Folge zu leisten, wenigstens nicht in Gefahr kam, die steinernen Treppentufen, welche von der Hausflur auf die Straße führten, hinabzustolpern. — Ist es in jedem Falle unangenehm, naß zu werden, so ist es auf der Reise doppelt verdräglich, Gezwungen, stundenlang mit triefendem Mantel und nassem Schuhwerk im Wagen zu sitzen, hat die Feuchtigkeit Mühe, jedes Stück der Bekleidung zu durchziehen, so daß das unglückliche Opfer des Regens bei seiner endlichen Ankunft am Reiseziele den erwartenden Freunden in gerade plättrechtem Zustande an das Herz fliegt, und mit einer so naßkalten Umarmung gar leicht die erste Wonne des Wiedersehens profaisch abfühlt.

Diese Unannehmlichkeit mochte wohl der Reisende, dessen wir vorhin gedachten, vermeiden wollen, denn mit ein paar gedankenschnellen Sägen schwang er sich von der Hausthür auf den obersten Wagentritt — so daß der Regen erst nicht Zeit fand sich auf ihm festzusetzen — schneller noch verschwand er im Innern des Wagens, aber in demselben Augenblicke, wo ein dienstbarer Geist — der ebenfalls nicht Lust haben mochte naß zu werden — die Wagenthür hastig zuschlug, fiel er auf

den ihm zunächst gelegenen Sitz mit einer, durch die eben aufgewendete Schnellkraft erzeugten Schwere, welche sein Gewicht verdoppelte.

„Au! Morbio! was ist das?“ schrie eine Stimme, und ein Körper — auf welchen der Reisende sich so hart aufgesetzt hatte — schnellte ihn in demselben Augenblicke, wo er fühlte, daß etwas anderes als der Sitz des Wagens sich unter ihm befand, so heftig empor, daß er auf den Rückstuhl fiel, während sein Mützengeld flirrend an das kleine, im Vordergrunde des Wagens angebrachte Fenster schlug, welches eben nur durch seine Kleinheit vor dem Zerspringen bewahrt wurde.

„Teufel! was soll das heißen?“ rief der Reisende.

„Ja, was soll das heißen?“ schrie die Stimme von vorhin: „einen friedlichen Menschen anfallen, erbrücken! Postillon! he! he Postillon!“

„Lassen Sie das,“ entgegnete nun lachend der Andere, „hier scheint ein kleines Mißverständnis zu sein: ich glaube den Wagen leer, warf mich schnell auf den Sitz und fiel — auf Sie! Pardon deshalb! es geschah nicht mit Absicht.“

„Also Sie fahren auch mit?“ fragte der Angeredete völlig besänftigt.

„Ja, wie Sie sich überzeugen können, denn während wir uns hier herum geworfen haben, ist der Wagen abgefahren; ich glaube wir sind fast aus dem großartigen Marktflecken hinaus, vor dessen Posthause ich so unerwartet das Vergnügen hatte Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„O, bitte recht sehr, das Vergnügen ist auf meiner Seite. Es thut mir wirklich recht leid, daß ich Sie vorhin so übel tractirt habe, aber ich war gerade so ein Bißchen eingebuselt, als Sie auf mich stießen, und da konnte ich mich nicht gleich besinnen, wo ich war und was passirte.“

„Das bedarf keiner Entschuldigung,“ sagte der Erste, welcher indes an der Seite seines Reisegefährten Platz genommen hatte — „Sie wurden ja von mir herausgefordert, und ich hätte es an Ihrer Stelle nicht besser gemacht.“



Robe à bandes. Modell aus dem Magazin von Theodor Morgenslern in Paris und Berlin. (Erklärung des Bildes Seite 22. — Das nächste Supplement wird das Schuittmüßer dieser Robe bringen.)





Der Fremde aber, welcher mit seinen Blicken dem Auge der Frau Mathes gefolgt war, schien nun erst die jüngere Dame — die ihn der Unfall bei seinem Eintritt hatte vergessen lassen — wieder zu bemerken; er betrachtete überrascht und aufmerksam das feine, liebliche Gesicht derselben, dann glitt sein Blick über die zierliche Figur, den einfachen, aber eleganten Hausanzug und verweilte auf der zarten, weißen Hand, welche noch immer auf den Tasten ruhte — bis ihre Besitzerin, verlegt durch dieses neugierige Anstarren, den Kopf mit einer raschen Bewegung abwandte.

August Dümmler, wir wollen ihn bei seinem Namen nennen, gerieth durch dieses Zeichen des Unwillens sichtlich in Verlegenheit, und wie um seine Neugier zu entschuldigen, wandte er sich an Frau Mathes mit der Frage: „Ist das Ihr Fräulein Tochter?“

„Ja,“ entgegnete diese.

Da erhob sich der junge Mann rasch von seinem Sitze, machte zwei tiefe, etwas linksche Verbeugungen und sprach in jenem einfürmigen Tone, welchen Kinder gewöhnlich beim Hersagen ihrer Lektion annehmen: „Gehorsamster Diener, mein Fräulein! ich schätze mich sehr glücklich, Sie kennen zu lernen.“ Einen Augenblick zuckte es um die Mundwinkel der Angeredeten, dann wurde sie plötzlich ernst und erwiderte etwas stolz den Gruß des Herrn August. Frau Mathes, welche ihre Tochter beobachtet hatte, nahm jetzt den Gast gutmüthig in Anspruch, indem sie sich nach seinem Wohnorte, nach seinen Verhältnissen im Allgemeinen erkundigte; und obwohl derselbe erstaunt war, über Dinge Auskunft geben zu sollen, von denen er glaubte, daß sie in der Familie des Herrn Mathes längst bekannt wären, so fühlte er sich doch zu sehr erleichtert, auf diese Weise Stoff zum Reden zu erhalten, als daß er nicht weilküftig die an ihn gerichteten Fragen hätte beantworten sollen. Auf einen Wink ihrer Mutter hatte inzwischen die Tochter das Zimmer verlassen, um ein kleines Abendbrot zu besorgen; und einige Zeit nach ihrer Entfernung erschien Luise mit Theegeschirr, Backwerk und einigen Tellern, worauf kaltes Fleisch und Butterbröckchen lagen. Victor, der entweder seine Arbeiten beendet hatte, oder dem die Neugier nicht länger Ruhe gelassen, folgte Luise; hielt sich aber noch von der Mutter möglichst entfernt, eingebend seines unzeitigen Lachens.

„Ihr Herr Sohn?“ fragte August, welcher den Eintretenden sogleich bemerkt hatte.

„Ja, es ist mein Sohn.“

„Ei, ei, den hatte ich mir älter gedacht! aber so geht es, wenn man die Leute nicht kennt, da macht man sich eine ganz andere Vorstellung von ihnen.“

Nachdem Frau Mathes ein wenig auf ihre Tochter gewartet hatte, nöthigte sie endlich — da dieselbe noch immer nicht erschien — ihren Gast zu Tische. Eben hatte sie sowohl August als Victor mit Thee und Backwerk versorgt, da rief Alma's Stimme leise durch die halbgeöffnete Thür: „Mama, bitte auf einen Augenblick!“

„Entschuldigen Sie!“ wandte sich die Gerufene an August und verließ das Zimmer.

Letzter, welcher sich bei Tische auf's Neue befanden fühlte, wollte nun die Abwesenheit der Wirthin benützen, um seinen Appetit zu befriedigen, und griff hastig nach seiner Tasse, aus welcher er einen herzhafsten Schluck that. Allein der Thee war sehr heiß, schneller noch, als er sie ergriffen, setzte August die Tasse nieder und rief: „Na, der hat das Feuer gefehlt! ich habe mir wahrhaftig die Zunge ganz verbrannt.“

„Ja,“ entgegnete Victor, dessen scharfem, prüfenden Auge die Unbeholfenheit des Gastes nicht entging, „da muß man sich zu helfen wissen! Sehn Sie, ich mache es so.“ — Damit nahm er ein röhrenförmig zusammengewolltes Zimmetpläschen, deren sich mehrere unter dem Backwerk befanden, tauchte ein Ende desselben in seine Tasse, hielt das andere an den Mund, und sog auf diese Weise den Thee langsam herauf.

„Ach so,“ sprach August erstaunt, „ist das die neue Mode? eine furiose Erfindung! also dazu sind die kleinen Dingerchen bestimmt. . .“ und sogleich schickte er sich an, dem Beispiele Victor's zu folgen. Der Versuch gelang so ziemlich und bald hatte August den größten Theil seines Thees aus der Tasse herausgesogen.

Victor, welchem der Nachahmungstrieb seines neuen Bekannten großen Spaß machte, ließ ebenfalls sein Röhren nicht mehr vom Munde, und so saßen Beide in voller Arbeit, als die Damen eintraten. Wie schnell auch Victor das Zimmetpläschen aus der Hand gleiten ließ, hatte die Eintretenden es doch bemerkt, und selbst Frau Mathes — so sehr sie sich auch dagegen sträubte — konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, besonders da August, ohne sich stören zu lassen, fortzufuhr, seine Tasse auf die beschriebene Weise zu leeren. Hierauf blickte er Victor an, und als er bemerkte, daß derselbe grade darüber war seinen zerbrechlichen Saugapparat zu verzehren, biß auch er hinein und ließ ihn bald hinter seinen vollen Lippen verschwinden. Eine zweite Tasse Thee lehnte August indeß ab, entschädigte sich aber möglichst durch Eisen, wozu ihn Frau Mathes freundlich aufforderte, und was er jetzt dazu benutzte, um seine, in Alma's Gegenwart wiederkehrende Verlegenheit zu verbergen.

Victor, besorgt, daß seine vorigen Streiche noch einen nachträglichen Verweis einbringen möchten, saß ernst und schweigsam da, obwohl man an dem Bligen seiner Augen — besonders wenn er Alma ansah — wohl merken konnte, daß er nicht übel Lust hatte, bei nächster Gelegenheit seinen Humor wieder spielen zu lassen. Alma aber schien noch immer in einer sehr schwankenden Stimmung zu sein, und während jetzt ein Lächeln auf ihr Gesicht kam, nahm dasselbe gleich darauf einen fast schmollenden Ausdruck an; auch sprach sie nicht viel und überließ es ihrer Mutter, die Kosten der Unterhaltung zu tragen.

Auf diese Weise ging das Mahl rasch vorüber, und als dasselbe geendet, hielt es Frau Mathes für das Beste, ihrem Gaste — in Rücksicht auf seine Ermüdung von der weiten Reise — möglichst bald sein Zimmer anzuweisen zu lassen, womit August sehr einverstanden erschien.

Auch Victor, obwohl er gern mit seiner Schwester noch Einiges über den sonderbaren Gast gesprochen hätte, hielt es für gerathen, sich mit guter Gelegenheit zu entfernen, und so blieben Mutter und Tochter allein beisammen.

„Du bist verstümmelt?“ sagte Frau Mathes zu Alma, welche im Zimmer auf und ab ging.

„Verstümmelt? — verlegt wäre richtiger gesagt.“

„Nicht doch,“ entgegnete die Mutter, „wer wird einen Scherz des Vaters gleich so übel nehmen?“

„Ein schöner Scherz!“

„Nun, und was ist es denn sonst? Dein Vater schreibt an mich: „Nächster Tage erhältst Du einen Gast; ich erwarte, daß Du ihn freundlich empfangst, denn es ist — mein künftiger Schwiegerohn.“ Nun erscheint heut' ein einfacher, etwas linkscher Mensch, aber — wie Du aus seinen Reden gehöret hast — er ist der Sohn eines Schulkameraden von Papa. Daß aus diesem Grunde der Letztere eine freundliche Aufnahme für den jungen Mann wünscht, finde ich sehr natürlich; und was die andere Aeußerung betrifft, so ist wohl nichts klarer, als daß Dein Vater sich nur einen kleinen Spaß machte, den Du nicht so übel nehmen solltest; — oder hast Du etwa Lust, Ernst daraus zu machen?“

„Mutter, Mutter! kränke mich nicht so!“ rief Alma heftig.

„Ich begreife Deine Reizbarkeit nicht,“ entgegnete Frau Mathes, „einen harmlosen Scherz so aufzunehmen!“

„Ich würde,“ sprach Alma, „in Papa's Aeußerung ebenfalls nichts sehen als einen harmlosen Scherz, wenn dieser Mensch — der mit seinem Koffer so wie vom Himmel gefallen kam — nicht eine gewisse Dreistigkeit, eine Zuversicht hätte, die mich verlegt.“

„Kind, das bildest Du Dir ein! Der arme Mensch ist eher verlegen und fühlte sich beengt in Umgebungen, welche ihm ungewohnt sind; und was Du für Dreistigkeit nimmst, ist nichts als die gewöhnliche derbe Art, welche Leuten von seinem Bildungsgrade eigen ist und die — wenn seine Besorgnisse auf Augenblicke schwindet — Dir auffällig hervortritt, während der gute August Dümmler sogar eine heilige Scheu vor Dir zu haben scheint.“

„Warum aber müssen wir ihn im Hause behalten, wenn er — wie Du selbst sagtest — sich hier beengt fühlt?“

„Weil ich damit einen Wunsch Deines Vaters zu erfüllen glaube,“ entgegnete Frau Mathes mit Nachdruck. „Liebe Alma, fuhr sie hierauf weiter fort, „Du, die sonst so heiter, deren Herz so mild und sanft war, bist jetzt zuweilen in einer sehr gereizten Stimmung und geneigt, Alles von der übelsten Seite zu nehmen. Aber das kommt von Deinem Verhältnisse zu Steinau, oder, besser gesagt, von dem Verbergen desselben vor Deinem Vater — denn aus Mangel an Vertrauen entsteht leicht Mißtrauen, und wo das einmal seinen Sitz aufgeschlagen hat, da entziehen Freude und Sanftmuth und Frohsinn!“

Alma stand vor ihrer Mutter still; sie sah zur Erde und zwei große Thränen liefen über ihre Wangen. „D!“ rief sie schmerzlich aus, „würde ich denn so lange gegen den Vater geschwiegen haben, wenn ich nicht Alles zu verlieren fürchtete? Du hast ja selbst gesagt, daß bis Steinau nicht wenigstens sein letztes Examen zurückgelegt hat, auf die Zustimmung des Vaters — als eines erklärten Feindes jeder langen Brautenschaft — gar nicht zu rechnen sei.“

„Das ist leider wahr,“ erwiderte Frau Mathes etwas entmüthigt, „und die traurigen Erfahrungen, welche in Deiner Familie in solcher Beziehung gemacht wurden, mögen diese seine Eigenheit entschuldigen. — Sobald aber Steinau's Examen glücklich vorüber ist, hören mir die Heimglichkeiten auf, und ich will dann selbst thun, was ich vermag, um den Vater gütig zu stimmen. Jetzt aber geh schlafen, mein Kind, und habe wenigstens in Bezug auf Herrn August Dümmler keine Sorge.“

Während so die Damen seiner gedachten, befand sich August ebenfalls in keiner glücklichen Stimmung, denn die Erwartungen, mit denen er das Mathes'sche Haus betreten, waren — was die Einrichtung desselben anbelangte — so weit übertroffen worden, daß er sich in einer ihm ungewohnten Sphäre fühlte, die ihn — wie seine Wirthin ganz richtig sagte — beengte, indeß der Empfang von Seiten der Bewohner so herabstimmend und wenig schmeichelhaft für einen sich freudig erwartend glaubenden Bräutigam war, daß er über den so sicher gehofften Erfolg dieses Besuches — trotz aller Selbstschätzung seiner eigenen Person — anfangs zweifelhaft zu werden.

„Es ist eine sonderbare Geschichte!“ sprach August, „habe es mir doch ganz anders gedacht — ganz anders! — Statt mit Freude und Jubel empfangen zu werden, statt Alles schon zur Verlobung hergerichtet zu finden, werde ich aufgenommen wie ein Fremder und muß erst Auskunft geben: wer und woher? . . . Es fiel auch kein einziges Wort, das mir eine schädliche Veranlassung geboten hätte, mit der Sprache gerade heraus zu gehen — oder — hat man mir es übel genommen, daß ich so fremd that? . . . Aber der unglückliche Fall hatte mich auch so verblüfft gemacht, sonst hätte ich sie gleich als meine Braut angedeutet, die Mamsell — das Fräulein — „Alma!“ ja, so nannte sie ihre Mutter; 's ist auch eine ganz furiose, vornehme Abkürzung von Amalie, wie sie eigentlich heißt, denn der alte Herr sprach ja immer von seinem Mädchen. Ja, der Alte, das ist ein Mann! so ganz wie Unferneiner — aber — na, es muß einmal heraus! die Vornehmtherei hier gefällt mir nicht. Der Himmel weiß, wie das enden wird, denn eine solche Dame, wie das Fräulein Alma, paßt nicht nach Hundsfeld und in meine Wirthschaft, denn — wenn meine Frau auch nicht Magd sein darf, so muß sie doch den Leuten nachsehen und, wo's nöthig ist, einmal mit angreifen. — Freilich könnte man eine Wirthschafterin halten — die Mittel dazu habe ich ja! . . . Was würden die Hundsfelder für Augen machen, wenn ich so eine feine Dame hinbrächte? Das wäre ein Aufsehen! . . . Na, und wenn ich mich ihretwegen anders einrichte, so kann sie sich dafür auch ein wenig nach mir richten, z. B. mit dem Essen, denn, offen gestanden — August legte dabei die Hand auf seinen Magen — „das heutige Abendbrot war zwar recht gut, aber doch etwas zu leicht; die feinen Butterknitten soll der Kuckuck holen! davon kann man wohl satt werden, wenn man am Klavier sitzt, aber Unferneiner, der sich den ganzen Tag im Freien herumtummelt und gewöhnt ist, des Abends seine Schüssel Kartoffeln zu verzehren, hat nicht genug daran. — Ich wünschte wahrhaftig, ich hätte noch etwas zu essen! Doch für heut' läßt sich nichts ändern; morgen kommt hoffentlich mein Schwieger — na, ich will nur sagen Herr Mathes, und dann werden wir ja sehen, wie sich Alles macht.“

Mit diesem Troste begab sich August zur Ruhe. Am andern Morgen erwachte er nach seiner Gewohnheit ziemlich früh, und nachdem er sich mit möglichster Sorgfalt angekleidet — was ihm einen bedeutenden Zeitaufwand verursachte — und sich zu verschiedenen Malen im Spiegel gemustert hatte, überlegte er, ob es schädlich sei, jetzt hinunter in das Wohnzimmer zu gehen, oder zu warten, bis man ihn zum Frühstück rufen würde. Noch war er hierüber zu keiner Entscheidung gelangt, da erschien ein alter Diener und brachte ihm seinen Kaffee. Vor dem ersten Gesichte dieses Mannes hatte August schon am vorigen Abend, als er ihm in sein Zimmer leuchtete, einige Scheu empfunden, und so sehr es ihn auch heut' drängte, irgend eine Frage an den Alten zu richten, so blieb ihm dieselbe doch auf der Zunge. Auch schien der Diener durchaus nicht zum Sprechen aufgelegt, sondern entfernte sich sogleich wieder.

„Um!“ machte August, als der alte Mann fort war. „Ob das auch vornehm sein soll, einem den Kaffee mit einem kurzen „guten Morgen“ hinzusetzen? Bei uns ist es Sitte, wenigstens zu sagen: „Wünsche wohl zu bekommen! . . .“ — Ach! . . . Ein herzhafter Biß in das frische Weißbrod endigte dieses Selbstgespräch.“

Als das Frühstück verzehrt war, war August auf's Neue im Zweifel, was er thun solle, denn er fühlte sich etwas zurückgesetzt, daß man ihn nicht an den Familientisch gerufen, sondern den Kaffee heraufgeschickt hatte. „Ich bleibe hier, bis sie mich verlangen,“ sprach er endlich mit sehr entschiedenem Tone, und versuchte nun, so gut es anging, sich die Zeit zu vertreiben. Nachdem er aber sein Zimmer wieder und wieder gemustert und öfters in den Hof — auf dem sich Niemand blicken ließ — hinausgesehen hatte, öffnete er endlich die Thür, um ein wenig zu recognosciren. Und siehe! eben kam Victor die Treppe herauf.

„Ei, guten Morgen, Herr Dümmler!“ rief ihm der Knabe freundlich entgegen, „wie haben Sie geschlafen?“

„Danke schönstens, recht gut!“ entgegnete August, froh, Jemanden zu finden, von dem er hoffte, über Manches, das ihn bedrückte, Auskunft zu erhalten. Nach einigen höflichen Nebenarten nöthigte er deshalb Victor, in sein Zimmer einzutreten, wozu derselbe auch gleich bereit war. Dem einschmeichelnden Wesen des kleinen Schalkes gelang es bald, das Vertrauen August's in solcher Weise zu erwerben, daß derselbe — wie er es nannte — mit der Sprache gerade heraus ging. So erfuhr denn Victor, daß die bezügliche Bemerkung in dem Briefe seines Vaters, welche er selbst — besonders seit er August kennen gelernt — nur für einen Scherz des Ersteren gehalten, Letzterem bekannt und wirklicher Ernst war, und daß er in keiner anderen Absicht erschienen, als um sich mit Alma zu verloben.

Victor war im ersten Augenblicke durch diese Entdeckung so überrascht und fühlte sich über das Gehörte so entsetzt, daß er nahe daran war, seine Empfindungen ohne Umschweife auszusprechen; als aber sein Blick zufällig über August's kleinbürgerliche Erscheinung hinglitt und er in sein ehrliches, aber plumpes und nichts weniger als geistvolles Gesicht sah, kam ihm der Gedanke, daß sollte Alma's Bräutigam sein, so unaußersprechlich komisch vor, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

Dadurch fühlte sich natürlich der Andere beleidigt und fragte nicht ohne einige Empfindlichkeit: „Was er zu lachen habe?“

„Ach,“ entgegnete Victor, schnell gefaßt, „ist es denn nicht lächerlich, daß Sie nicht einmal so viel Muth haben, sich als der erwartete Bräutigam aufzuführen?! Soll Ihnen denn meine Schwester entgegen kommen? Kennen Sie gar nicht die Gesetze der Galanterie?“

„Also glauben Sie,“ fragte August, schon wieder besänftigt, „daß ich gefehlt habe? daß ich gleich hätte sagen sollen: ich bin der und der und komme in der Absicht . . .“

„Freilich!“ rief Victor lachend, „das wäre das Klügste gewesen; aber es läßt sich ja nachholen.“

„Meinen Sie?“

„Nun, das versteht sich! Hören Sie mich an: Bald nach zehn Uhr gehen Sie hinunter in's Wohnzimmer; zu dieser Zeit werden Sie meine Schwester dort antreffen; und dann sagen Sie ihr ohne Weiteres, was Sie ihr zu sagen haben. — Jetzt aber muß ich fort, denn ich habe eine Unterrichtsstunde außer dem Hause. Adieu, Herr Dümmler, wünsche viel Glück!“ Damit eilte Victor fort, entschlossen, so bald als möglich nach Hause zurückzukehren, um August's Erklärung im Nebenzimmer anhören zu können, denn das schien ihm ein Hauptpaß, welchen er sich um keinen Preis wollte entgehen lassen. Zugleich hoffte Victor seiner Schwester auch einen Dienst zu leisten, wenn er den Gast veranlaßte, seine Absichten noch vor der Rückkunft des Vaters auszusprechen, denn, sollte derselbe wirklich einen so unerhörten Plan in Betreff von Alma's Zukunft haben, so hatte dieselbe in seiner Abwesenheit doch freien Spielraum und konnte dem unwillkommenen Freier einen so gewichtigen Korb geben, daß er das Haus verließ, noch ehe der Vater wiederkehrte.

August verfehlte nicht, sobald der zehnte Glockenschlag verklungen war, sein Zimmer zu verlassen; doch, so muthig er auch die Treppe hinunter ging, vor der Thür angelangt, bemächtigte sich seiner ein solches Gefühl von Angst und Mißbehagen, daß er gern wieder umgekehrt wäre; allein die Erinnerung an das Gespräch mit Victor feuerte bald wieder seine Eitelkeit zum Handeln an, und so faßte er denn einen kühnen Entschluß und trat ein.

Alma befand sich allein; und da sie nach ruhiger Ueberlegung ihre Empfindlichkeit von gestern selbst als ungerechtfertigt erkannt hatte, so empfing sie ihren Gast, um das frihere Betragen gut zu machen, mit einer wohlwollenden Freundlichkeit, welche denselben ungenie befriedigte.

„Jetzt ist gerade der rechte Augenblick!“ Mit diesem Gedanken ging August auf Alma zu, ergriff ihre Hand, drückte einen lauten Kuß auf dieselbe und sprach: „Mein sehr geehrtes und liebtes Fräulein! Ich war gestern recht ungezogen, daß ich Sie nicht sogleich begrüßte, wie es meiner — na, wie es meiner Braut zukommt; Sie werden ja doch wissen, was Ihr Herr Vater mit mir verabredet hat von wegen uns Beiden? . . .“

Da Alma nicht antwortete, sah August fragend zu ihr

auf ... mit weit offenen Augen starrte sie ihn an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was ist denn das?“ dachte August; „am Ende — ich glaube gar, sie hört nicht gut; das wäre fatal, aber es läßt sich nicht ändern; ...“ und mit gesteigerter Stimme fing er an seine Rede zu wiederholen, indem er seinen Mund dem Ohre Alma's möglichst nahe brachte. Diese unerwartete Bewegung vermehrte nur ihren Schreck ... der Gedanke, daß ihr Kopf nicht recht im Kopfe sei, tauchte plötzlich in ihr auf, und da sie eine unüberwindliche Furcht vor Geistesfranken hatte, sprang sie mit einem lauten Schrei fort, riß die Thür auf und stürzte hinaus in das Vorzimmer; dort fiel sie, ohne zu wissen, was sie that, einem ihr Entgegenkommenden in die Arme ... es herrschte eine augenblickliche Stille ... dann sagte die Stimme eines Dritten: „Sage mir, Kind, was soll das heißen?“

Alma richtete sich bei diesen Worten empor; sie erkannte die Stimme ihres Vaters; doch als sie auf sah, war es nicht sein Gesicht, das sie erblickte. „Steinau!“ rief sie; „mein Gott, wie ist mir denn? Steinau ... Ach, da ist der Vater!“ sprach sie, zur Seite blickend, „ich hatte ihn doch sprechen hören ...“ Dabei machte sie sich von Steinau los und trat erröthend zurück.

„Ich glaube, Mädchen,“ begann Herr Mathes, „die Freude verwirrt Dich! Uns Beide hättest Du wohl nicht zusammen erwartet?“ Und Mathes brach in ein herzliches Gelächter aus, welches Alma's Verlegenheit noch vermehrte.

„Mengstigen Sie sich nicht,“ sprach jetzt Steinau, indem er sich ihr wieder näherte, „ich komme mit Bewilligung Ihres Vaters und, wie er mir selbst gesagt hat, als ein gern gesehener Gast.“

„Ach,“ rief Mathes dazwischen, „dieses Wort erinnert mich an den Andern! Habt Ihr nicht schon einen Gast, Alma?“

„Ja,“ erwiderte diese etwas gefasster, „da drinnen ... er hatte mich so erschreckt! Ich glaube, er ist nicht recht geschiedt.“

„O, nun verstehe ich!“ rief Steinau.

„Ja, ich begreife jetzt auch,“ sagte Mathes; „gewiß hat er Dir so eben sein Herz zu Füßen gelegt?“

Alma nickte bejahend. „Da Ihr,“ wandte sich nun der Vater an sie und Steinau, „wohl keine Lust haben werdet, mich zu begleiten, so will ich die Sache allein abmachen.“

Alma, froh, Gelegenheit zu finden, von Steinau einige Aufklärung zu erhalten, öffnete die Thür eines anderen Zimmers, während Mathes in das von ihr verlassene eintrat.

Hier fand er August mit dunkelrothem Gesichte und jammervoller Miene vor seiner Frau stehend, die den Schrei ihrer Tochter vernommen hatte und darauf herbeigeeilt war; ihr theilte nun eben der unglückliche Freier, bestürzt und zugleich beleidigt, die ihm widerfahrne Behandlung mit.

Frau Mathes befand sich übererleibt hierbei in der pein-



Neujahrsfeier in Deutschland.



Neujahrsfeier des armen Mannes in der ganzen Welt.

lichsten Verlegenheit, so daß ihr die Ankunft ihres Gatten eine große Erleichterung war. „Da kommt mein Mann!“ rief sie erfreut; „nun wird sich Alles aufklären ...“

„Das — ist Ihr Mann? Wirklich Ihr Mann?“ schrie August.

„Ja wohl.“

„Was? Sie — Sie — nein, Sie sind nicht Herr Mathes!“

„Doch, mein lieber Freund,“ entgegnete der Angeredete, „ich bin der Kaufmann Mathes.“

„So bin ich wohl nicht in Osgau? Oder giebt es in dieser Stadt noch einen Zweiten, der so heißt?“

„Sie sind in Osgau und es giebt hier nur Einen, der den Zunamen Mathes führt — und das bin ich.“

„Na, jetzt glaube ich selbst, daß ich verirrt bin,“ sagte August kleinlaut — „oder ... na, ich weiß es mir nicht zu erklären.“

„Aber ich vielleicht,“ entgegnete der Andere; „hören Sie mich an. Mein Nachbar gegenüber, ebenfalls ein Kaufmann, erzählte mir vor einiger Zeit, daß er zu seinem künftigen Schwiegersohn nach Hundsfeld reifen wolle und auch den Besuch desselben bei sich erwarte ...“

„Ah!“ rief August; „sehen Sie, das ist der Rechte, da giebt es doch noch einen Mathes.“

„Mein Nachbar heißt Mathäus Stumpf und wird in seiner Familie so wie von vielen alten Bekannten, zum Unterschiede von seinem Vater Ignaz Stumpf, der

auch Kaufmann ist, gewöhnlich bei dem Vornamen und abgekürzt „Mathes“ genannt; und ich glaube, das ist Ihr Mann.“

„Glauben Sie?“ fragte August noch etwas zaghaft; „ich habe doch den Namen Stumpf nie gehört; mein Vater sprach nur von dem Mathes, und als dieser ankam — mein Vater war damals schon todt — nannte ich ihn demnach auch Herr Mathes; und wie wir dann Alles richtig gemacht hatten von wegen seiner Tochter und mir, nannte ich ihn Herr Schwiegersvater — möglich wäre es aber wohl, daß er noch einen anderen Namen hätte ... geschrieben haben wir nie an einander ...“

„Kommen Sie einmal hierher!“ rief Alma's Vater, der inzwischen an das Fenster getreten war; „kemen Sie den kleinen, dicken Mann dort drüben an der Labentür?“

„Das ist der Rechte!“ rief August hoch erfreut; „da muß ich gleich hinüber! Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie aus Versehen belästigt habe; aber jetzt muß ich fort!“ Mit diesen Worten lief er hinaus.

„Gott sei Dank,“ sprach Frau Mathes, „daß sich das so glücklich aufgeklärt hat.“

„Warte, es kommt noch mehr,“ entgegnete ihr Mann.

„Was denn?“

„Steinau ist hier!“

„Wie? — Du weißt? ...“

„Alles weiß ich, und sollte Dir eigentlich eine Strafpredigt halten, daß Du mit in dem Complot gegen mich warst; aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen und Dir das Vorgefallene kurz erzählen.“

Auf meiner Reise führte mich ein Zufall mit Steinau zusammen, der von Berlin kam, wo er — wie ich später

erfuhr — sein Examen glänzend bestanden hatte. Ich hatte Gelegenheit, bei diesem Zusammentreffen Steinau's Namen zu erfahren, ohne daß er den meinigen kennen lernte. Das offene und lebenswürdige Wesen des jungen Mannes aber hatte einen so guten Eindruck auf mich gemacht, daß ich bei einem Besuche, den ich meiner Schwester in R. machte — da mich meine Geschäfte unerwartet in die Nähe dieser Stadt führten — nicht unterlassen konnte, ihr von meiner interessanten Bekanntschaft zu erzählen. Schwester Marie, überrascht und zugleich erfreut hierüber, sagte mir Muth und gestand mir, daß Alma, während sie sich in ihrem Hause aufhielt, Steinau kennen gelernt habe u. s. w. Du weißt das ja umständlich, meine aufrichtige Gattin! ... Aber still! entschuldige Dich nicht und danke vielmehr Gott, daß sich bei unserem ersten Zusammentreffen der Schein so weit in mein Herz hineingeschmeichelt hatte, daß ich diese Geschichte nicht so übel aufnahm, als Ihr es Alle verdient hättet. Kurz gesagt, Marie that noch das Ihrige — Du kennst ja diese weiche Seele — mich zu besänftigen, und da ich überdies bei näherer Erkundigung nur Gutes von Steinau erfuhr, so entschloß ich mich, die Rolle des verzehrenden Vaters zu übernehmen. Doch, eine kleine Strafe solltet Ihr wenigstens haben! Marie hatte mir nämlich erzählt, daß Steinau meine Abwesenheit — von der sie ihn selbst schon früher unterrichtet hatte — benutzen wollte, um hierher zu reisen und mit Euch Rücksprache zu nehmen, ob jetzt der günstige Zeitpunkt wäre, meine Einwilligung zu erlangen. Darauf nun baute ich meinen Plan; und nachdem ich Marien strenges Stillschweigen anbefohlen, schrieb ich an Dich und kündigt Dir den Besuch des künftigen Schwiegersohnes an. Dieser Brief mußte wenigstens einen Tag früher als Steinau eintreffen, und ich hatte so die Gelegenheit, Euch vierundzwanzig Stunden neugierig und unruhig zu wissen. Daß noch ein solches Mißverständnis daraus entstehen würde, hätte ich freilich nicht gedacht.

„Ich trete nun meine Rückreise an und auf der vorletzten Poststation treffe ich heut früh ganz unerwartet wieder mit Steinau zusammen. Der aufgeregte Zustand, in welchem er sich befand, sein verändertes Äußere fielen mir auf, und plötzlich überkam mich eine furchterliche Angst, daß hier ein Unglück geschehen sein könnte. Ohne daran zu denken, daß Steinau nicht einmal mein Verhältnis zu Alma kennt, frage ich ihn nach Euch; er scheint überrascht davon, versichert aber, er habe Niemanden aus diesem Hause gesehen. Das war mir unglaublich und ich gebe mich ihm zu erkennen, was er mit einer beinahe verlegenden Kälte aufnahm. Schon will ich mich, hierdurch beleidigt, von ihm abwenden, da ängstigt mich der Gedanke auf's Neue, daß irgend ein Unglück geschehen sein könnte und daß Steinau durch diese Kälte einer Erklärung ausweichen will. Nun bringe ich in ihn, ein Wort giebt das andere, und endlich erfahre ich, daß er mich für einen Tyrannen von Vater hält, der seine Tochter der Geldgier opfern will; und daß er — erzürnt und außer sich darüber, Alma in Beziehung zu einem so gewöhnlichen Menschen gebracht zu sehen — Glogau nach kurzem Aufenthalte verlassen, ohne sie aufgesucht zu haben. Anfänglich wußte ich mir nicht zu erklären, wie ein ganz Fremder sich für meinen künftigen Schwiegersohn hätte ausgeben können — später fiel mir die Mittheilung meines Nachbarn ein, und da sein Vor- und mein Zuname schon früher einmal Veranlassung zu einer Verwechslung gegeben, errieth ich ohngefähr den Zusammenhang. — Nachdem ich nun Steinau eine gebührende Strafpredigt gehalten, daß er die arme Alma habe ihrem Schicksale überlassen wollen — was er auch, als seine erste Dike verbracht war, aufrichtig bereute —, nöthigte ich ihn, mit mir zurückzureisen. Du kannst denken, daß er sich hierzu nicht bitten ließ; und jetzt ist er bei Alma und erzählt ihr wahrscheinlich dasselbe, was ich Dir so eben mittheilte — vielleicht auch noch etwas mehr. Doch, sie können in Zukunft noch genug mit einander plaudern! Rufe sie nur jetzt herein, sie sind im blauen Zimmer.“

„Da kann ich wohl gehen?“ fragte Victor, der seinen Posten zwar zu spät eingenommen hatte, um August's Erklärung zu hören, doch früh genug, um den übrigen Vorgängen mit beizuwohnen, und der bei dem Interesse, welches er an denselben nahm, unwillkürlich von seinem Versteck bis in's Wohnzimmer vorgekrücht war.

„Blitzjunge!“ rief der Vater, „bist Du auch schon wieder da? Nun, meinethwegen geh!“

Als Alma und Steinau bald darauf eintraten, rief ihnen Mathes entgegen: „Ihr Glücklichen, wenn Ihr zwei andere Glückliche sehen wollt, so kommt an's Fenster!“ und seinem Rufe folgend, saßen sie an einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses Herrn August Dümmler, welcher, die Hand eines sehr blühenden, stämmigen Mädchens in der seinen haltend, überglücklich in das lachende Gesicht desselben schaute und, als er bald darauf die Gesellschaft im anderen Hause

bemerkte, mit ein paar tiefen Blicklingen hinübergrüßte, während sein „Malchen“ sich verschämt zurückzog. Victor aber — da die Uebrigen nach Erwiderung von August's Grüße das Fenster verlassen hatten — hielt seine Hand trichterförmig vor den Mund und rief: „Wenn Sie heut' Abend Thee trinken, Herr Dümmler, so verbrennen Sie sich nicht wieder die Zunge!“ [2713]

### Neujahrsnacht.

(Hierzu 2 Abbildungen.)

Es ist Winter draußen, die Sterne blicken auf schneebedeckte Felder, die Wellen des Stromes grollen, wie gefangene Löwen, in ihrem Kerker von Eis, von den Bäumen des Waldes schüttelt der Wind heulend die glitzernden Reif-Diamanten und fährt über die einsame Landstraße daher, seufzend, wie ein verirrter Wanderer.

Ein wunderbar poetischer Schauer weht uns an in der nordischen Winternacht, ein Schauer, verflüht durch das Gefühl des warmen Lebens in der eigenen Brust, gemildert durch das rege Treiben der Menschenwelt um uns her, und beruhigt durch das Bewußtsein, daß ein Frühling kommen müsse, dessen mächtiges Liebeswort die schöne starre Scheinleiche Natur neu beleben werde.

Was ist die Neujahrsnacht anders, als eine Winternacht? Blicke der Mond in der Neujahrsnacht mit sanfterem Strahl auf die Erde hinab, zum Abschied dem alten Jahr? Braust der Sturm minder schaurig? Ist die Finsterniß minder schwarz? tönt der letzte Glockenschlag des scheidenden Jah-

fielen als Loose aus dem Rabe der Zeit der Menschheit zu im Zeitraum — eines Jahres!

Was wird das neue Jahr bringen? fragt fast unwillkürlich der Gedanke, welcher dem scheidenden Jahre sinnend nachblickt; bringt es Verfall oder Gedeihen, Leid oder Schmerz, Leben oder Tod? Wir wissen's nicht, aber rüsten wollen wir uns für Alles, was es über uns verhängen möge, rüsten mit Demuth, das Glück zu tragen, mit Gottvertrauen und Muth, dem Mißgeschick zu begegnen, mit Heiterkeit, den Werth des Daseins bei Arbeit und Genuß zu empfinden, und mit Ruhe, dem Tode ins Antlitz zu sehen.

Weit häufiger, als man glaubt, hat der Mensch das Glück seines Lebens in der eignen Hand, und jedem von uns steht es frei, das kommende Jahr für sich, wenn nicht zu einem glücklichen, so doch zu einem segensreichen zu machen, segensreich für sich und Andre. Darum laßt uns dem kommenden Jahre nicht mit Bangen entgegensehen, sondern bedenken, daß, welche Trübsal es auch bringen möge, es auf Erden ja doch kein Leiden giebt, welches nicht den Keim irgend eines Glückes, einer Besserung, einer Erhebung in sich trüge, wenn wir nur diesen Keim zu pflegen verstehen.

Die Uhren der Stadt rufen, eine nach der andern, den letzten Stundenschlag des scheidenden Jahres in die Nacht hinaus; sinnend lauht der einsame, ernste Denker dem Klange und fragt, wie weit werde ich vorgebrungen sein auf der Bahn der Erkenntniß, wenn das jetzt beginnende Jahr mit diesem Glockenschlage Abschied nimmt?

An dem Familientisch versammelt, beim trauten Schein der Lampe, erwartet hier ein froher Kreis von Menschen, welche durch Verwandtschafts- und Freundschaftsbande verknüpft sind, den Abschied des alten, den Beginn des neuen Jahres; mit wehmuthverschleiertem Auge ergreift der greise Vater, die greise Mutter, welche dem Ziel der irdischen Wallfahrt nahe stehen, das Glas mit dem blinkenden Wein, und die Kinder und Enkel, welche den steilen Bergpfad des Lebens noch mit hoffnungsvollen und mutiggeschwellten Herzen aufwärts pilgern, auch sie ergreifen die weingefüllten Becher und bringen der Zukunft, dem neuen Jahre, ein klingendes Willkommen.

Wie dort die Fenster so strahlend in die Nacht hinaus blicken, wie mächtig stolz und jubelnd die Töne der Musik herüberschallen! Von den Klängen getragen, schweben die Gestalten der tangenden Paare am Fenster vorüber. Man feiert dort den Sylvesterball, dieses Fest, welches das Entzücken der Jugend, und strengen Moralisten ein Grauel ist. Mag immerhin die Jugend tanzen, das neue Jahr begrüßen, ist doch der Tanz ein so natürlicher Ausdruck der Freude und Lebenslust, und ein neues Jahr für die Jugend ein so freudiges Ereigniß! Freude ist auch ein Gottesdienst, und das, was wir mit dem profanen Wort:

„Bergnügen“ bezeichnen, ist nicht nur keine Sünde, sondern sogar für das jugendliche Alter eine Nothwendigkeit. Würde der durch die Erfahrungen eines langen Lebens geprüfte nicht mit tadelndem oder mißbilligendem Stirnrunzeln hintersehen nach dem erleuchteten Ballsaal, wo „die Glücklichen dieser Erde“ dem alten Jahre mit Musik, Gastmahl und Tanz ein Abschiedsfest feiern! Laßt das junge Mädchen im zarten, schimmernden Ballkleide, mit dem Blumenkranze in den glänzenden Locken, immerhin, von der Freude des Tanzes erregt, dem neuen Jahre entgegenblicken! Ihr ist ja die Zukunft ein paradiesischer Garten, wo sie die Blume Glück in tausend Gestalten winken sieht; gönnt dem jungen Mädchen das Lächeln, welches sie dem neuen Jahre aus sorgenlosem Herzen entgegenbringt; vielleicht sitzt in nächster Neujahrsnacht dieses Mädchen als junge Gattin und Mutter weinend und betend am Bette ihres kranken Säuglings, mit der Angst der Mutterliebe die schwachen Athemzüge des leidenden Lieblinges zählend und die Glockenschläge überhörend, welche die letzten eines an Wonne und Schmerzen so reichen Jahres sind.

Gönnt der Jugend den Tanz, das fröhliche Lachen, Spiel und Vergnügen, auch wenn ihr selbst die Erfahrung gemacht, daß diese Dinge vergänglich, und daher „eitel“ seien. Eben weil sie vergänglich, müssen sie genossen werden in der Frühlingzeit des Lebens, und wer das Glück des Lebensfrühlings ungetrübt genossen, wird dem Ernst des fortschreitenden Daseins muthiger und freudiger entgegengehen, als der, welcher die der Jugend gebührenden Freuden als Sünde stehen mußte. Nicht die Lehren von der Eitelkeit alles Irdischen machen die Jugend ernst und zum Nachdenken geneigt; Worte, auch die eindringlichsten, berühren das freudedurstige Herz des an Glück gewöhnten Menschen nicht tiefer, als der Wollenschatten die tangenden Wellen des silberklaren Flusses; nur das wirkliche Leben, die Erfahrung bringt den Ernst in die Seele des Menschen.

Ach manches Kind von zehn Jahren ist ernster, erfahrungreicher, als Personen im vorgerückten Alter, denen, von



Zu dem Artikel: Das Schlittschuhlaufen (Seite 22.)

res anders, als der, welcher einen Tag von dem andern trennt? — Das nicht; die Natur hat keine Schranke aufgerichtet zwischen dem letzten Tage des alten und dem ersten Tage des neuen Jahres, aber der Geist des Menschen hat einen Markstein hingestellt an die Pforte des neuen Jahres, daß die Pilger des Lebens eine Weile mit ihren Gedanken ausruhen mögen an der Stelle, wo sie den bedeutenden Theil der irdischen Zeit durchmessen, den wir ein Jahr nennen.

Das ist's, was die Neujahrsnacht heraushebt aus der langen Reihe düsterer Winternächte, und ihr, wie der Weihnacht, einen eigenthümlichen Charakter, eine heilige Bedeutung verleiht. Wir zählen unser Leben nach Jahren und stehen am Ablauf eines jeden still, wie der Wanderer an den Meilensteinen des Wegs, und schauen zurück auf den burchspigerten Raum. Das heißt, wir, die wir nicht mehr Kinder sind, um den Wechsel des Jahres unbewußt zu verschimmern, nicht mehr jung genug, das neue Jahr tanzend zu bewillkommen, sondern besonnen genug, um in ruhiger Betrachtung das eigne Leben und das Leben Anderer an uns vorübergleiten zu sehen.

Ach, wie verschieden sind die Pfade, welche das vergangene Jahr die Menschen geführt; die Einen führte es auf ebnem, sonnigem Wege, wo Blüten des Genusses dem Wandlenden von allen Seiten lockend winkten, wo es nicht an schattigen Ruheplätzen fehlt, auf denen der vom Glück Ersehnte neue Kräfte sammeln kann zur ferneren Wallfahrt, sich stärken zu neuen Freuden, zu neuen Genüssen; den Andern führte es den steilen Pfad endloser Mühen, rastloser Arbeit; einen Dritten beraubte es der theuersten Güter des Herzens und ließ ihn einsam in der Debe des Lebens zurück.

Wie schnell verfliehet ein Jahr im Leben des Menschen, es ist, wenn wir zurückblickend es betrachten, ein gar kleiner Zeitraum, und doch, welche Fülle von Ereignissen drängt sich in diesem kleinen Raume zusammen für Völker und Individuen; wie viel erwachende, wie viel erloschene Leben, wie viel knospende, wie viel verwelkte Hoffnungen, wie viel Triumphe, wie viel Niederlagen, wie viel Wonne, wie viel Schmerzen

Verhältnissen begünstigt, die harte Schule des Lebens erspart blieb.

Blicken wir hinüber in das Dachstübchen, wo eine kleine Familie bei einfachem Mahle die Neujahrnacht feiert. Kein Abglanz der Freude, welche vom Ballsaal unten tönend herauf klingt, ist in den Zügen der Drei zu bemerken. Traurig sitzen sie einander gegenüber, wegen kaum noch Eines das Andere anzusehen, denn — es steht ihnen eine Trennung bevor. Das Töchterchen, den Jahren und dem Körper nach noch ein Kind, muß morgen mit dem ersten Tage des neuen Jahres fort von den Eltern, muß unter andere Leute, um sich fortan ihr Brod selbst zu verdienen. Die Eltern haben noch mehrere Töchter, die alle schon in Dienst gegangen sind, aber diese ist die jüngste und letzte, und deshalb wird ihnen der Abschied wohl schwerer. Sie denken wohl, wie in der nächsten Neujahrnacht sie so allein im Stübchen sitzen werden, und wie ihr Kind vielleicht unter fremden harte Behandlung erfahren muß... Doch — das Loos des Armen ist immer und zu allen Zeiten gleich, es heißt Entfagen — Entbehren, und wohl dem Armen, der auch bei Entbehrung glücklich zu sein vermag. Die Hoffnung ist die Trösterin des Armen; sie flüstert wohl auch den betriübten Eltern im Dachstübchen drüben beruhigende Worte ins Herz und sagt ihnen, daß ihrem frommen Kinde unter fremden Menschen wohl ein Glück blühen könne, welches ihm bei den Eltern nimmer zu Theil geworden wäre; dem Kinde leicht die dieselben Erbstörungen und ermuntert das junge, bang schlagende Herz durch die Aussicht, den Eltern Freude zu machen, sie vielleicht unterstützen zu können. Gute Vorsätze und fromme Wünsche werden zum Gebet, das am Schluß des Jahres aus dem kleinen Dachstübchen aufsteigt zum Herrn der Zeit, zum Lenker der Menschenschicksale, und mit ganzem Herzen stimmen wir ein, wenn beim ersten Glockenschlage des neuen Zeitabschnittes die Betrübten sich die Hände reichen und sprechen: „Gott gebe uns ein glückliches, neues Jahr!“

[2714]

Marie Harrer.

### Das Schlittschuhlaufen.

Auch der so viel geschmähte, so hart beschuldigte Winter hat seine Freunde, denn er hat seine Freuden. — Wenn über die weite schneebedeckte Ebene die bunten Züge der Schlittschuhläufer mit fröhlichem Geklänge daherschweben, wenn auf spiegelglatter Eisfläche die gewandten Schlittschuhläufer mit Gedankenschnelle über die schimmernde Bahn dahingleiten, und das Gewölbe des Himmels in seiner hellen winterlichen Bläue über dem heitern Schauspiel sich ausbreitet, da fühlen wir uns versucht, auch der kargen Naturgaben des Winters: Schnee und Eis, uns zu freuen, weil — wir sie zu benutzen verstehen.

Ich meine, der Südländer, der das Eis höchstens als importirte Waare kennt, und die grünen Ebenen seiner Heimath nie im blanken Harnisch des Winters sah, müßte den Nordländer beneiden, wenn er ihn mit der Schnelligkeit des Vogels, oder mit der Eile des Dampfrosses dahinjagen sieht; es ist, als lege mit den Schlittschuhen der Körper Flügel an, als fühle bei der leichten Bewegung des Körpers auch die Seele sich gehoben, als erlange auch sie die Kraft, Alles, was drückend schwer auf ihr lastet, abzuwerfen und frei das Leben einzuathmen, frei, wie ihr irdischer Gefährte, der Körper, über die Erde dahinfliehet.

Lange, lange war das Schlittschuhlaufen nur ein dem stärkeren Geschlecht erlaubtes Vergnügen, es gehörte zu den Ergötlichkeiten, welche, wenn eine Dame sie sich gestattet, ihr das Prädicat „unweiblich“ zugezogen haben würden. Das Schlittschuhlaufen stritt gegen das, was man als Sittsamkeit und weibliche Zurückhaltung an den Frauen vorzüglich hochschätzte, doch die neuere Zeit, welche uns so manchen wichtigeren Recht in der bürgerlichen Gesellschaft eingeräumt, hat auch die falschen Begriffe von Wohlstandigkeit so weit berichtigt, den Frauen körperliche Übungen, wie das Turnen und das Schlittschuhlaufen, zu gestatten, ja ihnen solche Übungen sogar als heilsam anzurathen.

Den Bewohnern größerer Städte sind die Freuden des Naturgenusses sehr sparsam zugemessen, und die von Gott für alle Creatur bereitete beste Arznei: frische Luft, ist für Viele nur selten und mit Mühe zu erreichen. Wer zur Sommerzeit den Qualm im Mittelpunkt einer großen Stadt als „Luft“ einzuathmen gezwungen war, wird die Wallfahrten begreiflich finden, welche an Sonn- und Festtagen die eine Woche lang Eingekerkerten nach den Vergnügungsorten außerhalb der Stadtmauern antreten, und die armen Leute nicht vergnügungsfähig schelten, wenn sie weitenwege Wege machen, um einige Stunden im Freien zu sein.

Der Winter, der entschiedene Widersacher alles dumpfen, verschlossenen Wesens, schreitet durch die von Steinklopfen eingeeengten Straßen, jagt mit unerbittlicher Strenge alle unsauberen „Geister der Lüfte“ davon, und sein frostiger Hauch segt Pflaster und Trottoirs so blank und rein, als hätte er den Straßentrottoir ihren verdienstlichen Handwerks abgelernt. Auch in das Herz der schönen Residenzstadt Berlin strömt die winterliche frische Lebensluft durch die Andern der Straßen, belebend und erheitend; die Schulknaben, mit muntern, frostgerötheten Gesichtern, brauchen freilich jetzt noch einmal so viel Zeit als sonst, von der Schule nach Haus zu gehen, und werden ohne Verweis nicht davon kommen; aber das Eis, das Eis! es ist zu lockend — es ist eine reine Nimmöglichkeit, an einem Stückchen gefrorenen Rinnsteins vorüberzugehen, ohne einmal hin und her zu „schludern.“ Den kleinen Mädchen oder kleinen Damen, die in Muffen und warme Mäntel gehüllt, aus dem „Institut“ nach Hause wandern, geht es nicht besser, und wer möchte den ersten Stein auf sie werfen, wenn er der eigenen Kindheit denkt und sich den Zauber zurückruft, mit welchem ihn ein wenig gefrorenes Wasser zu fesseln vermochte; denn es muß ein wirklich großer Zauber sein, der einem Schulkinde das Mittagessen oder Besperbrod auf einige Zeit in Bergesehenheit bringt.

Seit das Schlittschuhlaufen ein für das weibliche Geschlecht sanctionirtes Vergnügen geworden, dürfen auch die jungen Berlinerinnen dasselbe nicht mehr zagen, als verbotene Frucht

genießen, ja, es giebt jetzt sogar Schlittschuhlauf-Anstalten innerhalb Berlin, wo unter steter Aufsicht Kindern sowohl als Erwachsenen das Schlittschuhlaufen gelehrt wird. Im Interesse der Damen ist eine geschickte Lehrerin engagirt, welche die Kunst des gräßlichen Eislaufs ihren Schülerinnen in kurzer Zeit beizubringen versteht.

Es ist ein lebensvolles, wahrhaft interessantes Bild, die mit Schlittschuhlaufenden Herren und Damen bedeckte Eisfläche in Sonnenschein eines hellen Wintertages; elegante Schlittschlitten, von gewandten Schlittschuhläufern geschoben, fliegen mit ihrer schönen Bürde aneinander vorüber, Knaben, in langen Reihen oder im lustigen Durcheinander auf dem Eise sich tummelnd, begrüßen mit Jubelgeschrei die etwaige Niederlage eines ungeschickten Kameraden, zarte Mädchengestalten, die eiserne Sandale an das schlanke Füßchen geschnallt, versuchen schüchtern, von der Lehrerin geleitet, die ersten Schritte auf dem „treulosen Element.“ Junge Damen, in eleganter, pelzverbrämter Basquine, welche dem Körper die volle Freiheit der Bewegung läßt, gleiten mit gräßlicher Sicherheit über die Fläche, beneidet von den noch ungeübten Züngerinnen der Kunst, die auf dem schlüpfrigen Boden sich noch nicht zu bewegen vermögen.

Jedenfalls ist durch die Schlittschuhlauf-Anstalten innerhalb der Stadt Berlin um eine Quelle wahren, heilsamen Vergnügens reicher geworden. Und daß auch die jüngern Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses sich zu Zeiten auf den Eisbahnen des Thiergartens unter das Schlittschuhlaufende Publikum mischen, erhöht natürlicher Weise noch das Interesse der Berliner für dieses Vergnügen.

In gewisser Beziehung noch anziehender als der Anblick der sonnenbeleuchteten Eisbahn ist es, die Fläche unter dem Dach des sternbesäten Himmels, von Laternen erhellt, zu durchfliegen, — es ist der Zauber des Märchens, welcher mit Abenddunkel und Lichterglanz auf die Scene sich herabsenkt, und auch uns große, erwachsene Menschenkinder eine Weile gefangen nimmt.

Unter allen körperlichen Übungen ist wohl Schlittschuhlaufen diejenige, welche zur Gewandtheit und Grazie der Bewegungen am meisten beiträgt, da sie vollkommene und sichere Beherrschung aller Gliedmaßen beansprucht, doch der bei weitem größere Nutzen des Schlittschuhlaufens liegt in seinem Einfluß auf die Gesundheit. Es bedarf weder ärztlicher Verglaubigung, noch sonstiger Versicherungen, daß eine Bewegung in freier Luft, welche die Muskeln in heilsame Thätigkeit, das Blut in rascheren Umlauf bringt, dem Körper von großem Nutzen sei, namentlich dem weiblichen, der gar zu häufig durch die Gewohnheit oder Nothwendigkeit einer sitzenden Lebensweise verkümmert und in seiner Entwicklung gehemmt wird.

Gewohnheit hat uns nur gegen den Anblick des Nebels gleichgültig gemacht, sonst müßten wir mit Trauer auf die Masse weiblicher Wesen schauen, welche mit unentwickelten Gaben des Körpers kümmerlich vegetirend ihr Leben hinbringen und das Glück kaum kennen gelernt haben, welches der Aufenthalt und die Bewegung in freier Luft, welche das „Vertrautsein mit der Natur“ gewährt.

Glaubt nicht, ihr Eltern, eure Kinder zu glücklichen Menschen zu erziehen, wenn ihr sie sorgfältig vor jedem rauhen Rütteln bewahrt, wenn ihr jede Anstrengung des Körpers von ihnen fern haltet; ihr zerreißt dadurch das Band, welches jede junge Menschenseele mit gewaltiger Kraft zu unserer gemeinsamen Mutter Natur hinzieht, ihr zerreißt es zu eurem und eurer Kinder Unglück, denn der Mensch, welcher mit der Natur zu verkehren sich hüten muß, weil sein verweichlichter Körper ihre Berührung nicht verträgt, lebt in ewiger Knechtschaft und ist ausgeschlossen von dem Genuß des seligsten Freiheitsgefühls, von dem Gefühl der Freiheit, welche im Arm der Natur uns umfängt.

Den höchsten, reinsten Lebensgenuß gewährt der Umgang mit der Natur, und nur der Umgang mit ihr lehrt sie uns kennen in ihrer ewigen Schönheit und Milde, lehrt sie uns lieben, auch wenn ihr Athem nicht weich und warm, wie ein Sommerabendlüftchen unsere Wangen streift. Wer die Natur nicht liebt eben so im Grau des Herbstnebels wie im Blüthenstaub des Frühlings, nicht im starren Panzer des Eises wie im Gewittersturm, im wimmelnden Schneegestöber wie in der Wonne des Rosenmondes, der versteht sie nicht. Die Natur ist immer und überall schön, entzückend in ihrer Blüthe, segensreich als Ernährerin, lebenswährend in ihrem Schummer und ehrfurchtgebietend selbst wenn sie vernichtet!

Wir würden uns innig freuen, wenn wir auf unsern winterlichen Ausflügen recht vielen Schlittschuhläuferinnen begegneten, so wie auch, wenn das Eis dieses Winters überall viele schöne Nordländerinnen bewegen möchte, „ihre Flügel“ darauf zu versuchen. Gewandtheit und Anmuth der körperlichen Bewegungen, beide ganz unzertrennlich, gehören zu den erstrebenswertheften Eigenschaften, auch für das weibliche Geschlecht. Nur wer den Körper ohne Anstrengung und Zwang brauchen kann, ist vollkommen glücklich. Darum sollte bei der Erziehung der Mädchen neben der Bildung des Geistes und Herzens auch darauf gesehen werden, dem Körper die Schwere zu nehmen und ihn zu einem füglamen Werkzeuge des Willens zu machen.

Körpergewandtheit giebt ein Bewußtsein von Kraft und Freiheit, von Unabhängigkeit und gesundem Selbstvertrauen, und stimmt das Gemüth zur Heiterkeit, während Unbeholfenheit, der Gewandtheit bebauerlicher Gegensatz, nur allzu häufig eine Quelle der Demüthigung, der Enttäuschung, des Trübsinns wird.

Darum wagt es nur, ihr meine jugendlichen Leserinnen, die Schlittschuhe an eure Füße zu schnallen, die ja im parquettirten Tanzsaal schon rascher Bewegung auf glattem Boden gewöhnt sind, durchschießt den glänzenden Saal, den der Winter für euch gezimmert, und schreckt nicht zurück, wenn sein Athem euch kalt anweht; die Rosen eurer Wangen werden um so schöner blühen nach dieser erfrischenden Berührung, denn was bei der Bewegung in der freien, winterlichen Natur euer Blut so leicht durch die Adern treibt, was danach euch so süß und fest schlummern läßt, ist die Gesundheit.

[2715]

### Erklärung des Modenbildes.

Robe von grauem Reys, zu beiden Seiten des Rockes a bandes verziert durch 2 Streifen von braunem Plüsch, in deren Mitte Schleifen von brauner Seidenbahn mit Quasten angebracht sind. Die glatte hohe Taille hat einen 5 Spigen bildenden Schooß, welcher, wie die Taille überhaupt, mit braunem Plüsch ringsum besetzt ist. An den die Taille umgebenden Plüschstreifen schließt sich nach innen zu eine Fledle aus braunseidener Schuur, wie solche auch zu den Quastenstreifen verwandt ist, welche die Garnitur des Rockes und die Spigen des Schooßes zieren. Die halblangen Aermel bestehen aus einem großen Puff nebst Aufschlag und Ueberärmeln von braunem Plüsch, welche letztere eine dem Ganzen entsprechende Verzierung haben. Kragen und Ballonunterärmel von gesticktem Mull.

Dieses vorzüglich schöne Pariser Modell eines eleganten Hauskleides, dessen Schnitt wir auf dem nächsten Supplementent bringen werden, ist dem Lager von Theodore Morgestern (Paris und Berlin) entnommen, auf dessen Reichhaltigkeit wir die Leserinnen schon wiederholt aufmerksam machten.

[2725]

### Weisse Vorhänge.

Gewiß wird Jedermann zugestehen, daß ein weißer Vorhang dem Zimmer etwas ungemünztes freundliches und Behagliches verleiht, daß er dessen Eleganz vervollständigt und uns vom Fenster aus so poetisch anlacht, wie es kein Stoffvorhang ihm nachzuthun im Stande ist, und sei er auch von Sammt und Seide! In Schlaf- und Speisekammern machen nun stets die dunkeln Vorhänge den weißen den Rang streitig, und haben dort auch wirklich ihre Vorzüge, allein im Wohnzimmer und Salon lassen sich letztere so leicht nicht verdrängen und erscheinen jeden Frühling in immer durchsichtigeren, klareren Stoffen und immer reizenderen Dessins in unsern Weißwaarenmagazinen.

Früher, d. h. vor 10—15 Jahren, waren gestickte Mullvorhänge schon recht elegant, man begnügte sich, solche im Salon zu haben; die in den Nebenräumen waren von glatten weißen Stoffen, mit Spigen, Glöckchen und Borden aller Art besetzt. — Aber jetzt? Tüllvorhänge, reichgestickte Tüllvorhänge müssen es sein, denen man allein heut zu Tage erlaubt, sich in den Frontefenstern unserer Wohnungen zu zeigen. Die gestickten Mullvorhänge sind entweder ganz aus dem Hauswesen verbannt, oder man hat sie zerhackt und zu Toilettegeschühmüllungen oder für Garderobe- und Speisekammerfenster benutzt. In manchen Häusern haben sie sich aber dennoch erhalten, und hängen noch, obgleich der Zahn der Zeit, im Verein mit den Händen ungeschickter Wäscherinnen, ihnen bedeutende Schäden zugefügt hat, die auch den Bemühungen der geschicktesten Stopfnadel widerstehen. Die Hausfrau wirft bereits einen besorgten Blick auf die Inwaliden und sieht die Nothwendigkeit einer neuen Anschaffung ein, jedoch nicht, ohne auch der bedeutenden Ausgaben zu gedenken, die die neue Bekleidung der 3 oder 5 Fenster des Salons veranlaßt. Wir sind nun im Stande, unsern Leserinnen ein Verfahren mitzutheilen, das sie in den Stand setzen wird, den lurririschen Anforderungen der heutigen Mode zu genügen, und sich schön gestickte Tüllvorhänge anzuschaffen, ohne ihre Kasse bedeutend anzugreifen, es bedarf nur ihrerseits ein wenig Geduld, Geschmak und Ausdauer.

Das Geheimniß der eben ausgesprochenen Verheißung liegt in der Uebertragung der alten Stickerie auf neuen Tüll!

Man kaufe groben starken Baumwolltüll (mindestens 2½ Elle breit) so viel als man nach Verhältnis der Fensterhöhe zu brauchen gedenkt, und schneidet von demselben die einzelnen Bahnen ab. Die alten Mullvorhänge läßt man waschen, aber nicht stärken, kühlt dieselben feucht, wobei man die Stickerie recht ausdrücken muß. Nun beginnt man die dicken gestickten Blumen, Bouquets und Ranken mit einer feinen Schere herauszuschneiden, einzeln oder zusammenhängend, je nach den Mustern. Sind dieselben an ihren Außenseiten fest aneinander, so schneidet man den Mull knapp weg, sind aber die Stiche offen, so läßt man etwas Stoff stehen. Der Tüll wird nun auf einem Tische ausgebreitet und die herausgeschnittenen Theile der Stickerie probeweise darauf gelegt. Hier zeigt es sich, ob die arbeitende Hand Geschick in der Zusammenstellung hat oder nicht; der Effect der Arbeit hängt davon allein ab. Man kann ganz willkürlich mit dem Arrangement verfahren, ohne sich nach der Zeichnung des früheren Mullvorhangs zu richten, nur muß man die regelmäßige Abwechslung des Dessins einhalten. Hat man einen Theil des Vorhangs so genügend zusammengestellt, so heftet man mit langen Stichen die Blumen fest an ihre Plätze und dreht den Stoff um, um auf der Rehrseite mit dem eigentlichen Aufnähen zu beginnen. Man nehme dazu eine feine Nadel und mittelgroße, gut gedrehte Stidbaumwolle (oder Zwirn, der nicht allzu hart sein darf), und nähe hart am Rande herfabrend, mit schrägen, halbem Kreuzstich ähnlichen Stichen die Stickerie mit dem Tüll fest. Ist die Blume dick, dann muß außer der Randbefestigung auch in der Mitte mit größeren Stichen die Stickerie an den Tüll angeheftet werden, damit sie sich nicht loszieht. Bei Blättern und Ranken, die nur durch eine Kettennaht auf beiden Seiten eingefaßt sind, muß der dazwischenliegende Mull bleiben, um die Applikationsstickerie nachzuahmen. Die nur in den Mull gestochenen dicken Blumen (ohne Festonmuster), denen man beim Herausheften eine Mullkante lassen muß, bedürfen beim Aufnähen besonderer Sorgfalt. Man muß sie mit sehr engen Stichen aufheften und dabei in alle die lose gespannten Stidfäden stechen; erst wenn man sich überzeugt hat, daß die Blume unverschiebbar fest sitzt und alle Stiche gefaßt sind, darf man den vorstehenden Mull abschneiden. Auch die in größeren oder kleineren Bogen gearbeitete Festonkante des Mullvorhangs wird auf den Tüll übertragen, gewöhnlich wird dies sogar zuerst ge-





Mittel gegen den Frost in Händen und Füßen.

Man streicht Kampfer auf ein feines leinenes Läppchen und legt ein solches wiederholt auf die erfrorenen Stellen.

Die erfrorenen Glieder, Hände oder Füße sind auch sehr oft schon durch häufiges Baden in heißem Wasser geheilt worden.

Wie häufig entgegengesetzte Mittel zu ein und demselben Zweck führen, so auch hier, denn eben so wirksam gegen den Frost als heißes Wasser ist der Schnee.

Mittel gegen aufgeprungene Hände.

Man schmilzt 1/4 Pfund weißes Wachs, mischt 2 Loth Mandelöl darunter und bereitet daraus eine Salbe.

Mittel zur Anwendung bei Verbrennungen.

Ein sehr leichtes und einfaches Mittel, den Schmerz der Brandwunden zu lindern und spätern üblen Folgen vorzubeugen, ist Bierhefe.



Heringe.

Diese, der Mehrzahl der Leserinnen wahrscheinlich nur einzelfalzen bekannten Fische sind gleichwohl frisch zubereitet eine so wohlgeschmeckende und nahrhafte Speise, daß sie der Tafel des größten Feinschmeckers Ehre machen.

1) Gekochte Heringe. Erschreckt nicht bei dem Gedanken „gekochter Hering“, sondern versucht es nur.

Ein halbes Quart Milch wird in einem Casserol übers Feuer gesetzt; wenn die Milch kocht, thut man 2 Unzen Butter mit etwas Mehl durchknetet hinzu, etwas Pfeffer, Salz und den Saft einer halben Citrone.

2) Geröstete Heringe. Man reibt die Fische mit einem reinen Tuch gut ab, macht auf jeder Seite derselben

brei Einschnitte quer herüber, wendet sie in Mehl und röstet sie braun über mäßigem Feuer.

Dazu giebt man in einer Saucière folgende Sauce: 8 Eßlöffel voll geschmolzener Butter werden in ein Casserol gethan mit einem Eßlöffel gutem Mostich, 1 Unze frischer Butter, und ein wenig Pfeffer und Salz.

Gekochte Heringe können auch, statt mit der oben genannten Milchsauc, mit einer Sauce angerichtet werden, welche halb aus Essig, halb aus einem Theil des Salzwassers bereitet wird, worin die Heringe kochten; etwas Salz und Pfeffer gehört auch zu dieser Sauce.

Auch eingezogene Heringe kann man rösten, doch muß zu diesem Zweck durch 24stündiges Wässern erst das Salz herausgezogen werden.



Soll man Dich nicht aufs Schmächtige berauben, Verbirg Dein Gold, Dein Weggen, Deinen Glauben.

Verehrung macht groß, den Verehrer gleich dem Verehrten, Und Verehrung des Schönen macht die Seele Dir schön.

Vor allem bestreibe Dich, gut zu sein. Diese kleine Epilbe umfaßt die ganze Größe unserer Aufgabe hinielen. Güte ist des Weibes Seele und die Seligkeit des lieben Gottes.

Du kannst nicht eher „gütig“ sein gegen Deinen Nebenmenschen, ehe Du nicht „gerecht“ gewesen.



Es nennt ein Wort von sieben Zeichen Die doppelsinn'ge Thätigkeit, Gewidmet bald des Himmels Reichen, Bald irdischer Behaglichkeit.

Rebus.

Die Ftmuth Re



Auflösung des Rebus in Nr. 1.

Ein unter Auflage gekellter Erbsbube.

Auflösung des ersten Räthfels in Nr. 1.

Auflösung des zweiten Räthfels in Nr. 1.



Correspondence.

Hr. Gr. v. D. Wenn es möglich ist, werden wir Ihren Wunsch bald erfüllen. — Rostflecken sind auf folgende Weise aus der Wäsche zu entfernen.

Die Flecke auf lackirten Zehrentrennern, welche durch Spiritus entstanden, lassen sich nicht anders vertilgen, als durch erneutes Lackiren, denn der vom Spiritus verkehrte Lack kann eben durch nichts Anderes ersetzt werden, als wieder durch Lack.

Hr. B. D. auf N. T. bei W. Wir bedauern es, die Besorgung der gewünschten Bücher nicht übernehmen zu können.

1) Die praktische Zuschnneiderin für die Leibwäsche, d. i. die Kunst, die gesammte Leibwäsche für Herren, Damen und Kinder gutaussehend und vortheilhaft anzufertigen.

Hr. H. N. in B. ... Wir werden Ihres Wunsches gedenken, können die Erfüllung jedoch noch nicht mit Bestimmtheit für die nächste Zukunft versprechen.

Hr. v. S. in D. Sie haben nicht Ursache, sich der Mode zu Gefallen, von den Moden zu trennen.

Hr. W. L. in J. Die Möglichkeit der Verbreitung ankündender Krankheiten durch Thiere ist durch Beispiele zu bekräftigen, und kann daher nicht geradezu abgelehnt werden.

Hr. v. F. in D. Sie irren, die „Kisten“ sind aus dem Wappen der Bourbonnen gestrichen, und namentlich durch König Louis Philipp, im Jahre 1830.

Hr. F. S. in D. Um Marmor zu reinigen, stößt man Bimstein zu feinem Pulver und vermischt ihn mit Holzaspelstein.

Hr. Bar. v. J. in S. Sie wundern sich über die hohen Preise der Caschmirhandels; daran hat weniger das Material, als die sehr langsam fördernde Arbeit Schuld.

Hr. A. E. in C. Leider ist Ihre Zuschrift erst so spät in unsere Hände gelangt, daß das Gewünschte Ihnen nicht mehr zur Anfertigung eines Christgeschenkes dienen könnte.

Hr. C. W. in B. Ihre menschenfreundlichen Gaben sind von uns sofort nach Erreichung an den Frauenverein abgedenkt, und danken wir Ihnen im Namen der Vermittlerinnen.

Hr. v. B. in W. Wir müssen bekennen, daß die Benennung des Gegenstandes, zu dem Sie ein Muster wünschen, uns fremd ist, und bitten daher, durch eine genauere Bezeichnung desselben uns in den Stand zu setzen, Ihren Wünschen zu genügen.

Hr. M. W. in N. N. Nummer 2 brachte was Sie wünschen, in ganz moderner Form.

Hr. C. v. L. Eine gehäkelte Morgenhaube kann nur elegant werden durch die Hand der Pugnacherin, und haben Sie nur nöthig, irgend einen einfachen Plein recht fein nach einem von der Modistin gezeichneten, oder von Modellen unserer Zeitung entnommenen Schnitt zu arbeiten.

Hr. v. M. in B. Sie können auch statt der Spitze ein schwarze oder weiße Seidenstiftsticker schmale Federbordüren anwenden, wenn solche bei Ihnen zu haben sind.

[Die Erzählung: „Ein Weihnachtsabend auf dem Dorfe“ mußte wegen Mangel an Raum für die nächste Nummer zurückgelegt werden.]

Durch die Nähe des Weihnachtsfestes, diesem Ziel so vieler Wünsche und Pläne, wo die Anfragen unserer Abonnentinnen in Betreff ihrer Einkäufe und Besorgungen in größerer Menge uns zugehen, fühlen wir uns veranlaßt, dieselben auf das schon mehrfach in unserm Blatte erwähnte Magazin von Theodor Morgenstern in Berlin (Friedrich- und Behrenstraßen-Gäß) zu weisen, als auf eine Quelle, wo für so manchen gegen uns laut gewordenen Wunsch Erfüllung zu schöpfen ist.

Die Redaction.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Leitung.

Nr. 4.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 25. Januar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VIII. Band.

## Erklärung des Modenbildes.

### Toiletten für Gesellschaft und Theater.

Figur 1. Robe von modifarbenem Varège mit kurzen, zwei Puffen bildenden Ärmeln. Coiffüre mit über Rollen frisirtem Scheitel und an der Seite herabhängenden Locken; das Hinterhaar ist in einen Apollonknoten geschlungen.

Figur 2. Robe von weißem glacirten Taffet, Burnous von weißem Cashmir mit cerise Angora-Quasten. Coiffüre: zurückgeschlagener Lockenscheitel mit Perlen.

Figur 3. Robe von himmelblauem Taffet mit einer berthenartigen faltigen Draperie um den Ausschnitt der Taille; diese Berthe ist oben mit einer auf den Hals fallenden Spitze, um den unteren Rand mit einer weißen Perlenguimpe besetzt. Der halblange Aermel besteht aus 2 Puffen, denen sich ein breiter, vorn aufgenommener Volant anschließt, dessen unterer Rand ebenfalls mit Perlenguimpe verziert ist. Coiffüre von himmelblauem Band in halber Nestillaform, vorn auf dem Stirnband und an den Vereinigungspunkten der sich kreuzenden Bänder so wie inmitten der Tassen mit weißen Perlenagrasfen verziert.

Figur 4. Robe von weißem Mull mit glatter Berthe, welche, sowie die Volants der Robe, mit in den Saum gelegtem cerise Band verziert ist. Lockenscheitel.

Figur 5. Robe von grauem Taffet und faltiger, mit Blonden besetzter Draperie auf dem glatten Leibchen. Die Aermel bestehen aus einem größeren und einem kleineren Puff, denen sich ein Blondenvolant anschließt. In der Mitte der Brust und auf den Schultern Bouquets grauer Aftern. Lockenscheitel, ein Afterszweig mit langen Ranken als Haarschmuck.

Figur 6. Robe von weißem Mull mit Berthe von Spitzen. Weite, aus einem großen Puff bestehende Aermel. Lockenscheitel. (Vorderseite der Coiffüre der Figur 1.)

## Die Mode.

Wir dürfen voraussetzen, daß ein großer Theil unserer Leserinnen dieses Blatt mit der Hoffnung in die Hand nimmt, darin von dem Sprechen zu hören, was in dieser Jahreszeit die Gedanken junger Mädchen so angelegentlich beschäftigt, vom Ball; und da die eigentliche Wintertoilette bereits ihren bestimmten Charakter angenommen hat und in früheren Nummern von uns besprochen worden ist, so dürfen wir uns um so unbeschränkter dem Vergnügen überlassen, vor dem lauschenden Ohre der jugendlichen Zuhörerinnen von den Wundern der Balltoilette zu erzählen.

Wenn man die leichten, duftigen Stoffe betrachtet, welche durch ihre herrlichen Farben und ihren zarten Lustre das Auge blenden, ist die Phantasie fast wider Willen geschäftig, schlanke Gestalten, mit diesen ätherischen Gewändern bekleidet, vereinigt sich vorzustellen als den reizendsten Blumenstolz in einem jener Treibhäuser der Jugendfreude, die man: Ballsaal nennt.

Indem ich dem geistigen Auge der Leserinnen die bedeutendsten Ballkleider-Stoffe vorüberführe, will ich, um eine gewisse Rangordnung zu beobachten, mit den seidenen beginnen, von denen die Seiden-Gaze und Seiden-Varège-Roben vor allen zu nennen sind.

Die Ballroben sind durchgängig entweder à volants (mindestens 3 Volants) oder à deux jupes, im letzteren Fall vercinigt mit einer Verzierung à deux lés; also auch die eben genannten Roben von Seidengaze oder Seidenbarège.

Eine sehr empfehlenswerthe Gattung der letzteren sind die Barèges Crinolines, so genannt nach den starken Fäden, welche das an sich ganz leichte Gewebe durchziehen und demselben größere Haltbarkeit geben, als diese Stoffe an und für sich besitzen. Sie existiren in allen beliebigen Abendsfarben, weiß, blau, rosa, gelb, lila, gris fin (ein modernes grau

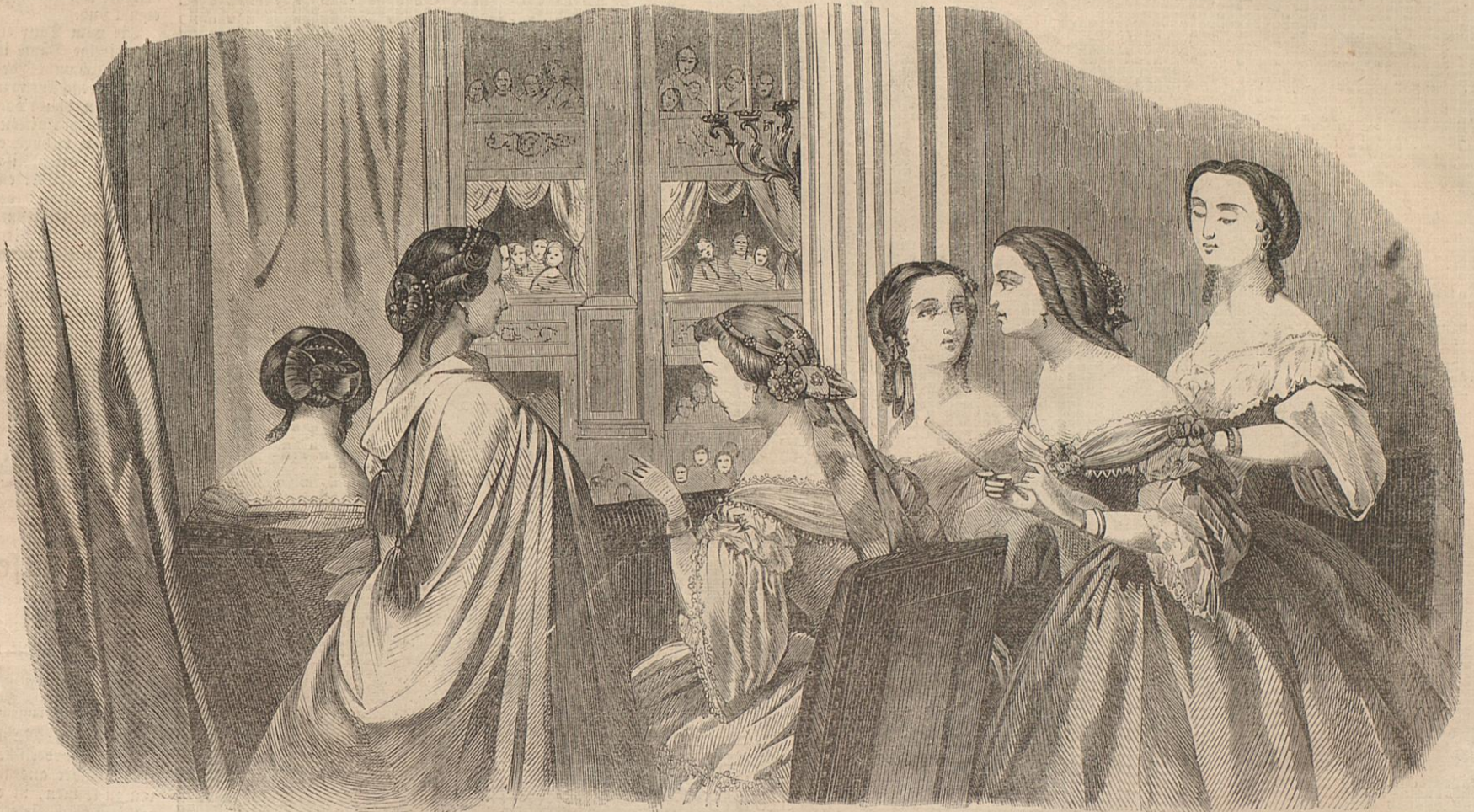
lila), so wie in der Zusammenstellung dieser Farben mit weiß, in carrirten und gestreiften Mustern.

Diese Roben von Seidenbarège, namentlich die crinolinenartig gewebten, sind fast sämmtlich mit abgepaßter Garnitur, dagegen giebt es auch unter der Menge der Seidengaze-Roben reizende Kleider in allen Farben, durchgängig mit schmalen Traversstreffen, deren Garnitur nach Belieben à deux jupes oder à volants arrangirt werden kann.

Etwas kostbarer, doch von noch zarterer Eleganz, sind die Seidentüllroben, in verschiedenster Weise, theils mit Seidenstickerei, theils mit Crepp und Chenille in künstlich geschmackvoller Anwendung garnirt. Beispielsweise will ich nur eine Robe von weißem Seidentüll anführen, à deux jupes, mit einem Plein erhabener Chenillemouschen in orangegelber Farbe, einen Centimeter im Durchmesser. Der obere Rod, à deux lés (à bandes) garnirt durch Nütschen von gebrannter Gaze und orange Chenillemouschen, angebracht in der Weise, daß die schmalen Tüllrütschen, in Gestalt eines V in kurzen Zwischenräumen von oben nach unten breiter werdend, erscheinen, und die Chenillemouschen stets Spitze und Enden des V bilden.

Nicht minder grazios ist eine Robe von weißem Seidentüll à deux jupes mit einem Plein von erhabenen Blättern aus gefaltetem weiß und rosa Flor, von leichten Stichen rother Seide, wie von Athern durchzogen. Die à bandes-Garnitur zu beiden Seiten des oberen Rodes besteht aus einem nach unten breiter werdenden Streifen von gebranntem Flor, dessen Einfassung dem Arrangement des Ganzen vollkommen entspricht.

An den Verzierungen dieser lustigen Ballroben, welche in allen zarten Farben vorhanden sind, ist der Phantasie ein so weiter Spielraum gelassen, daß es ein vergeblicher Versuch sein würde, ihre mitunter barocken, mitunter sehr anmuthigen Capricen hier zu wiederholen. So unglücklich es scheinen mag, daß der so leichte Stoff die applicirte Stickerei großer Blätter und Blumen zuläßt, so können wir doch bezeugen, daß



Pariser Moden.

die großen aus Flor gebildeten Hortensien, deren einzelne Blüten in der Mitte durch Perlen verziert sind, sich ausnehmend schön und zart hervorheben, und mit ihren langen, phantastischen, aus gebrannten Florstreifen gebildeten Blättern und Knospen ein höchst geschmackvolles Ganze bilden.

Weißer Bolantrobren mit kleinem Plein in bunter und weißer offner Seide, mit Silber und Gold gestickt auf weichem oder buntem Grunde — Alles ist zu finden, für jede Geschmacksrichtung ist geforgt.

Ein zur Ausführung auf Seidentüll geeignetes elegantes Dessin einer Robe à deux jupes, mit offner Seide in leichter Weise zu arbeiten, finden die Leserinnen in dieser Nummer.

Einem soliden Geschmack zusagend, sind die Ballkleider von gesticktem Mull, jenach dem Werth der Stickerei, zu theuren oder wohlfeilsten Preisen zu haben. — Zu den wohlfeilsten gehören jedoch die broschirten Mullkleider, deren mitunter sehr reiche Muster sie oft sogar auf den ersten Blick eleganter erscheinen lassen, als kostbarere, einfach gestickte Roben.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir erwähnen, daß die Robe an Balltoben von Tüll und Mull stets noch die mit buntem Band durchzogenen Säume als eleganten Schmuck vorschreibt, daher denn auch an den meisten der modernen Balltoben mit abgepaßter Stickerei, bei den Volants die breiten, Säume von Stickerei frei gelassen sind.

Als Balltoben stets noch beliebt sind die Kleider von Wollenbarège mit abgepaßten Volants, deren breite seidene Streifen der Robe einen Ausdruck reicher Eleganz geben, und sie fast befähigen, mit einer kostbareren in die Schranken zu treten.

Recht eigentlich Ballkleider und nur Ballkleider liefert das Heer der Tarlatan, aus dessen Reihen gewiß unzählige Tänzerinnen sich equipiren, um auf dem ersehnten Kampfsplatz zu erscheinen, wo die Schönheit regiert und Anmuth den Sieg gewinnt.

Sehr elegante, doch nicht gebiegene Balltoben liefert der tarlatan soufflé, dessen Muster, wie der Ausdruck soufflé sehr richtig bezeichnet, wenn nicht wörtlich „anzublasen“, so doch nur aufgepreßt sind. Die Roben von tarlatan soufflé

sind die Eintagsfliegen in der Naturgeschichte des Ballstaates, aber doch muß man gestehen, daß viele derselben sich für ihr kurzes Leben wahrhaft prachtvoll geschmückt haben. Da sieht man die reichsten Spitzenmuster in weiß oder schwarz auf zartem rosa oder himmelblauem Grunde, dunkle und helle Volanttoben, deren abgepaßte Muster von Gold und Schmelz und Silber schimmern, Roben à deux jupes mit einem kleinem Plein goldner oder silberner Mouschen — kurz, alle Pracht, welche der Zeitgeschmack erheischt; schade nur, daß diese Pracht oft schon dem ersten Ballabend zum Opfer fällt.

Von sehr hübscher Wirkung sind die einfachen hellfarbigen Tarlatankleider, welche, ohne abgepaßte Verzierung, nur ein durchgehendes bogensförmig quergestreiftes Muster in weiß haben.

Ein jugendlich schönes Gesicht, eine elastische Mädchen-gestalt zu schmücken, ist im Grunde sehr leicht, denn die Jugend selbst ist schon der höchste Schmuck; deshalb genügt auch ein einfaches Kleid, um eine junge Dame zu einer reizenden Ballerscheinung zu machen, sobald sie nur die Kunst sich zu kleiden versteht.

Es ist dies eine Kunst, welche sehr selten gelehrt werden kann, doch was davon gelehrt werden kann, haben wir mitzutheilen nie unterlassen. So werden unsere jungen Leserinnen mit Schnitt und Verzierungsweise der Kleider (inclusive der Balltoben) durch mehrfach von uns gelieferte Abbildungen und Berichte hinlänglich vertraut sein, und an ihnen ist es, diese Mittheilungen auf die vortheilhafteste Weise zu benutzen. An eine Verminderung des Umfangs der Damenrobe ist noch nicht zu denken. Die elegantesten Unterkleider sind und bleiben stets die nur gestickten Volant-röcke, doch sind als Ersatz für dieselben die verschiedenen Reiz-die von Rohr, Fischbein und Stahlfedern so allgemein adoptirt, daß wir uns schämen, das Anathem über dieselben auszusprechen. Ist es doch größtentheils die Sparsamkeit, welche die Damen zu solchen Gewaltmitteln greifen läßt, um die Toilette vor dem Zusammensinken zu bewahren, und die Spar-samkeit ist eine Tugend, der wir so oft als möglich das Wort reden.

Die so wohl kleidende Tracht der Berthen und Fischschüs hat unter den jungen Damen so viel Freundinnen gefunden, daß die Versicherung ihrer dauernden Beliebtheit willkommen sein wird. Sie werden entweder vom Stoff der Robe selbst oder auch von schwarzen oder weißen Spitzen, mitunter sogar von Sammet getragen, doch stets mit der Garnitur der übrigen Toilette in Uebereinstimmung gebracht. So muß die Berthe einer Volantrobe stets mindestens aus 2 Volants bestehen und, wie das Kleid, mit Band oder Spitzen garnirt sein, die Berthe oder das Fischschüs eines à bandes besetzten Kleides muß dagegen einen Besatz desselben Genres in geschmackvoller Anordnung erhalten.

Das Band ist stets noch ein so beliebter Schmuck, namentlich zu Bällen und Gesellschaften, daß es als Besatz jeder Art an Roben, Berthen, Fischschüs, als Bretellen, als Schleifen und Schürven zur Anwendung kommt.

Zur Balltoilette werden von jungen Damen Blumen größtentheils dem Band- und Chenilleschmuck vorgezogen oder auch vereint benutzt, namentlich zur Garnitur der Robe, des Fischschüs, der Aermel; das Haar jugendlicher Tänzerinnen zu schmücken, ist jedoch fast ausschließlich den Blumen vorbehalten, und es giebt in der That keine Fierde, welche ein schönes Antlitz verschönernder umrahmte, als Blumen.

Zu welcher Vollkommenheit die Fabrikation künstlicher Blumen gediehen, wird schwerlich einer unserer Leserinnen unbekannt sein.

Es ist ein unabweislich fesselnder Anblick, diese Kränze und Diademe künstlicher Blumen, jetzt zumal, da ihre lebenden Rivalinnen nicht mehr gegenwärtig sind in Feld und Garten, den Wettstreit mit ihnen zu wagen. Neben den Gewin-den phantastischer Blumen, deren Urbilder sich in vielleicht keiner Zone finden, schauen die Kränze der heimischen Rosen, Hortensien, Veilchen und Lilien uns schon vertrauter an, während die träumerische Wasserblume aus der sie umgebenden Blätterfülle uns unwillkürlich im Geiste nach einem Wesen suchen läßt, zart genug, diesen nymphenhaften Schmuck zu tragen.

Alle modernen Blumencostüme haben dies mit einander gemein, daß sie über die Stirn nur in einer leichten Gürtel- oder Haube hinweggehen, nach den Seiten zu vollendet werden und in langen Ranken und Zweigen tief auf den Nacken hinabfallen.

Die zur Balltoilette häufig angewandten Manschetten werden aus einem schmalen Gürtchen farbigen Bandes, zur Garnitur des Kleides passend, gefertigt, und mit einer nach dem Arm zurückschlagenden Spitze oder Blende verziert.

Als leichte Umhüllungen der Tänzerinnen nennen wir Shawls und Mantillen von Spitzen, von Tüll, von Cashmir, so wie auch die graziösen Shawls von Gaze grenadine, welche zu einer Ballrobe von Seidentüll oder Seidengaze fast allein geeignet sind.

Die vom Tanz erhitte junge Dame in der Antichambre des Ballsaales schützend zu umfassen, bleibt nach wie vor dem Virtuoz überlassen, welcher, er sei nun orientalisches oder nicht, alle Eigenschaften besitzt, der drohenden Erkältung so lange zu wehren, bis, in den undurchdringlichen Mantel von ours gehüllt, die müde Tänzerin im wohlverschlossenen Wagen ihrer W. chaus-sure zufliegt.

Veronika v. G. Die in diesem Wochenbericht erwähnten Ballstoffe sind in dem Magazin von Theodor Morgen-tern, Paris und Berlin, in reicher Auswahl zu finden.

**Dessin zu Winterstiefel für Herren.**

(Tapissierie-Arbeit.)  
Material: Ganevas, Wolle in den auf dem Muster angegebenen Farben, weißes Glanzgarn.

Um dieses Muster in der erforderlichen Größe sicher ausführen zu können, ist es rathsam, sich dieselbe von einem Schuhmacher auf Papier zeich-



Erklärung der Farben: ■ dunkel Kirschbraun, ■ Brillantergrün, ■ Caliblau, ■ Ponceau, ■ Maisgelb, ■ Orange, □ weißes Glanzgarn.

Winterhausstiefel für Herren (Nr. 1. Der Schaft).



nen zu lassen, und danach die passende Stärke des Canavas zur Stickerei zu berechnen. — Von beiden Theilen dieses Musters bildet das größere, Nr. 1, den Schaft, das kleinere, Nr. 2, das Vorderblatt des Stiefels und ergibt sich aus der Form beider Theile von selbst, in welcher Art sie zusammen gehören; auch wird darüber der betreffende Handwerker nicht im Zweifel sein, durch dessen Hand die Arbeit erst die Gestalt eines Stiefels erhält.

Die Stickerei selbst bedarf keiner weiteren Beschreibung, da die Farben auf dem Muster angegeben sind. An Eleganz würde die Arbeit gewinnen, wenn man zu den maisgelben und den orangen Contouren der Arabesken Seide verwendete, die weißen Contouren werden nach Angabe des Musters mit Glanzgarn ausgeführt. 12601,

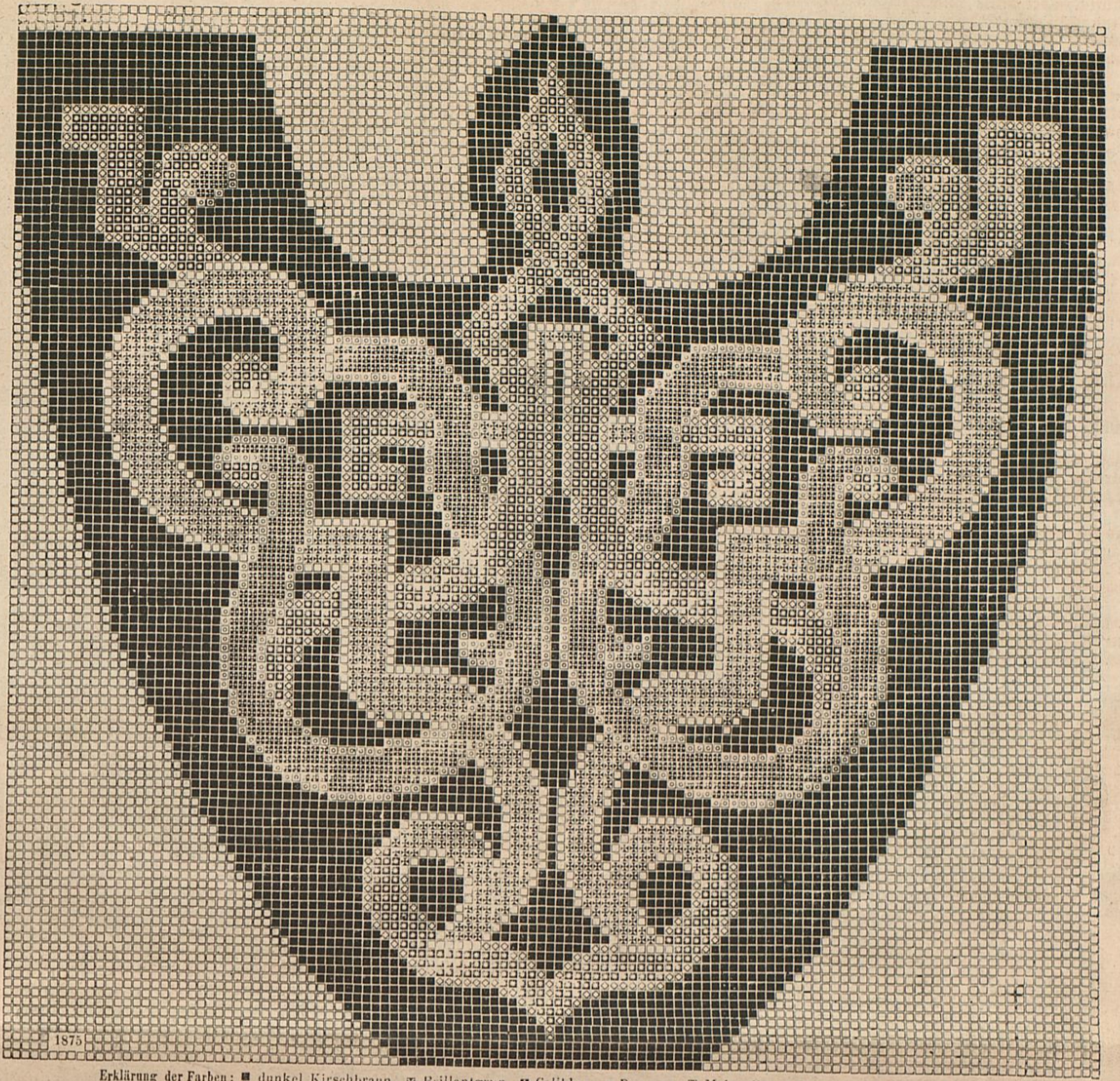
**Filet-Deffin**

zu Fenster-Vorhängen.

Material: ganz starkes und feineres weißes Häfelgarn.

Wir geben hiermit unsern Lesern einen Gelegenheits- und angenehmen Beschäftigung für die Winterabende, welche den Augen keine Anstrengung auferlegt, jedenfalls weniger monoton als ein Strickzeug ist und doch nicht so viel Aufmerksamkeit erfordert, um nicht dabei mit Bequemlichkeit Theil an einer Unterhaltung nehmen zu können. Dieses Filet, welches durch verschiedene Muster und durch die Anwendung feiner und stärkerer Baumwolle streifig erscheint, eignet sich sowohl zu vollständigen Fensterdraperien, als auch zu kleinen Vorhängen, die unmittelbar am Fensterflügel selbst befestigt, nur die Stelle der Vorhänge verten und auf einem Messingdraht vor- und zurückgeschoben werden können.

Zur Ausführung des Filet braucht man 3 Filetstäbe von verschiedener Stärke, welche wir der Deutlichkeit wegen mit Nr. 1, 2 und 3 bezeichnen wollen. Nr. 1 muß im Umfang  $\frac{1}{3}$  Zoll haben (d. h. daß man den Stab mit einem  $\frac{1}{3}$  Zoll langen Faden umspannen kann), Nr. 2:  $\frac{1}{2}$  Zoll im Umfang, Nr. 3:  $\frac{3}{4}$  Zoll im Umfang. Die Baumwolle (drellirtes Häfelgarn) muß in der auf dem Muster angegebenen Weise contrastiren, kann aber im Ganzen etwas stärker sein, als sie auf dem Muster erscheint, da das Filet, zu Vorhängen passend, in größerem Verhältnis ausfällt. Das Filet wird so gearbeitet, daß die Streifen des Musters die Länge laufen, und richtet sich daher die Zahl der Anschlagmaschinen nach der Höhe des Zimmers, oder, zu den vorhin genannten kleinen Vorhängen, nach der Höhe des Fensterflügels. Wir raten jedoch, ehe man den ganzen Vorhang beginnt, eine kleine Probe der verschiedenen Muster zu arbeiten, um sich mit dieser Art Filet vertraut zu machen, welche wenigstens nicht jeder unserer Leserinnen bekannt sein wird. Ferner raten wir, für die verschiedenen Maschenreihen die erforderliche Länge des Baumwollfadens einigermassen auszurechnen, so daß nämlich das Anknüpfen der Baumwolle nicht innerhalb der Arbeit, sondern stets an den Enden geschieht. Eine recht lange, schlanke Filetnadel gewährt dabei den Vortheil, daß man viel Baumwolle auf einmal aufwickeln kann, ohne daß damit das Durchstecken erschwert wird.



Erklärung der Farben: ■ dunkel Kirschbraun, ■ Brillantgrün, ■ Caliblau, ■ Ponceau, ■ Maisgelb, ■ Orangé, □ weißes Glanzgarn.

**Winterhausstiefel für Herren (Nr. 2. Das Vorderblatt).**

mit der Filetnadel von unten in diese 2. Masche und holt so die 1. Masche hindurch. — In gleicher Weise verfährt man mit der 3. und 4. Masche und so fort, bis die Reihe beendet.

4. Reihe — wird ganz latt gestrickt.

5. Reihe — wie die 3. Reihe; man hat jedoch zu beobachten, daß das Muster versetzt fällt.

6. Reihe — wird wieder latt gestrickt.

Hierauf folgt der zweite Musterstreifen, welcher mit starker Baumwolle über den Stab Nr. 3 gearbeitet wird.

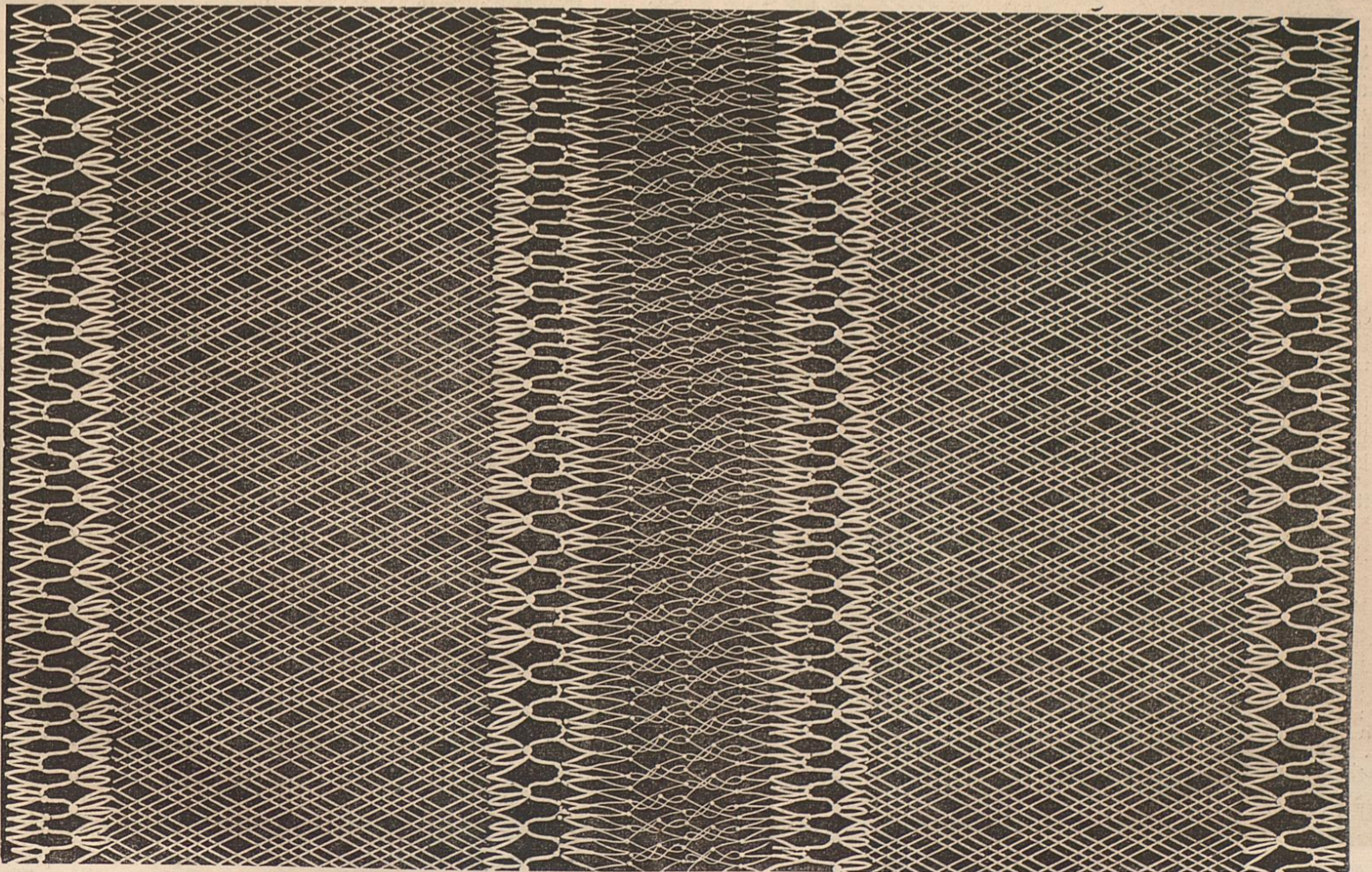
**Erklärung der Filetmuster.**

Erster Musterstreifen.

Man schlägt mit der feinen Baumwolle über den Stab Nr. 2 als erste Reihe die zur Länge der Arbeit nöthige Anzahl Maschen auf; diese muß jedoch eine solche sein, daß man sie mit 4 dividiren kann.

2. Reihe — wird ganz latt gestrickt.

3. Reihe — beim Arbeiten der ersten Masche dieser Reihe steckt man die Filetnadel nicht durch die zunächst liegende (erste) Masche der vorigen Reihe, sondern durch die 2. Masche. Beim Arbeiten der 2. Masche strickt man die übergangene 1. Masche der vorigen Reihe ab, welche man aber zuvor durch die schon abgestrickte 2. Masche zieht — und zwar sieht man dabei



Filet-Deffin zu Fenster-Vorhängen.

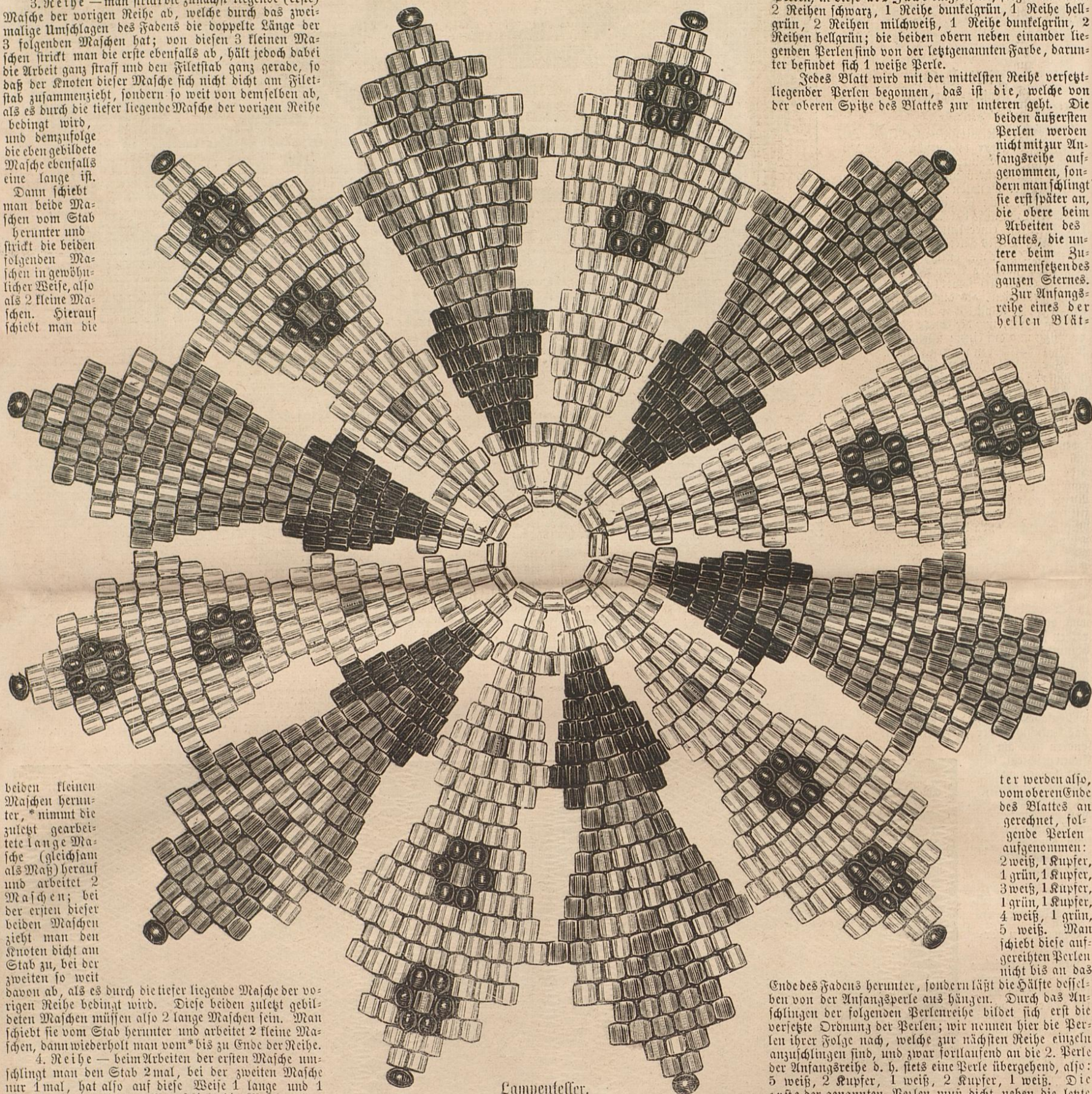
1. Reihe — wird ganz glatt gestrickt.  
 2. Reihe — man nimmt stets 3 Maschen mit der Filet-  
 nadel zusammen und strickt sie als eine Masche ab.  
 3. Reihe — in jede Masche der vorigen Reihe werden  
 3 Maschen gestrickt.  
 Hierauf folgt der dritte Musterstreifen, welcher mit  
 der feinen Baumwolle über den Stab Nr. 1 gearbeitet wird.  
 1. Reihe — wird ganz glatt gestrickt.  
 2. Reihe — \* man arbeitet 3 Maschen in gewöhnlicher  
 Weise, dann 1 Masche, wobei man den Faden anstatt 1 mal,  
 2 mal um den Stab schlingt, dann vom \* wiederholt bis zum  
 Ende der Reihe (wir nehmen hier an, daß die Reihe mit einer  
 2 mal umschlungenen Masche, also einer langen Masche  
 schließt).  
 3. Reihe — man strickt die zunächst liegende (erste)  
 Masche der vorigen Reihe ab, welche durch das zwei-  
 malige Umschlagen des Fadens die doppelte Länge der  
 3 folgenden Maschen hat; von diesen 3 kleinen Ma-  
 schen strickt man die erste ebenfalls ab, hält jedoch dabei  
 die Arbeit ganz straff und den Filetstab ganz gerade, so  
 daß der Knoten dieser Masche sich nicht dicht am Filet-  
 stab zusammenzieht, sondern so weit von demselben ab,  
 als es durch die tiefer liegende Masche der vorigen Reihe  
 bedingt wird, und demzufolge die eben gebildete  
 Masche ebenfalls eine lange ist.  
 Dann schiebt man beide Ma-  
 schen vom Stab  
 herunter und  
 strickt die beiden  
 folgenden Ma-  
 schen in gewöhn-  
 licher Weise, also  
 als 2 kleine Ma-  
 schen. Hierauf  
 schiebt man die

**Lampenteller, in Form eines Sternes.**  
 (Mosaikarbeit.)

Material: böhmische Perlen in Schwarz, Dunkelgrün, Hellgrün und  
 Milchweiß; Kupferperlen.  
 Selten gelangt eine Arbeit zu so dauernder Beliebtheit,  
 als das Mosaik in böhmischen Perlen. — Das Mate-  
 rial an sich ist schon etwas Hübsches und von unverwiltlicher  
 Dauer, so daß ein daraus gebildetes und schon veraltetes Werk  
 zerstört werden und man aus demselben Material ein neues  
 schaffen kann. Auch ist die Arbeit unterhaltend, nicht  
 ermüdend; man sieht dabei schnell etwas in der Hand entste-  
 hen, indem man fast spielend eine Perle zur anderen fügt.  
 Es giebt 2 Arten Perlen-Mosaik, die eine in ver-

Dieser Lampenteller besteht aus 12 gleichförmigen zu einem  
 Stern zusammengesetzten Perlenblättern, welche sich auf der  
 Abbildung in regelmäßiger Abwechslung, als hellere  
 und dunklere, markiren. — Die 6 helleren Blätter  
 enthalten 3 verschiedene Perlensorten; der Grund besteht aus  
 milchweißen Perlen, die rundgezeichneten Grund, welche die  
 dunklen Kreise und die obere Spitze der Blätter bilden, sind  
 Kupferperlen; die 3 einzelnen Perlen, von denen in der Mitte  
 jedes der Kreise eine, die 3. am untern Theil der Blätter in  
 dem weissen Grunde sichtbar ist, sind hellgrüne Perlen.  
 Die 6 dunkleren Blätter enthalten, außer der obern  
 einzelnen Kupferperle an der Spitze des Blattes, Perlen in  
 4 verschiedenen Farben, welche achtförmig arrangirt sind.  
 Die untere Spitze des Blattes zeigt 5 milchweiße  
 Perlen, in schwarz als Zacke eingreifend, folgen alsdann:  
 2 Reihen schwarz, 1 Reihe dunkelgrün, 1 Reihe hell-  
 grün, 2 Reihen milchweiß, 1 Reihe dunkelgrün, 2  
 Reihen hellgrün; die beiden oben nebeneinander lie-  
 genden Perlen sind von der letztgenannten Farbe, darun-  
 ter befindet sich 1 weiße Perle.

Jedes Blatt wird mit der mittelsten Reihe verfehlt-  
 liegender Perlen begonnen, das ist die, welche von  
 der oberen Spitze des Blattes zur unteren geht. Die  
 beiden äußersten  
 Reihen werden  
 nicht mit zur An-  
 fangsreihe auf-  
 genommen, son-  
 dern man schlingt  
 sie erst später an,  
 die obere beim  
 Arbeiten des  
 Blattes, die un-  
 tere beim Zu-  
 sammensetzen des  
 ganzen Sternes.  
 Zur Anfangs-  
 reihe eines der  
 hellen Blät-

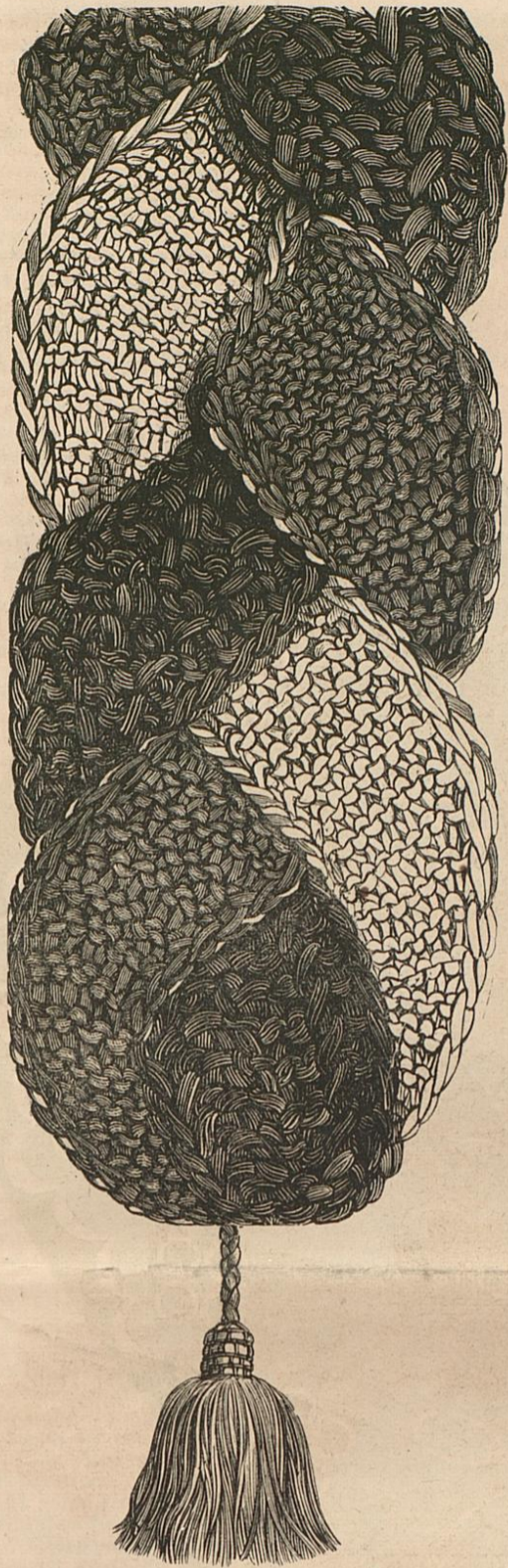


Lampenteller.

beiden kleinen  
 Maschen herun-  
 ter, \* nimmt die  
 zuletzt gearbei-  
 tete lange Ma-  
 sche (gleichsam  
 als Maß) herauf  
 und arbeitet 2  
 Maschen; bei  
 der ersten dieser  
 beiden Maschen  
 zieht man den  
 Knoten dicht am  
 Stab zu, bei der  
 zweiten so weit  
 davon ab, als es durch die tiefer liegende Masche der vor-  
 zigen Reihe bedingt wird. Diese beiden zuletzt gebil-  
 deten Maschen müssen also 2 lange Maschen sein. Man  
 schiebt sie vom Stab herunter und arbeitet 2 kleine Ma-  
 schen, dann wiederholt man vom \* bis zu Ende der Reihe.  
 4. Reihe — beim Arbeiten der ersten Masche  
 anschlängt man den Stab 2 mal, bei der zweiten Masche  
 nur 1 mal, hat also auf diese Weise 1 lange und 1  
 kleine Masche gebildet. Man schiebt die Maschen her-  
 unter und nimmt nur die erste (lange) Masche als  
 Maß für die nun zu arbeitende Masche auf; \* dann  
 strickt man 3 Maschen — bei den beiden ersten derselben  
 zieht man den Knoten dicht am Stab zusammen, bei der  
 dritten Masche wieder etwas weiter ab von demselben.  
 Man zieht hierauf den Stab heraus und strickt eine kleine  
 Masche; dann nimmt man die letzte der langen Maschen  
 wieder auf und wiederholt vom \* bis zu Ende der Reihe.  
 5. Reihe — man strickt regelmäßig abwechselnd: 2 kleine  
 Maschen, 2 lange Maschen — hat aber bis zu Ende der Reihe  
 nicht nöthig, den Stab herauszuziehen, wie sich bei der Arbeit  
 von selbst ergibt.  
 6. Reihe — wird ebenfalls ohne den Stab herauszu-  
 ziehen gearbeitet; man beginnt mit einer kleinen Masche, strickt  
 dann 1 Masche, bei welcher man 2 mal umschlingt; dann —  
 \* 3 kleine Maschen, 1 Masche, wobei man 2 mal umschlingt;  
 vom \* wiederholt.  
 Mit dieser Reihe hat die Wiederholung des Musters be-  
 gonnen und wird es nun mit Hilfe der Abbildung leicht sein,  
 dieses Muster, so wie die Arbeit selbst, weiter fortzusetzen.  
 [2735]

setzt liegenden Perlen und ein andere, bei welcher die  
 Perlen nach allen Richtungen hin in geraden Reihen,  
 wie die Kreuzen einer Tapissierarbeit, liegen. Diese  
 letztere Mosaikarbeit ist so bekannt als die erstere und wird  
 jetzt wieder zur Anfertigung von Glöckchen verwendet. Sie  
 ist eigentlich einem Gewebe zu vergleichen, zu dem — um  
 uns auch des Weberausdrucks zu bedienen — ein Aufzug oder  
 eine Kette von Fäden vorbereitet werden muß, zwischen welche  
 die Perlen reihenweise eingewebt werden. Diese Arbeit ist  
 nach gewöhnlichen Kreuzstichregeln auszuführen. — Bei der  
 vorhergenannten Mosaikarbeit bedarf es keiner Vorrichtung,  
 man schlingt während der Arbeit die Perlen einzeln an, in der  
 Weise, daß sie mit den Ranten (an der Öffnung) in versetzter  
 Ordnung aneinander treffen.  
 Der heut in Abbildung (Originalgröße) gegebene Lam-  
 penteller zeigt diese Art Mosaikarbeit, welche wir den Lesern  
 auch im vorigen Jahrgang in vielfacher Gestalt zur Nacharbeit  
 geliefert und beschrieben haben.

ter werden also,  
 vom oberen Ende  
 des Blattes an  
 gerechnet, fol-  
 gende Perlen  
 aufgenommen:  
 2 weiß, 1 Kupfer,  
 1 grün, 1 Kupfer,  
 3 weiß, 1 Kupfer,  
 1 grün, 1 Kupfer,  
 4 weiß, 1 grün,  
 5 weiß. Man  
 schiebt diese auf-  
 gereihten Perlen  
 nicht bis an das  
 Ende des Fadens herunter, sondern läßt die Hälfte aus-  
 sehen von der Anfangsperle aus hängen. Durch das An-  
 schlängen der folgenden Perlenreihe bildet sich erst die  
 verkehrte Ordnung der Perlen; wir nennen hier die Perlen  
 ihrer Folge nach, welche zur nächsten Reihe einzeln  
 anzuschlingen sind, und zwar fortlaufend an die 2. Perle  
 der Anfangsreihe d. h. stets eine Perle übergehend, also:  
 5 weiß, 2 Kupfer, 1 weiß, 2 Kupfer, 1 weiß. Die  
 erste der genannten Perlen muß dicht neben die letzte  
 Perle der Anfangsreihe kommen; nachdem man die letzte  
 Perle der 2. Reihe (1 weiß) aufgenommen hat, verschlingt  
 man den Faden mit dem an der Anfangsperle hängen geblie-  
 benen Ende und zieht ihn durch die Anfangsperle zurück, um  
 auf der andern Seite der Anfangsreihe weiter arbeiten zu könn-  
 en. Wir nennen abermals die Perlen der Reihe nach,  
 welche hier anzuschlingen sind: 1 weiß, 1 Kupfer, 2 weiß, 1  
 Kupfer, 5 weiß. Nach dem Anschlingen der letzten dieser Per-  
 len zieht man den Faden durch die nebenliegende Perle der  
 untern Blattspitze und arbeitet wieder auf der andern Seite  
 nach der oberen Spitze herauf, so daß nun das mittlere Muster  
 (die Kupferperle) beendet ist. Oben an der Spitze nimmt  
 man eine Kupferperle auf und zieht den Faden durch die weiße  
 Nebenperle und auch noch durch die in schräger Richtung nach  
 außen darunter folgende Perle der andern Seite, welche man  
 nun hintereinander fertig arbeitet. Man schlingt hier 8 weiße  
 Perlen an; nimmt nach dem Anschlingen der 8. Perle den Fa-  
 den zwischen 2 Perlen um die Fäden worauf die zuletzt an-  
 geschlungene Perle; von dieser arbeitet man zurück nach dem  
 obern Ende des Blattes, eine Reihe aus 7 weißen Perlen.



Wollener gestrickter Shawl.

hat damit die 2. kleine Zacke des Blattes gebildet; durch das Anschlingen noch zweier Perlen hat man diese Seite des Blattes vollendet und verfährt mit der andern Seite in derselben Weise. Obgleich die Abbildung die Form des Blattes und die Lage jeder Perle deutlich und genau anzeigt, so haben wir dennoch eine so detaillirte Beschreibung nöthig gefunden, um diejenigen der Leserinnen, welche die Mosaikarbeit noch nicht versucht, zu belehren, wie man bei etwas künstlichen Figuren die Perlen nach außen anschlingt, so daß sich die vorgezeichnete Form bildet.

Wir wollen nun noch die zur Anfangsreihe und zur 2. Reihe eines dunklen Blattes aufzunehmenden Perlen ihrer Folge nach nennen, das Uebrige der Arbeiterin selbst überlassen. Anfangsreihe: 1 hellgrün, 1 weiß, 4 hellgrün, 2 dunkelgrün, 4 weiß, 2 hellgrün, 2 dunkelgrün, 4 schwarz, 1 weiß. — 2. Reihe — einzeln anzuschlingen — 1 weiß, 2 schwarz, 1 dunkelgrün, 1 hellgrün, 2 weiß, 1 dunkelgrün, 3 hellgrün.

Hat man nun 12 vollendete Perlenblätter vor sich liegen, so beginnt man das Zusammensetzen derselben in wechselnder Reihe.

Vom oberen Verbindungspunkt, also von da, wo das Blatt am breitesten ist, fängt man an und schlingt die betreffenden Perlen zweier Blätter fest aneinander: alsdann zieht man den Faden am äußeren Rand eines der beiden Blätter entlang bis zum zweiten Verbindungspunkt und schlingt hier die betreffenden Perlen ebenfalls fest aneinander. Von hier aus geht man nicht zum dritten Verbindungspunkt weiter, sondern zieht den Faden durch die daran schließende Reihe neben einander liegender Perlen, also quer durch das Blatt, so daß der Faden auf der entgegengesetzten Seite des Blattes am zweiten Verbindungspunkt herauskommt; hier schlingt man ein drittes Blatt an, zieht nach dem oberen Verbindungspunkt, und so fort. Ist der Kreis geschlossen, so fertigt man einen Perlenring, zu welchem man 12 milchweiße Perlen aufreht. An diesen Ring schnürt man nun den Blätterkreis, indem man dabei die untere, die Spitze des Blattes bildende weiße Perle anschlingt und zugleich die Blätter am dritten Verbindungspunkt aneinander befestigt.

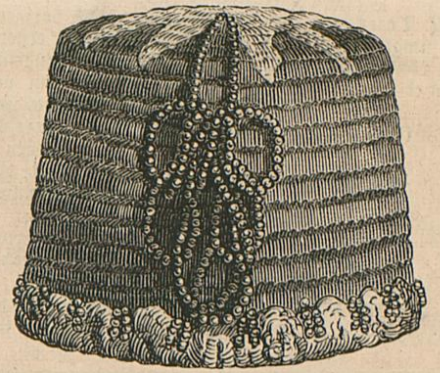
Die zweckmäßigste Art, diesem Lampenteller den nöthigen Halt zu geben, ist mittelst eines dazu vom Klempner gefertigten Drahtreifes, von der Größe, daß sie mit dem Umfang des Sternes an den ersten (äußersten) Verbindungspunkten der Blätter übereinstimmt. Dieser Reif muß entweder weiß lackirt, oder mit weißem Seidenband eingefasst sein und wird ringsum unterhalb des Lampentellers, auf der weitesten zusammenhängenden Perlenreihe des Sternes festgesteckt. [2741]

### Wollener gestrickter Shawl.

Material: Zephyrwolle in Hochroth und in Weiß, Mooswolle in verschiedenen Farben.

Wir geben hiermit die Beschreibung eines sehr hübschen gestrickten Damen-Shawls und einen Theil desselben in verkleinerter Abbildung. Er besteht aus drei verschiedenen, in gleicher Breite gestrickten Bändern, welche zu einer Flechte zusammengefügt sind. Das eine der Bänder ist aus weißer Zephyrwolle, das zweite aus rother Zephyrwolle, das dritte aus Mooswolle gestrickt. Zu diesem dritten Bande werden beliebig verschiedene Farben zu einem neunfachen Strähn zusammen genommen, nur Schwarz darf dabei nicht fehlen — bei dem uns vorliegenden Modell besteht das Strähn aus acht Farben, nämlich: hochroth, gelb, blau, grün, rosa, lila, weiß (von jedem einen Faden), schwarz (zwei Faden). Dieses bunte Band markirt sich auf der Abbildung als das dunkelste von den Dreien. Das ungefähre Maß dieser gestrickten Bänder oder Streifen beträgt in der Länge 1 Meter (100 Centimeter), in der Breite 7 Centimeter. Der geflochtene Shawl hat die ungefähre Länge von 84 Centimeter, die Breite von 11 Centimeter.

Die Art der Strickerei ist sehr einfach und zeigt ein nur wenig hervortretendes Muster. Die Bänder



Gehäkeltes Cylinderhütchen.

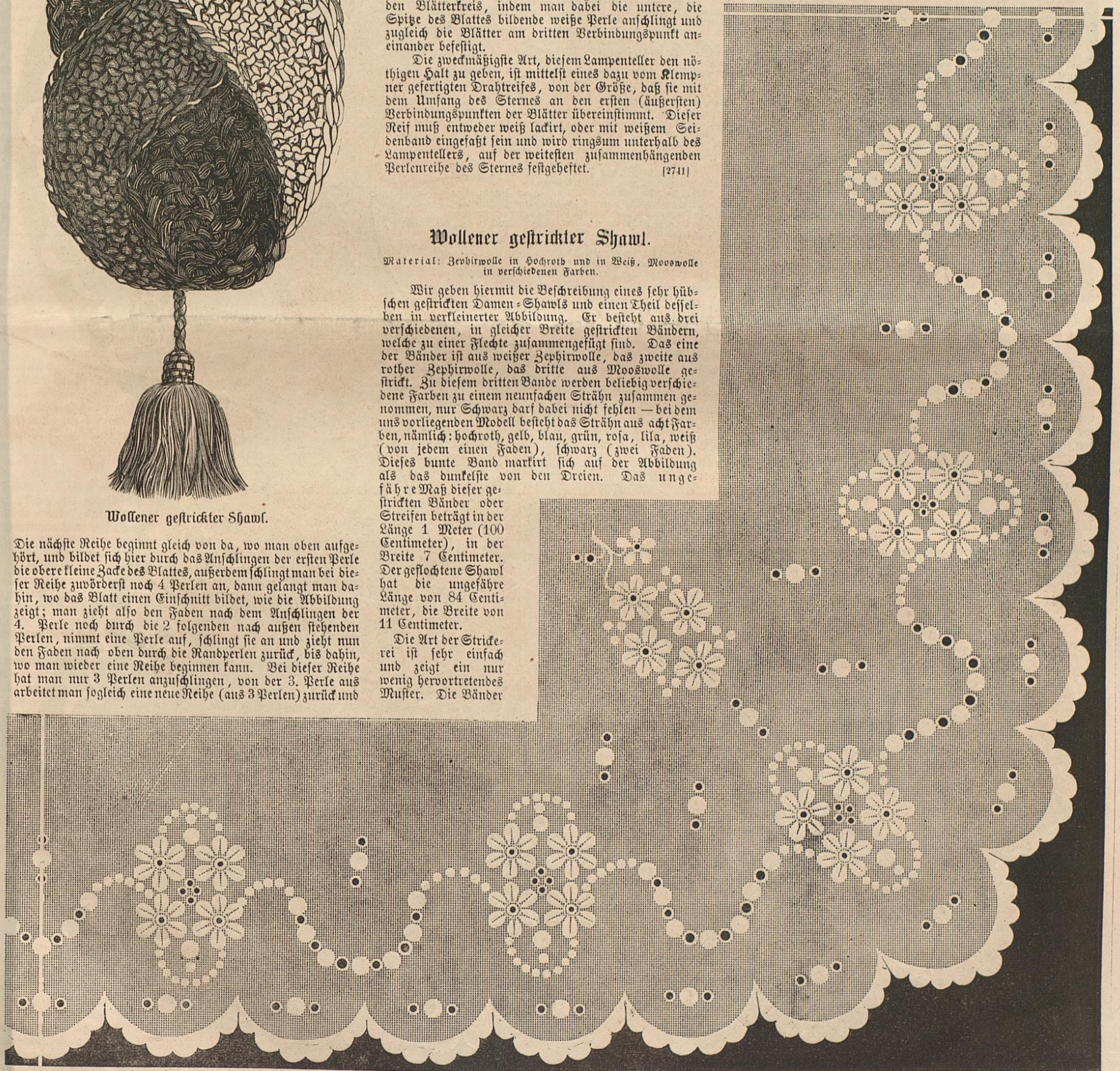
werden lose gestrickt — die beiden einfarbigen mit ganz starken stählernen Wollstricknadeln, das bunte Band mit Holz- oder Fischbeinnadeln.

### Erklärung der Strickerei.

Zu jedem der einfarbigen Streifen schlägt man 11 Maschen auf.

1. Tour — 1 Masche abgehoben, in der Weise, daß man von vorn, also von rechts nach links in die Masche sticht und der Faden dabei auf der vorderen Seite der Strickerei hängt; dann 1mal umgeschlagen, 2 Maschen glatt gestrickt, abgenommen (d. h. 2 Maschen glatt zusammengestrickt), 1mal umgeschlagen, 1 Masche glatt gestrickt, 1mal umgeschlagen, 3 Maschen glatt gestrickt. —

Die nächste Reihe beginnt gleich von da, wo man oben aufgehört, und bildet sich hier durch das Anschlingen der ersten Perle die obere kleine Zacke des Blattes, außerdem schlingt man bei dieser Reihe zuvörderst noch 4 Perlen an, dann gelangt man dahin, wo das Blatt einen Einschnitt bildet, wie die Abbildung zeigt; man zieht also den Faden nach dem Anschlingen der 4. Perle noch durch die 2 folgenden nach außen stehenden Perlen, nimmt eine Perle auf, schlingt sie an und zieht nun den Faden nach oben durch die Randperlen zurück, bis dahin, wo man wieder eine Reihe beginnen kann. Bei dieser Reihe hat man nur 3 Perlen anzuschlingen, von der 3. Perle aus arbeitet man sogleich eine neue Reihe (aus 3 Perlen) zurück und



Taschentuch (vierter Theil.)

2. Tour — 1 Masche abgehoben, nach voriger Weise; 1mal umgeschlagen (dies geschieht stets nach der ersten Masche jeder Tour), 3 Maschen glatt gestrickt, den umgeschlagenen Faden ebenfalls als Masche gestrickt, indem man von vorn nach hinten hindurchsticht; demzufolge liegt dieser umgeschlagene Faden, nachdem er abgestrickt ist, über Kreuz; 1 Masche glatt gestrickt, den umgeschlagenen Faden nach eben beschriebener Weise abgestrickt, 3 Maschen glatt gestrickt, der umgeschlagene Faden mit der letzten Masche glatt zusammengestrickt (dies geschieht zu Ende jeder Tour).

Diese beiden Touren bilden das Muster und werden in steter Abwechslung wiederholt, bis der Streifen die gewünschte Länge hat.  
Zu den bunten Streifen schlägt man 2 Maschen weniger auf, also nur 9 Maschen, und arbeitet denselben in gleicher

so viele, daß sie doppelt zusammengelegt eine volle Puschel bilden, und umfaßt sie in der Mitte mit einigen Wollfäden, welche man alsdann dicht an der Puschel zu einem Schnürchen Flach zusammen flechtet. Hierauf umwickelt man den oberen Theil der Puschel mit weißer Zephyrwolle, eine Art Kopf bildend, und näht darüber mit rother Zephyrwolle, in großen weilläufigen Länguettenfäden, ein Netz, wie die Abbildung zeigt; unten verschneidet man die Wollfäden der Puschel zu gleicher Länge. An jedes Ende des Shawls befestigt man eine Puschel mittelst des daran befindlichen Schnürchens. [2740]

scharf markiren, was nur dann der Fall sein kann, wenn die gegeneinander gerichteten Stiche sich zwar in einer Linie berühren, aber nicht in einander geben. Das Innere der Blüthen besteht aus einer feinen Stieflichrundung, welche die Blätter verbindet, und einem etwas breiter umstücten Bindloch, welches den Mittelpunkt bildet. [2783]

**Taschentuch-Behälter**

(Häkelarbeit.)

Material: drellirte Seide oder weißes Häkelgarn; farbiges Seidenzeug.

Wir geben hiermit eine ebenso nützliche, als hübsche zierliche Arbeit, deren Bestimmung, zur Aufbewahrung feiner Taschentücher, ihr einen Platz in dem Kommodenschaf einer

**Gehäkeltes Cylinderhütchen.**

Material: Zephyrwolle in Hochroth und Weiß, Stahlperlen, harter Bindfaden.

Dieses Cylinderhütchen, welches die Abbildung in natürlicher Größe zeigt, ist in Form einer hohen türkischen Mütze über Bindfaden in 2 Farben Wolle gehäkelt. Bei dem uns vorliegenden Original ist der Grund hochroth, der auf dem Deckel befindliche Stern und das untere Fadenrändchen weiß; die Quaste ist aus Stahlperlen gebildet.

Man beginnt von der Mitte des Sternes aus, also mit weißer Wolle, und schlägt 3 Luftmaschen auf, welche man zur Rundung schießt, legt dann den Bindfaden an und häkelt darüber

die 1. Tour — in jede Anschlagmasche 2 Maschen.  
2. Tour — ebenfalls in jede Masche 2 Maschen.

3. Tour — bei dieser Tour legt man die rothe Wolle mit an und häkelt in 3maliger Wiederholung: 1 Masche roth, 3 Maschen weiß; es müssen also bei dieser Tour 12 Maschen zugenommen werden.

4. Tour — auf die 3 weißen Maschen werden stets 2 weiße Maschen gehäkelt, dazwischen 3 rothe Maschen, so daß die einzelnen rothen Maschen der vorigen Tour stets unter der mittelften der 3 rothen Maschen dieser Tour stehen.

5. Tour — auf die 2 weißen Maschen wird stets 1 weiße Masche gehäkelt, dazwischen 6 rothe Maschen.

Hiermit ist der Stern beendet; es wird nun mit rother Wolle weiter gehäkelt und nur noch bei der folgenden Tour zugenommen; alsdann häkelt man noch 9 Touren in gleicher Breite, um den hohen Rand der Mütze zu bilden, und schneidet den Bindfaden ab.

Das untere Rändchen wird mit weißer Wolle an die letzte rothe Tour gehäkelt und zwar an die linke Seite, so daß es auf die rechte Seite der Mütze zurückgeschlagen werden kann.

1. Tour — in jede Masche 1 feste Masche.

2. Tour — (es wird bei dieser Tour in jede Masche der vorigen Tour gehäkelt) — \* 4 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche in die zunächstliegende feste Masche (bei dieser Stäbchenmasche wird 2mal umgeschlagen), 1 kleine Stäbchenmasche, bei welcher man einmal weniger als gewöhnlich durchzieht (schürt), 2 feste Maschen, vom \* weiter.

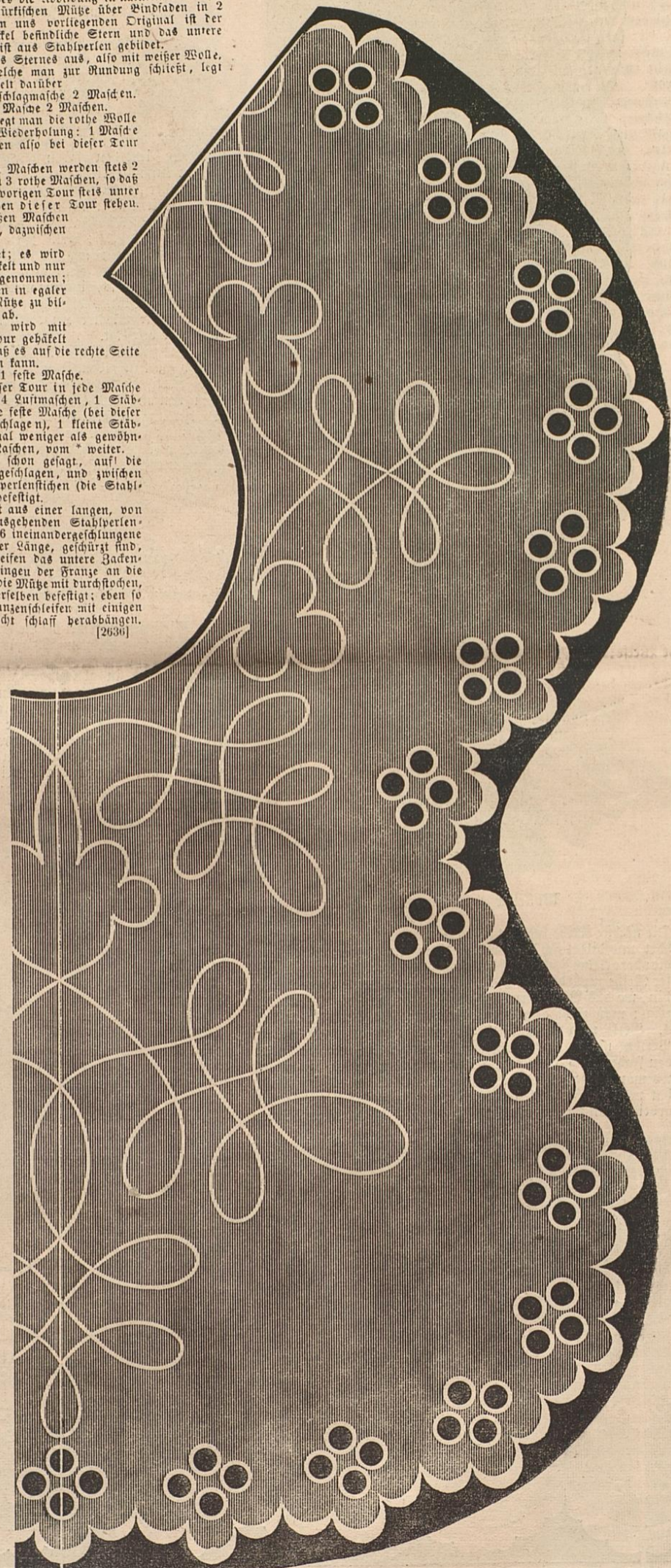
Dieses Rändchen wird, wie schon gesagt, auf die rechte Seite des Hütchens übergeschlagen, und zwischen jeder Bude, mit 2 langen Stahlperlenfäden (die Stahlperlen auf rothe Seide gereiht) befestigt.

Die Quaste besteht zunächst aus einer langen, von der Mitte des weißen Sternes ausgehenden Stahlperlenkette, in deren untere Perlen 6 ineinandergeschlungene Franzenschleifen, von verschiedener Länge, geschürt sind, so daß die beiden mittelften Schleifen das untere Fadenrändchen berühren. Beim Anschlingen der Franze an die große Perlenkette wird zugleich die Mütze mit durchstochen, und so die Quaste an der Seite derselben befestigt; eben so werden auch die beiden oberen Franzenschleifen mit einigen Stichen angeheftet, damit sie nicht schlief herabhängen. [2636]

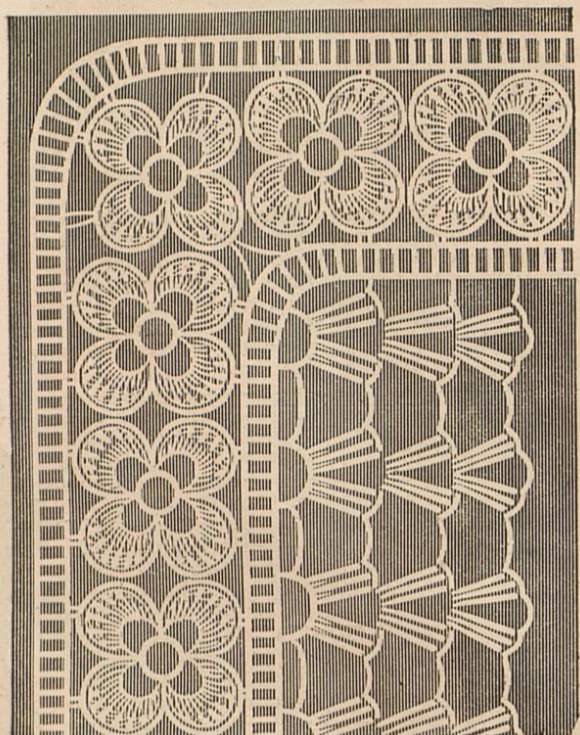
**Taschentuchbordüre.**

(Französische und englische Sticerei.)

Die Ausführung dieses Dessins bietet eine leichte dankbare Arbeit, welche einer einigermaßen im Sticken geübten Hand wohl kaum mißlingen kann. Einige Sorgfalt ist für die in getheilten Sticerei zu arbeitenden Blüthen zu empfehlen; die mittlere Ader der getheilten Blättchen muß sich klar und



Kinder-Lätzchen (1/2 Theil).

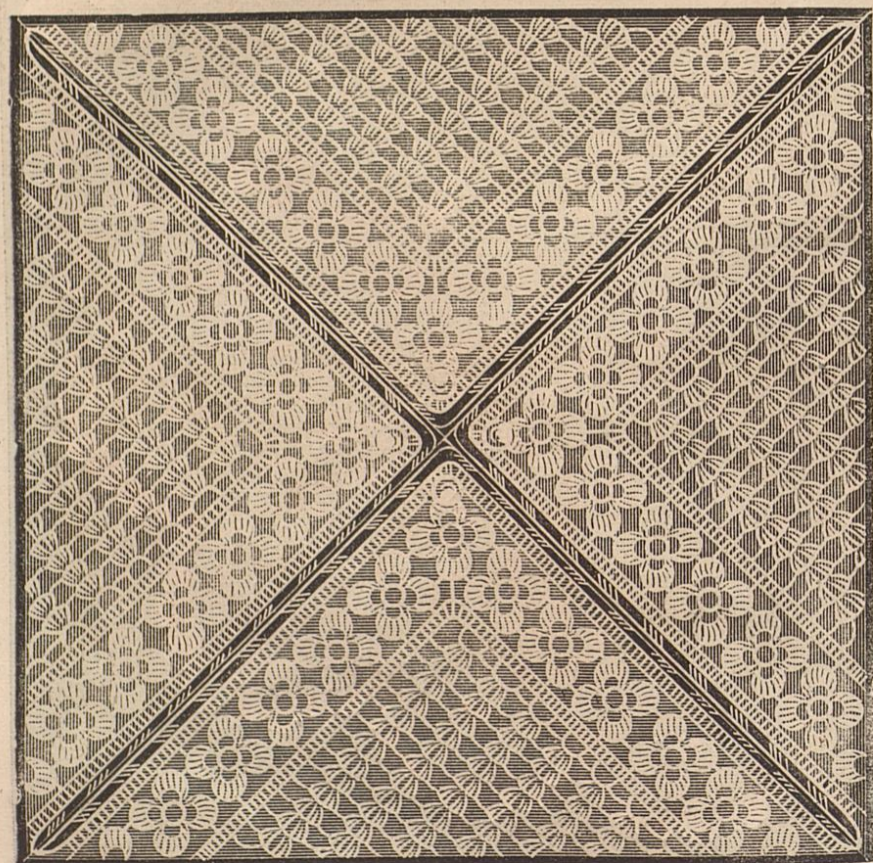


Theil des Taschentuchbehälters (Originalgröße).

Weise, nur mit dem Unterschied, daß man zwischen dem mittleren Muster und dem äußeren Rand zu beiden Seiten anstatt 2 Maschen nur 1 Masche glatt strickt.

Zur Verzierung der einfarbigen Bänder wird durch die Randmaschen des weißen Bandes ein rother Wollfaden, durch die Randmaschen des rothen Bandes ein weißer Wollfaden gezogen, so daß diese Bänder, wie die Abbildung es deutlich erkennen läßt, wie mit einer zweifarbigen Schnur besetzt erscheinen. Die vollendeten 3 Bänder werden an einem Ende kraus zusammen genommen und so aneinander befestigt, dann zu einer flechte lose verschlungen und am unteren Ende derselben in gleicher Weise wie am oberen befestigt. Ueberall, wo in der flechte die äußeren Ränder der verschiedenen Streifen zusammentreffen, heftet man sie mit einigen Stichen zusammen, damit das Gesteht in gleicher Ordnung bleibt.

Die beiden Puscheln, welche die Enden des Shawls zieren, werden aus Zephyrwolle und Mooswolle gefertigt und enthalten alle die zum Shawl verwendeten Farben. Man schneidet von der verschiedener Wolle ungefähr 15 Centimeter lange Fäden (die doppelte Länge der Puschel), nimmt davon



Taschentuchbehälter (verkleinert).

Dame anweist. Der Anblick eines wohlgeordneten, mit Nettigkeit arrangirten Kommodensches ist ein erfreuender und flößt uns unwillkürlich eine gewisse Achtung vor der Eigenthümerin ein. Die äußere Ordnung nehmen wir als Zeugniß für einen geordneten Geist, dessen Walten uns überall dem Schönheitsgenuß und Geschmack bezeugen läßt. Die Zierlichkeit mit dem Nützlichen zu vereinen, liegt ganz im Sinne des Weibes, und diesem Sinne zu dienen fehlt es in jetziger Zeit wahrlich nicht an reizenden Erfindungen, welche den Händen der Damen Gelegenheit geben, für ihren und den Comfort Anderer thätig zu sein.

Der Taschentuch-Behälter, welchen wir heute in Abbildung und Beschreibung geben, ist für Häfelarbeit bestimmt und von sehr einfacher Beschaffenheit. Er besteht aus einem Viereck, ungefähr 27 Centimeter im Quadrat, dessen Ecken in der Weise gegen einander geschlagen sind, daß sie im Mittelpunkt zusammentreffen. Die hierzu gehörige Abdringung giebt eine verkleinerte Ansicht der fertigen Arbeit und einen Theil derselben in Originalgröße. Der gehäfelte Ueberzug des Behälters zeigt ein durchbrochenes Muster, um das farbige, wo möglich seidene Futter hindurch schimmern zu lassen, und besteht in einer aus einzelnen Sternen zusammengefügten Vorderseite, und ein in einfach streifigen Fond. Die Häfelarbeit kann sowohl in Seide als auch in weißem Häfelgarn ausgeführt werden, je nachdem man die Arbeit mehr oder weniger elegant zu haben wünscht. Man beginnt mit den einzelnen Sternen der Vorte und macht dazu einen Anschlag von 8 Maschen vereinigt sie zur Rundung und häfelt an diese 4 Luftmaschenbogen — jeder aus 7 Luftmaschinen bestehend und mit einer festen Masche stets an die 2. Masche der Rundung gefast. In die 7 Luftmaschinen jedes Bogens häfelt man nun folgende Maschen: in die 1. Masche 1 feste Masche, in die 2. Masche 1 Stäbchenmasche, in die 3., 4. und 5. Masche stets 2 große Stäbchenmaschinen, in die 6. Masche 1 kleine Stäbchenmasche, in die 7. Masche 1 feste Masche: die feste Masche der vorigen Tour wird stets übergangen. — Hiermit ist einer der Sterne beendet, deren man so viele häfelt, daß ungefähr 12 aneinander genäht, eine Seite des Vierecks bilden.

Nachdem man diese Sterne am äußern Rand der Blätter zu einer viereckigen Vorderseite zusammengeknäht hat, arbeitet man zu beiden Seiten derselben das auf der Abbildung sichtbare Rändchen und zwar häfelt man zuerst eine Tour Luftmaschinen, wobei man jeden der Sterne stets 2 mal mit 1 festen Masche faßt, wie es die Abbildung deutlich zeigt; über diese Luftmaschinen häfelt man eine Tour Stäbchenmaschinen, stets durch eine Luftmaschine von einander getrennt. An den Ecken muß diese Regel natürlich eine Aenderung erleiden und also bei dem äußern Rändchen zu, bei dem inneren abgenommen werden. Der Fond kann soweit mit der Vorderseite im Zusammenhange gearbeitet werden, daß man ihn nur an 3 Seiten anzunähen hat; er wird reihenweise hin und zurück gehäfelt und zwar auf folgende Weise:

1. Tour — 1 feste Masche zunächst der rechten Ecke der betreffenden Vortenseite; \* 7 Luftmaschinen, 5 Maschen unten liegen lassen, in die 6. Masche 1 feste Masche; 5 Luftmaschinen, 3 Maschen unten liegen lassen, in die 4. Masche 1 feste Masche — vom \* wiederholt bis zu Ende der Reihe, welche mit einem aus 7 Luftmaschinen bestehenden Bogen und einer festen Masche schließen muß; dann häfelt man 7 Luftmaschinen und wendet die Arbeit um.

2. Tour — in den nächsten aus 7 Luftmaschinen bestehenden Bogen häfelt man folgende Maschen: 3 Stäbchenmaschinen, 3 Luftmaschinen, 3 Stäbchenmaschinen, dann als Zwischenraum 4 Luftmaschinen; dann in den nächsten, aus 7 Luftmaschinen bestehenden Bogen ebenfalls 3 Stäbchenmaschinen, 3 Luftmaschinen, 3 Stäbchenmaschinen und so fort. — Zu Ende der Tour häfelt man wieder 7 Luftmaschinen und wendet die Arbeit um.

3. Tour — wird ganz wie die 2. Tour gehäfelt; die 6 Stäbchenmaschinen werden stets zwischen die 6 Stäbchenmaschinen der vorigen Tour gehäfelt, also um die dazwischen liegenden 3 Luftmaschinen. Den Schluß der Tour bilden wieder 7 Luftmaschinen. Man setzt dieses Muster bis zur gehörigen Höhe fort und näht den Fond vollends mit der Vorderseite zusammen.

Man schneidet nun von dem zum Futter bestimmten Stoff ein viereckiges Stück, etwas größer als die Häfelarbeit, überdeckt es mit einer dünnen Lage Watte und durchnäht es so mit Bänderstichen in regelmäßigen Carreaux.

Man schneidet ein zweites Stück vom selben Stoff in doppelter Größe, legt es auf das wattirte Futtertheil, näht es an 3 Seiten mit demselben zusammen und wendet dann das Ganze um. In diesen so gebildeten Beutel schüttet man irgend ein beliebiges pulverisirtes Parfüm und näht beide Theile vollends zusammen. Dies bildet das Futter des Taschentuch-Behälters, welches man nun mit der nicht oattirten Seite (d. h. mit der Seite, welche nicht durchstept ist) auf die linke Seite der Häfelarbeit legt und insgesamt an dieselbe estnäht. Eine passende Schür wird um den äußeren Rand des Ganzen gefest und hierauf die 4 Ecken nach der vorhin angegebenen Weise umgeknäht. Zum Ueberknä-



Spitzen-Barbe (1/2 Theil).

pfen wird auf jede der Ecken ein Knöpfchen, an 2 der Ecken eine Schnüröse befestigt und das zierliche Werk ist beendet.

Ueber die Wahl der Farben haben wir eine bestimmte Angabe unterlassen, mögen die Leserinnen hierin ihrem eigenen Geschmack folgen; wir wollen nur erwähnen, daß wenn man die Arbeit in Seide ausführt, Fond und Vorte in von einander abstechenden Farben sein kann; das Futter würde dann jedenfalls weiß oder grau sein müssen. [2729]

### Kinder-Lätzchen.

Material: weißer Pique oder ganz feiner Shirting; weiße Rize und Stidbaumwolle.

Das hierzu gegebene Muster ist so einfach und verständlich, daß die Ausführung kaum einer besonderen Erklärung bedarf. In Betreff des Stoffes ist aus obiger Angabe zu entnehmen, daß derselbe jedenfalls dicht sein muß; feineres Zeug, z. B. Cambric oder Battist, könnte nur dann zweckmäßig sein, wenn man es doppelt nimmt. — Das innere geschlängelte Dessin des Lätzchens kann eben sowohl mit weißer Rize, als auch mit Baumwolle in Kettenstich ausgeführt werden; auch wäre hier eine rothe Stickerei ganz passend und in diesem Fall türkisches Garn, sowie hochrothe Moos- oder Zephirwolle anzuwenden. Selbstverständlich gehört die gerade senkrechte Linie nicht zum Dessin, sondern deutet nur die Mitte des Lätzchens an.

Das Lätzchen wird hinten herunter, wo es einen kleinen Kragen bildet, mit 3 Knöpfen und 3 Schnürösen zum Ueberknäpfen versehen. [2736]

### Spitzen-Barbe.

Material: feiner Brüsseler Tüll oder schwarzer Seidentüll.

Wir geben hiermit unseren Leserinnen das Dessin und die Anleitung zur Ausführung einer Spitzen-Barbe, welche zwar nicht für sich allein als Kopfsputz, sondern nur zur Vollständigkeit eines solchen zu verwenden ist. Etwas Band oder eine Blume, passend zum Anzug gewählt, bildet in größter Vereinigung mit dieser Barbe einen sehr reizenden Haarschmuck, der für jüngere Frauen besonders geeignet sein dürfte. Das Dessin zeigt etwas mehr als die Hälfte der Barbe, und ist also von der Mitte aus, da wo die Barbe am schmalsten, zu wiederholen. Die Barbe kann, je nach Wunsch, in weißem, so wie in schwarzem Tüll ausgeführt werden. Im letzteren Fall zieht man die Contouren des Dessins mit feiner schwarzer Nähseide nach und füllt theils die Figuren mit Stopfstich, theils läßt man sie klar. Die Ausführung der Barbe auf weißem Brüsseler Tüll ist etwas complicirter; man nimmt hier zum Nachziehen der Contouren feines weißes Glanzgarn, füllt die auf dem Muster ganz dicht erscheinenden Figuren auf die vorhin angegebene Weise mit Spitzenzwirn aus und verzert die übrigen Figuren mit verschiedenen Spitzentüchchen. Den äußeren Rand der Barbe silbri man mit ganz feinem Languettenstich aus, um der Arbeit für die Wäsche etwas Festigkeit zu geben, und setzt kleine Spitzentüchchen (sogenannte Picots) herum. [2739]

### Dessin

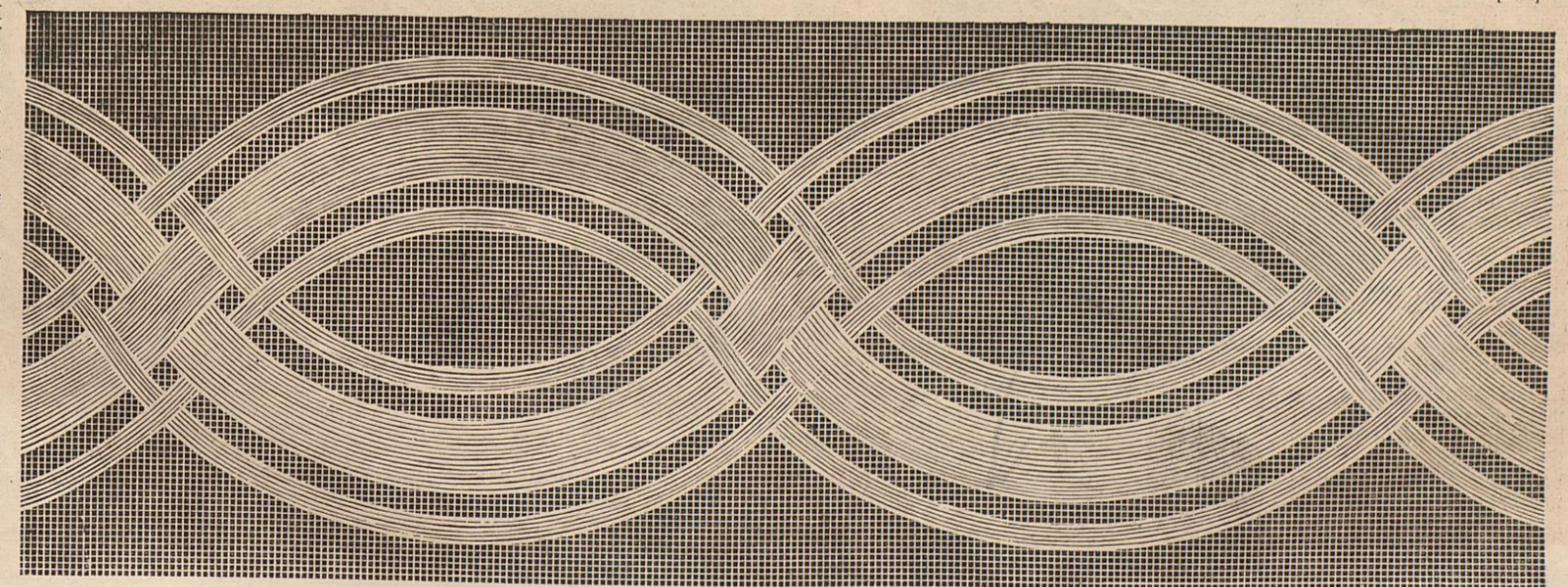
zu Kleider- oder Mantel-Besatz.

Material: schmaleres und breiteres Sammetband od. wollene Borte.

Wie gern sich die Damen jeder Mühe unterziehen um ihrer Toilette mit eigener Hand die Eleganz moderner Ausschmückung zu verleihen, beweisen uns die vielseitigen Gesuche um passende Dessins zu Kleider- und Mantelbesätzen. Uns gewährt es jedenfalls eine Freude, den fleißigen Leserinnen hierin mit Rath und That zur Hand zu gehen, da es ja unser Brinck ist — nicht dem Luxus den Weg zu bahnen — wohl aber Gelegenheit zu geben, durch eigene Geschicklichkeit den Anforderungen der Mode ohne große Geldopfer zu genügen.

Das heute gelieferte Dessin dient zu mehrfacher Anwendung und zwar: zur Verzierung der Mäntel, sei es als Besatz um den Kragen, vorn herunter, oder um die Ärmel; die für diese Saison gelieferten Abbildungen und Beschreibungen moderner Mäntel werden hierzu genügende Anleitung geben. Ferner zur Verzierung der Kindergarderobe, zum Besatz eines Kleides à deux jupes oder à bandes: diese letztere Verzierung ist vorzugsweise beliebt und mit dem vorliegenden Muster in sehr geschmackvoller Weise auszuführen. Auf seidnem oder sehr gediegem Wollenstoff wäre allerdings Sammetband das passendste Material zum Besatz; auf einfacherem Wollen- oder Halbwollenstoff eignet sich besonders plattschnurartig gewirkte Wollenborte und kann man in diesem Falle 2 Nuancen einer Farbe anwenden, nämlich: die breitere Borte etwas dunkler als die schmalere.

Um die Borten in der auf der Abbildung sichtbaren Weise durcheinander schlingen zu können, muß beim Aufnähen der einen Borte an den betreffenden Stellen stets der Raum zum Durchstecken einer andern Borte freigelassen werden. Die Garnitur à bandes an jeder Seite des Rockes wird aus 2, eine Viertelstunde von einander entfernten Besatzstreifen gebildet. Zur Verzierung der Taille, um Schooß und Ärmel dient natürlich dasselbe Dessin. Eine moderne Art Ärmel sind die, welche oben einen kleinen abtendenden Ueberärmel, unten einen breiten Aufschlag haben; diese beiden Theile würden sich durch einen solchen Besatz sehr vorthellhaft auszeichnen. Gemäß erinnern sich unsere Leserinnen bei dieser Angabe an das Modenbild in Nr. 3 des Bazar, welches eine sehr schöne Robe mit Besatz à bandes und den hier erwähnten Ärmeln zeigt. Den Schnitt dieses Kleides bringt das nächste Supplement. [2734]



Dessin zu Kleider- oder Mantel-Besatz.

### Stickerei - Dessin zu einem weißen Mull- oder Tüllkleid.

Material: Mooswolle in Grün,  
Dunkelroth, Kornblumenblau, Stroh-  
gelb, Braun.

Für viele unserer jungen Leserinnen giebt es jetzt gewiß keine angenehmere, interessantere Beschäftigung, als die Vorbereitung zu einem Ballo, und jede Mühe, jede Arbeit, die zur Herstellung einer neuen Balloilette verwendet wird, ist verflüchtigt durch das Gefühl froher Erwartung — auch vielleicht durch die Erinnerung schon vergangener Ballofreuden. Doch die Frage: wie der Anzug zu arrangiren, das Ballokleid zu verschönen sei, ist gewiß keine seltene, und manches Auge späht vielleicht auch in den Blättern des Bazar, um einen Wink, eine sichere Anleitung darin zu finden. — Wir liefern daher heut ein Stickerei-Dessin in natürlichen Farben zu arbeiten, zur Ausschmückung eines klaren weißen Mullkleides oder eines Tüllkleides, und glauben damit besonders willkommen zu sein, da die Ausführung im Verhältniß zu der reichen Eleganz der Arbeit eine sehr leichte und schnelle ist. Das Dessin ist für den oberen Rock eines Kleides à deux jupes bestimmt und kann dieser unterhalb der Stickerei entweder mit einem breiten Saum versehen, oder in großen Festsitzungen languettirt sein. Das Material zur Stickerei ist Mooswolle in den oben angegebenen Farben, bei deren Wahl man auf die Reiztheit derselben bedacht sein muß, da sonst eine noch so vorzügliche Wäsche die Schönheit des Werkes zerstören würde. (Für diejenigen unserer Leserinnen, welche dieses Muster auf noch zarterem, nicht waschbarem Stoff, z. B. Seidentüll ausführen möchten, lassen wir am Schluß der Beschreibung eine besondere Angabe folgen.)

Die Stickerei der Bouquets ist ganz einfach mit schrägem Stielstich den Linien der Zeichnung nach auszuführen, und hat man es auf diese Weise leicht in der Gewalt, die Umrisse der Figuren breiter oder schmaler herzustellen, je nachdem es das Muster angiebt — wie z. B. bei den gezackten Blättern der Kornblumen. Diese werden blau gearbeitet, mit Ausnahme der Kelche, welche natürlich grün sein müssen. Das Strohgelb dient zur Ausführung der Aehren, das Dunkelroth für die mittlere Blume des Bouquets, eine Mohnblume. Stiele und Blätter werden grün gestickt. Bei dieser Art der Ausführung und dem phantastischen Charakter des Musters kann von einer regelrechten Schattirung nicht die Rede sein, doch würde die Arbeit an Ausdruck gewinnen, wenn man die Stiele, sowie die Aehren der Blätter in etwas dunklerem Grün arbeitete, als die äußere Contour derselben; ebenso die innere Zeichnung der Kornblumen und der Mohnblume mit einer dazu gehörigen dunkleren Farbe. Das die Bouquets verbindende Band wird in Modefarbe (2 Nuancen) gearbeitet.

Auf Seiden-Tüll ist dieses Dessin in besonders leichter und eleganter Weise auszuführen; wir weisen hier zugleich auf die im heutigen Modenbericht erwähnten gestickten Seidentüllkleider hin, welche in ähnlichen Dessins, wie das hier gegebene ausgeführt sind. Die Stickerei ist nur ein ganz leichtes Nachziehen des Musters mit starker offener Seide, in der Weise, daß stets sehr lange Stiche lose auf der Oberfläche des Stoffes liegen — je länger und voller die Stiche, je glänzender und schöner der Effect.

[27-81]



Stickerei-Dessin zu einem weißen Mullkleide.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 5. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. februar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VIII. Band.

## Erklärung des Modenbildes. Gesellschaftstoiletten.

## Ein Weihnachtsabend auf dem Dorfe.

Figur 1. Robe von pensée Taffet mit glattem hohen Leibchen. Der Rock und die weiten offenen Aermel sind mit zackig ausgefaltenen schmalen Volants, und in gewissen Entfernungen durch breite, die Volants durchschneidende schwarze Sammetstreifen garnirt. Schwalbenteilet von schwarzem Sammet mit schwarzer breiter Spitze garnirt, Coiffüre ohne alle Bandverzierung; das vordere Haar ist in große, nach rückwärts frisirte Locken arrangirt und das Hinterhaar in einen Apollonknoten geschlungen.

Im Herrenhause zu Heindorf war es seit einigen Tagen lebhaft geworden, die so lange herabgelassenen Rouleaux und geschlossenen Fensterläden waren geöffinet, und nicht mehr im

Stübchen des Castellans allein schimmerte Abends ein Lichtchen; im ersten Stockwerk wälzte um die hohen Fenster der Schmuck blendendweißer Vorhänge, blondlockige Kinderköpfchen drängten sich neugierig an die Scheiben, im Souterrain waltete emsig die Dienerschaft, muthige Rosse wieherten im Stall und versetzten den sonst so still ingrinnigen Pluto so in Ertause, daß er die Kette durch sein wüthendes Geberber, und die Ohren der Menschen durch sein Gebell zu sprengen drohte. Aus den Schornsteinen wirbelten lustige Rauchsäulen in den Winterhimmel empor, Abends blickten eine Reihe erleuchteter Fenster freundlich in das Dunkel hinaus, und die Leute im Dorfe, wenn sie einander begegneten, erzählten sich als wichtigste Neuigkeit: „Die Herrschaft ist angekommen!“

Es war ihnen in der That etwas Neues, die Herrschaft in ihrer Mitte zu haben. Der jetzigen Besitzerin, verwitweten Baronin v. L., war das Gut als Erbe von ihrer Großmutter zugefallen, die es jedoch nie bewohnt, sondern an den Besitzer eines benachbarten Gutes verpachtet hatte, um mit ihrer Enkelin in der Residenz leben zu können. Auch der verstorbene Baron v. L., Husarenrittmeister, welcher bei seiner Verheirathung den Abschied genommen, und durch diese Eigenthümer dieses Landstüchtes

geworden, hatte ihn selten, und stets nur flüchtig besucht, so zu sagen bei Nacht und Nebel, war im Dorfe von einigen Leuten gesehen worden, und andern Tags war er verschwunden.



Figur 2. Robe von braunem Taffet, deren Rock an jeder Seite durch einen zweimaligen Besatz à bandes garnirt ist, welcher (aus gleichfarbiger Seidenborte,) ein Zickzackmuster bildet, je drei und drei Borten vereinigt zeigt, die durch Rosetten von Posamentirarbeit geschlossen sind. Die Verthe des glatten halbhohen Leibchens ist auf dieselbe Weise verziert und fällt auf die sehr kurzen saltigen Aermel so weit hinab, daß nur der an diese sich anschließende weiße Füllpuff sichtbar bleibt. Coiffüre ähnlich der von Figur 1, nur durch den Schmuck der Perlen von jener sich unterscheidend.

Pariser Moden.

So erzählten die Leute auch von ihrem Herrn, daß, als er den Militärrock ausgezogen, und der Gatte einer schönen, reichen Frau geworden, er ein ganz Anderer gewesen sei als sonst, wo er als Leutnant mit der Herrschaft des benachbarten Gutes manchmal zur Kirmes herübergekommen war und mit den Bauernmädchen getanzt hatte, die den schmucken Leutnant sehr hübsch fanden und des Häusler Schmidts Ann Marie beneideten, die er öfter als alle andern zum Tanz aufforderte.

Lieber Gott, wie war das Alles anders geworden; seit einem Jahre und länger war der Baron gar nicht mehr in's Dorf gekommen, denn er war todt, der Häusler Schmidt war ein alter kindischer Mann, dem es jetzt recht schlecht ging, denn die Ann Marie, seine Tochter, war seit Jahren schon im Kopfe nicht recht richtig, und ihr Sohn, ein frischer, geweckter Junge von 10 Jahren, der einzige Vernünftige im Hause; alle Leute im Dorfe hatten den blonden Karl gern, den armen Knaben, den ein hartes Schicksal zwang, der Aufseher und Pfleger Derer zu sein, die ihn beaufsichtigen und pflegen sollten. Bald nach des Kindes Geburt (der Baron L. hatte sich damals gerade mit der reichen Banquierstochter Sidonie R. verlobt) war ein Doctor aus der Stadt zur Ann Marie gekommen, bei dessen Eintritt sie, sei es aus Schreck oder geäußelter Erwartung, zu Boden fiel, mit dem Kopf gegen den Bettposten schlagend, wodurch ihr Gehirn wohl gelitten haben mochte, denn auf des Doctors Fragen führte sie befremdliche Reden, und als der gelehrte Mann das Dorf verließ, erfuhr die Leute, die schöne Ann Marie sei im Kopf nicht richtig, man müsse auf ihre Neben nichts geben und ihr nichts glauben. — Die Leute glaubten und sprachen so viel sie wollten, und ließen die Sache gehen wie sie wollte, denn Ann Marie wurde Niemandem zur Last — es war nie Mangel im Hause, bis vor einem Jahre mit dem Tode des Gutes in der kleinen Hütte des alten Schmidts die Armut sich zu dem geistigen Elend gesellte. Niemand hatte mehr geklagt um den Tod des gnädigen Herrn, als der blonde Karl — er hätte gern seine guten Kleider und seine guten Bissen mehr gehabt, wenn ihn nur noch jemand wieder so hätte streicheln wollen wie der gnädige Herr — nur von seiner Mutter wollte der Karl nicht gestreichelt sein, ja kein Zureden, keine Strafe brachte ihn dazu, sie als seine Mutter anzuerkennen.

Das Herrenhaus des Dorfes, in welchem unsere Erzählung spielt, liegt mitten in einem großen Park, welcher sich bis zum Flusse hin erstreckt, die Wurzeln seiner herrlichsten Eichen in den Wellen des Meerz babet. Die Kunst des Gärtners hat dem Blick Wege gebahnt von den Fenstern des Schlosses bis zu dem Silberband des Flusses, so daß man selbst bei Sommerszeit durch die gelichteten Kronen der grünbelaubten Bäume weiße Segel vorübergleiten sieht. Durch des Winters rauhe Hand war der grüne Vorhang jetzt ganz herabgezogen, und die nackten Baumstämme bildeten nur noch ein durchsichtiges Gitter, jenseits dessen der Strom mit seinen winterlich kahlen Ufern, rechts die Kirche, links die Häuser des Dorfes sichtbar waren.

Heut am Weihnachtsabend hatte sich der Himmel mit einem dichten Schleier grauer Wolken überzogen, als sei er der Meinung, die Erdbewohner bedürften seiner Sterne nicht; und das Zimmer des Schlosses, in welchem der Christbaum brannte, Glück und Befriedigung auf den Gesichtern der Besucher leuchtete, bot in der That ein so freundliches Bild, daß eine solche Voraussetzung wohl begründet erschien.

Welche von den Augen, die diese Zeilen lesen, hätten nicht schon den Weihnachtsbaum im dunklen Zimmer schimmern sehen, noch nicht die zauberhaften Gegenstände, die wir „Weihnachtsgeschenke“ nennen, geschaut? So wird denn auch das Bild des Christabends im Schlosse zu Heindorf den Leserinnen ein bekanntes sein. Die goldenen Nessel und Nüsse, die Gold- und Silberneze des Christbaums, das Zuckerwerk und das Spielzeug — Kausläden, Kichen, Theater, Schäfereien, Trockenpläke, Silberbücher und Puppenstuben — all diese Herrlichkeiten, welche die Kinder wohlhabender Eltern vom Christkinde zu empfangen pflegen, waren auch für die drei kleinen Mädchen der Baronin um und auf den Weihnachtstisch aufgebaut.

Die Domestiken hatten mit ihren Gaben sich entfernt, und während Anna, Emma und Libby die empfangenen Schätze im seligen Rausch der ersten Bestaune muftern, wollen wir einen prüfenden Blick auf die drei Frauen gestalten werfen, welche, an einem von Lampen erhellen Tisch sitzend, an der Freude der Kinder in verschiedener Weise Antheil nahmen.

Die Baronin Sidonie v. L., eine schlaffe, jugendliche Gestalt in schwarzem Seidenkleide, sah, den Kopf in die Hand gestützt, mit trübem Lächeln dem Spiel der Kinder zu. Das schöne kastanienbraune Haar umrahmte, fast nachlässig geschwänkt, ein Gesicht, dessen weichen Zügen ein tiefer Schmerz seine Spuren eingebrudt.

Die Baronin Sidonie von L. — war ein vom Glück verwöhntes Kind, wenn es Glück genannt werden kann, daß sie, früh schon eine vater- und mütterlose Waise, von einer reichen, zärtlichen Großmutter erzogen ward, welche im Leben jeden ihrer Wünsche erfüllte, und bei ihrem Tode die erst 16jährige Entelin als alleinige Erbin eines großen Vermögens zurückließ. Jedensfalls aber war es Glück, welches das unersahrene, vielbegehrted Mädchen unter ihren zahlreichen Freiern einen Mann finden ließ, der, wie auch sein früheres Leben gewesen sein mochte, sie innig liebte, wahrhaft beglückte und an dessen Seite sie Jahre ungetrübt zufriedenheit genoß.

Sidonies ganzes Leben war von der Art gewesen, daß sie Worte, wie „Entsagen“, „Entbehren“ nur dem Klange nach kennen gelernt, ohne deren Bedeutung am eigenen Herzen zu erproben. Kein Wunder, daß der erste Schlag des Schicksals, welcher ihre Seele aus der süßen Gewohnheit des Glücks auftrüttelte: der Tod des Gatten, sie gänzlich niederschmetterte und sie blind machte für jedes Glück, das ihr noch geblieben. Sidonie war durch ihre Erziehung zu einem jener gutmüthig selbstsuchtigen Wesen herangebildet, welche, ohne eigentliche Geringschätzung gegen Andere, sich selbst stets und überall als die Einzigen und Ersten betrachten, weil dieser Glaube ihnen, wie gesagt, durch Erziehung und Verhältnisse beigebracht worden.

Die Baronin L. — war gutherzig, wohlwollend und freundlich gegen Untergebene, immer lebenswürdig gegen Gleichgestellte, doch ihr bisher so ebener Lebensweg, welcher keinerlei Anstrengung von ihr gefordert, hatte ihr Nachdenken

eingeschliefert und sie gewöhnt, den Kreis, in dem sie sich froh und glücklich bewegte, als die Welt zu betrachten. Wie so manche im Ueberfluß erzogene, durch Liebe verzoogne Menschen hatte sie eine Scheu vor dem Anblick des Unglücks, des Elends, der Armut; sie gab Almosen Dem, der sie darum ansprach, aber wohlthätig war sie nicht; sie hatte die kalte, fremdliche Indifferenz derer, welche im Schooß des Reichthums aufwachsen ohne verständige Leitung. Mit dem Eigenthum eines verärrtelten Kindes klammerte sie sich fest an den ersten und einzigen Schmerz ihres Lebens, für den es, wie sie meinte, keine Linderung gebe. Hätte sie mit offenem Auge ihre Kinder betrachtet, die holseligen Engel ihres Lebens, oder hätte sie ein Auge gehabt für den schwerer leidenden Theil der Menschheit, so müßte sie zu der Erkenntniß gekommen sein, daß es zwei reiche Quellen gebe, welche ihr Herz mit Glück zu sättigen im Stande seien: Mutterliebe und Wohlthätigkeit.

Diese und ähnliche Gedanken schienen das Gemüth der zweiten Dame zu bewegen, welche, der Baronin gegenüber sitzend, diese zuweilen mit einem Blick warmer Theilnahme betrachtete. Fräulein Louise, die Erzieherin der Kinder, ein nicht mehr jugendliches Mädchen mit starken, aber angenehmen Gesichtszügen, klugen grauen Augen und ebenmäßiger, fast imponirender Gestalt, hatte in ihrem Wesen jene klare Sicherheit, die bei Personen, die mit den Verhältnissen zu kämpfen genöthigt waren, sich um so entschiedener ausbildet gegenüber unfertigen Charakteren, die, wie die Natur der Baronin, zur Bevormundung und mütterlicher Ueberwachung herausfordern. Fräulein Louise war erst ein halbes Jahr im Hause der Baronin, hatte jedoch bereits einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe erlangt und war fast der Abgott der Kinder geworden, die, bei der Mutter selten oder nie Theilnahme für ihre kindlichen Leiden und Freuden findend, der Gouvernante die ganze Last stürmischer Liebe aufbürdeten, deren ihre jungen Herzen fähig waren.

So mußte denn auch heut „Fräulein Louise“ alle Bewunderungsausbrüche der Kleinen theilnehmend anhören, alle Fragen beantworten, Bilder erklären, Puppen wiegen und kleiden, mühe Rathschläge geben für Kiche und Wäsche, für Kramläden und Theater und sie that alles Begeherte und mehr noch mit der lebenswürdigsten Bereitwilligkeit.

Unterdesen war es 6 Uhr geworden — die Lichter des Christbaums waren längst aus gelöscht und hatten den großen Lampen allein die Beleuchtung des Zimmers überlassen, die kleinen Mädchen saßen, mit ihren Puppen kosend, und über diese theuersten Kleinode endlich alle andern Schätze vergessend, auf niedrigen Fußbänken. Die Baronin war aufgestanden und ans Fenster getreten; der Mond, bisher durch schwere Wolken verbunkelt, hatte sich fast ganz befreit, und goß seinen vollen Schimmer über die winterliche Landschaft. Soeben begann das Glöckchen vom Kirchturm zu läuten, und die Fenster des Gotteshauses traten leuchtender hervor aus dem Dunkel.

„Ich werde in die Kirche gehen, gnädige Frau“, sprach „Fräulein Louise“, durch den Ton des Glöckchens an ihren Vorfuß gemahnt, „ich freie mich auf den Weg dahin, wie auf den Gottesdienst selbst; bin gestern bei Tage schon durch das Dorf dorthin gegangen und finde mich vollkommen zurecht bei dem hellen Mondlicht.“ — Bald bin ich zurück.“

„O, nehmen Sie mich mit, Louise“, fiel Sidonie ihr fast ins Wort — „gewiß, im Freien wird mir besser — der Lärm und die Freude der Kinder heut, an dem Tage, wo Fedor, mein theurer Gatte, seinen letzten Athem aushauchte, ist mir fürchterlich“, fuhr sie leiser fort, „und die Kirche wird mir wohlthun, bin ich auch lange in keiner gewesen. Kommen Sie, kommen Sie; Jenny mag bei den Kindern bleiben bis zu unserer Rückkehr.“

„Wer wird mich denn ankleiden?“ flüsterte Anna leise dem „Fräulein Louise“ ins Ohr, ehe diese sich entfernte. „Jenny“, war die eben so leise Antwort, „habe keine Sorge, ich werde ihr alles Nöthige auftragen.“

Ein schöner, obgleich etwas stürmischer Winterabend empfing unsere Kirchengängerinnen, als sie aus dem Portal des Schlosses ins Freie hinaus traten, doch waren ihre warmen Hüllen mehr als hinreichend, der Kauhheit des Wetters zu trotzen. Ein gelinder Frost hatte den Weg durchs Dorf sauber und einladend gemacht, und so war es dieser, welchen die Damen ohne Bögren betraten; eine erwartungsvolle, heilige Stille ruhte über dem Dorfe, es war, als triege das Säusen des Windes, welcher hier nur die kahlen Häupter der Bäume schüttelte, noch dazu bei, diese Stille zu vermehren. Eine lange Zeit gingen Sidonie und Louise schweigend neben einander her, dicht vorüber an den Häusern und Hütten, in denen, vom Schein eines matten Lichtes erhellt, hier die Bewohner zum Kirchgang sich rüsteten, dort die zitternde Hand einer greifen Großmutter dem Christbaum die dünnen Wachslichter anklebte, welche in Kurzem das Auge des Entels zu erfreuen bestimmt waren. Väter, mit kleinen Kindern auf dem Arme, während die größeren sich an die Zispel seines Rockes festhielten, schritten der Kirche zu, und überließen den Frauen zu Hause die Sorge, Alles fertig zu halten für die Bescheerung, und ein gutes Abendbrod herzurichten.

„Es war wohl recht thöricht, Louise“, unterbrach Sidonie das Schweigen, „daß ich Ihren Vorstellungen nachgab und mich entschloß, auf dem Lande, in dieser Abgeschiedenheit zu wohnen; das Geräusch und Gewühl der großen Stadt peinigte mich, aber wird es diese Stille nicht auch thun —? und zumal dieser fürchterliche Tag, dieser Weihnachtsabend! Wenn Andere das Geburtsfest Christi feiern, begehe ich ein Todtenfest!“

Es lag fast ein Vorwurf für Louise in diesen Worten, denn sie allein hatte durch ihre Vorstellungen bewirkt, daß der Weihnachtsabend nicht als Todestag des Vaters, sondern als Geburtstag des Heilandes im Hause gefeiert wurde; doch „Fräulein Louise“ war — eine Gouvernante — im besten Sinn des Wortes, und ließ folglich auch hier die Gelegenheit nicht vorübergehen, die von ihr wahrhaft geliebte Mutter ihrer Zöglinge an die Forderungen zu mahnen, welche das Leben an sie zu stellen habe.

„Theure Frau“, begann die Erzieherin mit den warmen Tönen des Herzens, welche ihren Weg zum Herzen, in das zu bringen sie bestimmt waren, fast nie verfehlten: „Sie sind Ihren Kindern nicht nur Liebe, Sie sind ihnen Heiterkeit schul-

dig und Theilnahme an ihren Interessen. Sie haben viel verloren, doch nicht Alles. Verwenden sie nicht die Kraft Ihres Herzens an den Schmerz, während die Mutterliebe diese Kraft von Ihnen fordert.“

„Meine Kinder lieben Sie mehr als mich,“ entgegnete sie traurig.

„Weil Sie kein Ohr für ihr Geplauder, für ihre Fragen, fesseln eine Liebesojung für ihre kindliche Zärtlichkeit haben. Ich sehe fast wie eine Räuberin an Ihrem Hausaltare, ohne es zu wollen, durch Ihre eigne Schuld, gnädige Frau! Sie meinen dem verlorenen Kleinod Ihres Lebens nach, und überlassen den reichen Schatz, der Ihnen geblieben, gänzlich der Obhut Anderer — ja, mehr noch, Sie verschonen gleichgültig diesen Schatz, die Liebe Ihrer Kinder, welcher Ihnen Ersatz geben könnte für das, was Sie verloren. Bringen Sie der Mutterliebe den Schmerz der Gattin zum Opfer, versuchen Sie, Ihren Kindern zu Liebe heiter zu sein, denn nur durch die Heiterkeit ihrer Umgebung kann den Kindern der volle Genuß des Jugendglüces zu Theil werden. Ich weiß, Sie haben die Kraft, so bald Sie nur versuchen. Begannen Sie doch schon ihr Opfer damit, Ihren Kindern den Weihnachtsbaum zu schmücken an dem Tage, welcher die traurigste Erinnerung Ihres Lebens birgt, — das ist keine Profanation, es ist die schönste Verklärung, die Sie Ihrer Trauer geben können. Sprossen doch Blumen aus allen Gräbern, soll das Grab Ihres im Leben so heitern, menschenfreundlichen Gemaltes stets eine öde Stätte bleiben, auf welcher keine Blüthe der Freude mehr keimt?“

Sidonie sah der erregten Sprecherin eine Weile still ins Auge, das trotz dem bleichen Licht des Mondes doch von liegender Wärme strahlte, und erwiderte, Louises Hand drückend: „Sie sind ein sehr verständiges Mädchen, nur etwas zu verständig — Sie kennen wahrscheinlich den Schmerz nicht, und wollen daher dem meinen sein Recht nicht gönnen; — aber in Bezug auf die Kinder mögen Sie Recht haben — ich will versuchen, heiter zu sein.“ Je weiter unsere Spaziergänger vorwärts schritten, um so deutlicher drang der Gesang der Gemeinde aus der nahen Kirche an ihr Ohr, und als sie das Ende des Dorfes erreicht, stand das Gotteshaus vor ihnen, und schien mit seinen erleuchteten Fenstern die Freudenbotschaft von der Geburt des Heilandes in die schweigende Nacht hinauszustrahlen.

Auf der freien Höhe angelangt, von wo aus die Kirche den Strom überschaut, standen unsere abendlichen Pilgerinnen eine Weile still und nahmen den Eindruck der Natur in Auge und Herz auf: Sidonies Herz begann höher und freier zu schlagen, das Geplätscher der Wellen im Fluß unten, auf denen das Bild des Mondes sich schaukelte, das Rauschen des Windes, der ganze Ernst dieser Nachtfeier sprach zu ihrer heut so empfänglichen Seele so mahnend und eindringlich, so beruhigend und tröstend zugleich, daß sie nicht müde werden konnte, diesen Stimmen zu lauschen.

Eine ältliche Frau, etwas geblüht, in kurzen Mäntelchen, mit dem Gesangbuch in der Hand, ging eben langsamen Schrittes der Kirche zu, mit zitternder Stimme den Vers singend, welchen so eben die versammelte Gemeinde, von den Klängen der Orgel begleitet, anstimmte:

„Er ist auf Erden kommen arm,  
Auf daß er unser sich erbarm,  
Uns in dem Himmel mache reich  
Und seinen lieben Engeln gleich!“

Sidonie und Louise folgten der Bäuerin in die Thür des Gotteshauses und blieben am Eingang stehen, da die dicht gedrängte Menschenmasse ihnen bei ihrer Unkenntniß der Lokalität ein weiteres Vordringen, und das Auffinden der herrschaftlichen Loge unmöglich machte. An jedem anderen Tage hätte der Eintritt zweier Damen in die Kirche, wo außer der Frau und Schwester des Kantors fast nie eine Dame gesehen wurde (der Prediger wohnte im benachbarten Dorfe), Aufsehen erregt, heut aber ging ihr Erscheinen unbemerkt vorüber, weil die Gestalten der in dem Gange stehenden Männer sie den Blicken der Gemeinde verbargen.

Glücklich, endlich einen beschränkten Sitzplatz erobert zu haben, um ihn der Baronin überlassen zu können, blieb Louise neben dieser stehen, überließ sich der Betrachtung des dürftigen Gotteshauses und — baute Luftschlöffer. Vielleicht denken hier die Leserinnen — Luftschlöffer bauen könne und dürfe nur die Jugend und Fräulein Louise, die Gouvernante mit der erntten, gefurchten Stirn, sei dazu viel zu alt. Urtheilt nicht zu rasch, ihr Lieben; die Luftschlöffer, die Fräulein Louise baute, waren — Klein-Kinder-Bewahranstalten und Krankenhäuser, Armenschulen und Institute für Verwahrloste. In Louises Herzen brannte ein Funken der Liebe Christi, welcher mit den Zöllnern und Sündern zu Tische saß, und den Verlorenen und Ausschätzigen Trost und Heilung zu bringen sich sehnte. Sie hatte von dem Aufenthalt auf dem Lande der Baronin als von einem Eldorado geträumt, denn sie hoffte das jugendlich weiche Herz der Dame, das durch den Einfluß steten Wohllebens nur gefühllos geworden für die Interessen der Menschheit, sie hoffte dieses Herz für das Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen zu erwärmen und das um so leichter und sicherer hier, wo Sidonie in den Bedürftigen zugleich ihre Unterthanen sehen mußte.

Mit sehr verschiedenen Gefühlen weilten die beiden Frauen in dem kleinen Gotteshaus, wo jetzt die Stimme des Predigers nur in einzelnen Worten zu ihrem Ohr drang, weil die Kinder, wie im Bewußtsein, daß dieses Fest ihnen gelte, durch allerlei articulirte und unarticulirte Freudenlaute dem Redner und allen Anderen beweisen zu wollen schienen, daß es heut ihre Sache sei, mit ihren jauchzenden Stimmen und leuchtenden Gesichtern die Botschaft in alle Welt hinauszurufen: „Ans ist heute der Heiland geboren!“

Sidonie fühlte sich fast gedrückt durch die Beschränkung, die armselige Einfachheit der Kirche, die Dirftigkeit der ganzen Umgebung, und bereute aus der Freiheit der Natur in diese drückende Atmosphäre getreten zu sein. Ihren Augen blieb die Poesie des Ortes verbüllt. Sie fand in ihrem Innern keine Berührungspunkte mit diesen Menschen allen, die einer ihr fremden Welt anzugehören schienen. Die Todtenkronen, deren verblühene Bänder in langen Reihen von den weiß getüncheten Wänden herabwebten, erzählten ihr keine Geschichten von verfunkenen Generationen einfacher Menschen, welche hier geboren wurden, lebten und starben, ge-



bannt an die Scholle, welche sie pflügten, wie die Blumen und Bäume, die mit ihnen kamen, wuchsen und vergingen.

„Sehen Sie die vielen zerkümmerten Kinder, gnädige Frau,“ flüsterte Louise Sidonien ins Ohr. — „Wenn Gott will und Sie wollen, soll es über's Jahr anders sein“ — fügte sie mit einem warmen, bittenden Blick hinzu und wollte eben in der Angelegenheit ihres Herzens weiter fortfahren, als die Thöne eines seltsamen Gesanges, die Rede des Geistlichen unterbrechend, sich vernehmen ließen.

„Mein Lieb, wie sind Deine Augen so blau,  
Sie leuchten so froh, so selig;  
Dem Morgen gleich, der den nächtlichen Thau  
Der Thranen trocknet allmählig.“

Der unberufenen Sängerin war es zwar nicht vergönnt, die Strophe zu Ende zu singen, sondern der Schluß derselben löste nur in Sidoniens Herzen nach, die geisterbleich und zitternd den schauerlich kindischen Klängen gelauscht. — Louise, erschreckt durch die auffallende Veränderung im Wesen der Baronin, schrieb ihr Nebelbefinden der Hitze zu, und trug die Leidende mehr als sie führte zur Thür hinaus ins Freie.

Dieses Lied — Louise — wer kennt dieses Lied — es ist ein Lied, das Jedor gedichtet und in Musik gesetzt, ohne Verse noch Melodie jemals aufzuschreiben — es ist nicht möglich — es mußte eine Vision sein — hörten Sie es denn auch?“

Louise, die heftig erregte Frau unterstützend, wollte so eben bejahend antworten, als von der andern Seite der Kirche her ein verummirtes Weib auf die beiden Damen zuschritt, deren unheimliche Erscheinung für den Augenblick jede Antwort unterbrückte. Ueber den Kopf, von welchem das Haar in losen Strahlen weit ins Gesicht herabhing, hatte sie ein großes Tuch geschlagen, das zugleich den Oberkörper verhüllte und nur noch einen Theil des Halses sehen ließ; ein Knabe, ärmlich gekleidet, versuchte sie fortzuziehen, indem er drohend rief:

„Wenn Ihr nicht kommt, Ann Marie, sage ich's dem Büttel und er steck' Euch ins Loch!“

„Schenkt der schönen Ann Marie ein Groschen,“ redete das Weib Sidonien an, ohne den Drohungen ihres jugendlichen Mentors Gehör zu geben. „Die schöne Ann Marie will ihrem Sohne zum heiligen Christ einen rothen Rock kaufen, einen Federhut und blaue Sporen, wie sein Vater hatte. . . Schenkt der schönen Ann Marie ein Groschen. . . gute Dame. . . Sei ruhig, Jedor, mein Sohn. . . heut ist Christnacht. . . wo artige Kinder von ihrer Mutter bescheert bekommen. . . vom Vater auch. . . Federhut und Sporen. . . ja, ja!“ und die Sprecherin kicherte in sich hinein.

„Ich bin nicht Euer Sohn, will nicht Euer Sohn sein, nicht Euer Jedor — Karl heiße ich, wie viel hundertmal soll ich's Euch noch sagen!“ fuhr der Knabe heftig auf. „Ich habe zwar keinen Vater und keine Mutter, aber für so eine Mutter, wie Ihr seid, will ich lieber gar keine! Glauben Sie ihr nicht, gnädige Frau, sie ist nicht meine Mutter, sie ist die verrückte Ann Marie, weiter Nichts. — Wäret Ihr vernünftig gewesen, Ann Marie, und hättet mich in Frieden in der Kirche gelassen, weil das doch meine einzige Freude ist zum heiligen Christ, so hätt' ich Euch einen schönen Honigkuchen und Kefel gegeben, die mir der Großbauer gestern geschenkt hat, als ich ihm sein durchgegangenes Pferd wieder heimbrachte, aber nun kriegt Ihr Nichts; warum lauft Ihr mir nach bis in die liebe Kirche, und lauft da an zu singen, daß ich hinaus muß und Euch nun wieder fortjagen. . . Ihr solltet Euch schämen, Ann Marie, einem armen Jungen, der's gut mit Euch meint, seine einzige Freude zu vergällen!“

Rast weinend hatte der Knabe seine Rede beendet, welche im Verein mit den Worten der Irrenmühen einen Sturm in Sidoniens Herzen heraufbeschwor, den der zarte Körper nicht zu ertragen vermochte. Mit Hilfe des kleinen Karl, der sich zarter und anstelliger zeigte, als man nach seiner Jugend und seinem dürftigen Aussehen hätte glauben sollen, trug Louise die Ohnmächtige in das naheliegende Haus des Cantors, wo ein bequemes Ruhebett sie aufnahm, und fremdliche Hände für ihre Wiederbelebung sich bemühten.

„Ach, die gnädige Frau Baronin ist's,“ sagte Karl, der von dem eben aus der Kirche zurückgekehrten Cantor den Namen gehört — „dacht' ich's doch — wer könnte denn sonst auch so schön sein —“ und neben dem Sopha niederknieend, küßte der Bauernknabe den Saum ihres herabwallenden Kleides, und schaute ihr mit thränenden Blicken in die eben sich öffnenden Augen.

„Ach, gnädige Frau,“ sprach er mit leiser, oft von Thränen unterbrochener Stimme, „weil Sie des guten seligen gnädigen Herrn gnädige Frau sind, so muß ich Ihnen noch danken für alles Gute, das er an mir gethan hat und an uns allen Dreien. Wenn er noch lebte, würde es uns wohl besser gehn, wir könnten dann wieder eine Magd halten und ich könnte in die Schule gehn, wie sonst.“ Hier stockte des Knaben Stimme und er brach in lautes Weinen aus.

„Der gnädige Herr haben diese arme Leute stets besonders unterstützt, und ihnen durch den Castellan Lebensmittel und Geld zuschießen lassen,“ erklärte der Cantor in einiger Verlegenheit der Baronin, deren ganze Seele in die Augen gebannt zu sein schien. „Jetzt freilich, seit des Herrn Barons Tode, leben die Leute auf Gemeindefosten, und da geht's ihnen nicht sonderlich — natürlich — die Gemeinde hat so viel armes Volk zu erhalten, daß die wenigen Wohlhabenden nicht aufhören dürfen zu geben. Uebrigens ist der Karl ein braver Junge, der beste in der Schule und wenn Gw. Gnaden etwas für ihn thun wollten, so . . .“

Sidonie unterbrach hier den Sprecher durch die Bitte, sie mit dem Knaben allein zu lassen, und selbst Louise, welche wohl kaum sich gemeint fühlen konnte, entfernte sich mit der Familie des Cantors in ein Nebenzimmer.

„Wer bist Du, Kleiner?“ fragte nun Sidonie, die Hand des Knaben, welcher weinend an ihrer Seite stand, fassend.

„Der Häusler Schmidt ist mein Großvater,“ antwortete Karl; „ich wohne bei ihm, und die — die — Ann Marie auch.“

„Wer ist denn Dein Vater?“ fragte leise Sidonie.

„Ich habe keinen Vater. —“

„Keinen Vater?“

„Nein; manche Leute sagen — nehmen Sie es nicht übel, der Herr Baron soll mein Vater gewesen sein, aber so dumm bin ich nicht, das zu glauben, wie käme ich armer Junge zu so einem Vater, und wenn er mir auch manchmal die Baden freischelte und sagte: „Karl, mein lieber Sohn!“ so ist das

doch weiter kein Beweis; der Herr Cantor hat mich schon oft „lieber Sohn“ genannt; aber von dem gnädigen Herrn Klang's schöner — wenn ich's noch einmal von ihm hören könnt, wollt' ich zeitweilig nicht mehr in die Schule gehn, so gern ich's auch thue.“

„Karl, mein lieber Sohn!“ diese Worte des Kindes hallten lange nach im Herzen der schweigenden Sidonie — sie hatte diese Worte, dieselben Worte schon gehört; sie hatte sie gehört am Sterbebette ihres Gatten in seinen Fieberphantasien. Sidonie hatte seinen innigen Wunsch, einen Sohn zu besitzen, mit diesen Worten in Verbindung gebracht — daß diese Liebföschung einem wirklich lebenden Wesen galt, hatte sie nie geahnt, sonst würde sie auch den letzten Ausruß ihres sterbenden Gatten „Sei ihm eine Mutter!“ zu deuten gewußt, oder mindestens zu deuten versucht haben. —

Sidonien's Empfindungen zu beschreiben, wäre unmöglich; der Strom eines neuen Lebens hatte sich Bahn gemacht in das abgeschlossene, eng begrenzte Reich ihres Herzens, und überfluthete und durchströmte ihr ganzes Wesen mit seinen heilbringenden Wellen.

Von einem unwidderstehlichen Zuge getrieben, schloß sie den Knaben in ihre Arme und sagte: „den Vater kann ich Dir nicht zurückgeben, eine Mutter aber sollst Du in mir haben.“

Hätte der Himmel sich auf die Erde gesenkt, das verlassene Kind hätte nicht seliger verwundert sein können, als er es war, da die Liebe, die Mutterliebe ihm aus den Augen der schönen jungen Frau lächelte, die ihm als der Inbegriff aller Vollkommenheit erschien.

Für heut wurde der blonde Karl und seine geisteschwachen Angehörigen nach der Sorgfalt des Cantors anempfohlen, und Sidonie, von einem nie gekannten Gefühl gehoben, schritt an Louisiens Arm dem Schlosse zu. Es war unnöthig, ihrer Begleiterin den Zusammenhang ihrer Entdeckungen in Worten mitzutheilen, denn Louise errieth ihn, und fühlte zugleich mit schöner, uneigennütziger Freude, daß die Gabe des Himmels, welche dieser Weihnachtsabend der Baronin gebracht, sie inniger mit der Menschheit verwebte, ihr Herz mehr für ihre Leiden und Freuden empfänglich machte, als alle Ermahnungen, Bitten und Beispiele. Noch nie hatte Sidonie ihre Kinder so innig geliebt, als jetzt, noch nie hatte sie es so mit Wärme empfunden, reich zu sein, und in ihrem Reichthum die Mittel zu besitzen, ihre Wähter und — ihren Sohn — zu glücklichen Menschen zu machen, als jetzt. Der Schmerz, welcher so lange ihre Seele mit ehernen Ketten an die Erde gebannt hielt, war von ihr genommen, gleichsam in hebre Fernen entrückt, um sie von dort als Stern zu grüßen, und in ihr Herz war neues Leben eingezogen. Erkenntniß ihrer Pflichten, Erkenntniß ihres Glückes und der feste Wille, glücklich zu machen, so hießen die drei Gaben, welche der heilige Christ Sidonien gebracht.

Anna und Jenny hatten unterdeß alle Hände voll zu thun gehabt. Ein Tisch mit Kränzen und Blumenvasen für Mama war aufgestellt worden; darauf hatte Annchen schöne eigenhändig gestrickte Aermel, ditto Pulswärmer von Libby gelegt nebst Proben ihrer Zeichen- und Schreibkunst; Anna hatte eine hübsch schattirte Noje, Emma und Libby dagegen nur leicht skizzirte Tulpen geliefert, weil die langen schmalen Blätter dieser Blume den kleinen Künstlerinnen ein besonders dankbarer Vorwurf zu sein schienen. Die Hauptsache war aber: Anna hatte ihr schönes weißes Kleidchen angezogen, das mit Jenny's (des Kammermädchens) und Franzlein Louisiens Hilfe durch seine Taumenzweige reizend verzieret war, dazu ein Kranz von eben solchem Grün in Annchens blonden Locken, und des Christkinds Worte war fertig — denn — ihr müßt wissen, Annchen stellte einen solchen vor, und wollte der Mama ein Verschen sagen, das „Fräulein Louise“ ihr einstudirt. Die Kleine sah wirklich wunderbar lieblich aus mit den vor freudiger Erregung glühenden Wangen, den leuchtenden Augen, in dem idealen Gewande. Endlich kam die heißersehnte Mama mit Fräulein Louise zurück.

Die freudige Ueberraschung Sidoniens beim Anblick ihres holden Kindes war keine aus Freundschaft erkünstelte, sondern eine wirkliche, die ihre heut so hochgestimmte Seele noch tiefer bewegte, und welche die Herzen der Kinder ihr sogleich wie mit einem Zauberschlage öffnete.

„Siehst du, Mama, das hab' ich gewußt“, triumphierte Libby und klatschte in die Hände, „ich habe Dir aber nichts gesagt.“

Ein bedeutsamer Wink von „Fräulein Louise“ verwies die Kleine für jetzt zum Schweigen und Anna redete die Mutter mit folgenden Versen an, die, ihr selbst kaum verständlich, vielleicht eben deshalb um so mächtiger ins Herz der Mutter drangen.

Sieh, bin ich auch kein Engel,  
So bin ich doch ein Kind,  
Und weil die Kinder hinedien  
Den Engeln am nächsten sind,

Und weil der Herr des Himmels  
Ein Freund der Kinder ist,  
So bring ich Dir, o Mutter  
Einen Gruß vom heil'gen Christ.

Es harren sein auf Erden  
So viele, Groß und Klein,  
Daß er nicht aller Orten  
Kann selber nahe sein.

Doch daß an seinem Feste  
Die Freude nirgend fehlt,  
Hat er sich Stellvertreter  
Auf Erden auserwählt.

Und wie er sucht' im Himmel,  
Auf Erden allerwärts,  
Nichts Rein'eres kommt er finden,  
Als: eines Weibes Herz.

Er fand es ausgerüstet  
Zu diesem heil'gen Amt  
Mit einem Strahl der Liebe,  
Die in ihm selber flammt,

Mit Kraft, zu tragen, zu stützen,  
Dem Armen Trost zu sein,  
Dem Freuden zu vergeben,  
Den Traurigen zu erfreun.

Und weil Dein Herz, o Mutter,  
So warm, so edel ist,  
Bring ich Dir diese Botschaft  
Vom lieben heil'gen Christ:

Du mögest an seiner Stelle  
Beglücken und erfreun,  
In seiner Statt der Armen,  
Verlassnen Engel sein!

Sidonie schloß, ihrer Nahrung nicht mehr mächtig, das engelschöne Kind in die Arme, in welche Libby und Emma mit verzehlichem Neide sich ebenfalls drängten.

Sie küßte die Rosentippen, welche ihr den Weihnachtsgruß zugerufen, und das Bewußtsein ihres Reichthums, ihres Glückes durchströmte gleich einer gewaltigen, lange gebemnten Fluth ihr ganzes Wesen. Ein bittender Blick aus Sidoniens selig weinenden Augen zog auch „Fräulein Louise“, die mit stiller Freude von fern stand, in die Umarmung der Glücklichen.

„Bin ich Ihnen so recht, Louise?“ sagte die Baronin mit halb scherzhafter halb ernster Frage; „das war ein segensreicher Kirchgang — nicht wahr?“

Sie befreite sich aus den umschlingenden Armen der Kleinen und trat mit der Erzieherin ans Fenster, durch dessen klare Scheiben das Antlitz des Mondes voll und unverfälscht herein schaute.

„Ich bin eine glückliche Mutter, Louise — es steht in meiner Macht, meine Kinder glücklich zu machen — Gold allein, ohne liebende mütterliche Theilnahme thut es nicht, aber das Gold ist ein Zauberstab, der tausend Blumen der Freude erblühen lassen kann, wenn die Hand der Liebe ihn führt. — Ich bin reich, Louise, und war — unbesonnen!“ — fügte sie leise, mit der lebenswürdigen Demuth eines seine Schuld bekennenden Kindes hinzu — „ich habe mich heut geärgert, reich zu sein, will mich aber nicht mehr schämen; nicht wahr, Sie helfen mir zu meiner Besserung? Sie gehen mit mir in die Häuser der Armen, und forschen mit ihren klugen Augen — wo Hilfe Noth thut, wo Gold helfen kann, wo Theilnahme; Gouvernante sind Sie doch einmal, so seien Sie nicht nur die meiner Kinder, sondern auch so lange die meine, bis ich Ihnen die Kunst des Lebens abgelernt.“

Eine herzliche Umarmung folgte den letzten zwischen Ernst und Scherz die Mitte haltenden Worten, und wenn „Fräulein Louise“ dabei einige Thränen vergoß, so können wir doch mit Gewißheit behaupten, daß es keine Schmerzenthänen waren, obgleich die Kinder das glaubten, die überhaupt ganz überrascht waren, daß „Fräulein Louise“ weinte. Sie hatten nie daran gedacht, daß sie das auch im Stande sei.

„Möchtet Ihr wohl einen Bruder haben, Kinder?“ fragte Sidonie, ihre zwei jüngsten Mädchen auf die Knie nehmend, während Anna, in ihrem Engelsgewande auf dem Canapee stehend, mit ihren Armen den Hals der Mutter umschlungen hielt.

„Einen Bruder! Ja, wir wollen einen Bruder!“ jauchzten alle wie aus einem Munde.

„Nun denn, wenn Ihr in diesem Jahre recht artig seid, Fräulein Louise stets folgt und fleißig lernt, so sollt ihr über's Jahr zu Weihnachten einen haben.“

„So lange noch?“ fragten im gebehnten Ton der Täuschung die Kleinen, während Anna bald aus Mama's bald aus Fräulein Louisiens Zügen die Wahrheit dieser Verheißung zu lesen versuchte.

Als Anna, Emma und Libby in ihren weißen Bettchen lagen und die letzteren mit aller Gluth mütterlicher Liebe ihre Wiegentinder herzten (um welches Glück sie, beikünftig gesagt, von Anna sehr beneidet wurden, die ihre Modendame nur neben das Bett auf den Stuhl legen konnte), erklärten Beide einstimmig, solch einen schönen Weihnachtsabend noch gar nicht erlebt zu haben.

Louise konnte ihre Gouvernanteatur nicht so weit verleugnen, die Freude der Kinder ohne eine mahnende Erinnerung vorübergehen zu lassen, und fragte: „Wißt ihr denn auch noch, warum ihr heut so reich beschenkt worden seid? warum heut alle Menschen freuden, einander Freude zu machen?“

„O ja, weil heut der Herr Christus geboren ist, der die Kinder lieb hatte“, bemerkten Anna und Emma fast einstimmig.

„Ja, und mir ist's gerade so, als hätten wir heut erst eine Mama bekommen, und wir haben sie doch schon so lange — so lange — und einen Bruder sollen wir auch noch bekommen — macht das auch der heilige Christ, Fräulein Louise?“

„Fräulein Louise“ gab dem eben ent schlummernden Kinde keine laute Antwort mehr, sondern nur eine wortlose im stillen Gedanken an das Glück, welches „der heilige Christ“ heute diesem Hause, vielleicht dem ganzen Dorfe gebracht, und feierte noch in der Einsamkeit ihres Stübchens mit freudig bewegtem Herzen eine glückliche Weihnacht.

Daß den nächsten Weihnachtsabend der aus der Stadt angekommene junge Gymnasiast Karl Sch mit im Kreise seiner drei kleinen Schwestern, im Hause seiner gütigen Pflegemutter feierte, verriet sich von selbst, auch wenn sein alter Großvater nicht gestorben und die „schöne Ann Marie“ nicht Bewohnerin einer entfernten Irren-Heil-Anstalt wäre.

Für die aber, welche den „Luftschlossern“ des Fräulein Louise vielleicht ihre Theilnahme schenken, sei noch gesagt, daß sie die Freude hatte, am künftigen Weihnachtsabend die bedeutende Zahl der unter ihre Obhut gestellten armen Dorfkindeständig gekleidet und gestiftet dem Gottesdienst bewohnen zu sehen und nach demselben für alle Armen des Dorfes im großen Saal des Schlosses eine Christbescherung zu ordnen.

Es würde schwer zu entscheiden sein, wer diesen Abend am glücklichsten war, ob die Armen, die den Tag segneten, der in Sidonie eine so milthätige Herrschaft ihnen zugeführt, ob Louise, das beseele Werkzeu einer wohlthätigen Hand, ob der am Ziel seiner kindlichen Wünsche stehende Knabe, ob seine im Besitz des Bruders stolzen, in der Freude des Gebens seligen kleinen Schwestern — ob Sidonie? — doch wenn der strahlende Blick des Auges, der verkündete Ausdruck des ganzen Wesens den Maßstab giebt für das Gefühl des Herzens, so war sie, Sidonie, unter all diesen Glücklichen die Glücklichste,

### Die Audienz der siamesischen Gesandten am Hofe zu Windsor, den 19. November.

Durch die Anwesenheit der Gesandten des Königs von Siam am Hofe der Königin von England hat sich die Aufmerksamkeit der Europäer diesem Reiche und seinen Bewohnern in erhöhtem Maße zugewandt, und wir lassen die Gelegenheit nicht vorübergehen, zugleich mit unserer Abbildung, welche die Huldbigung der Gesandten vor der Königin Victoria veranschaulicht, einige Bemerkungen über das Königreich Siam, die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu geben.

Die Hauptstadt des Königreichs Siam (in Hinterindien) ist Bangkok und zählt 400,000 Einwohner, während die Einwohnerzahl des ganzen Landes 5 Millionen beträgt. Bangkok ist indes für die Menge seiner Bewohner sehr klein, d. h. nach unserm Begriffe, denn obgleich nicht 50,000 Europäer in dieser Hauptstadt Platz finden würden, bietet sie den trägen, apathischen Siamesen alle Bequemlichkeit, die sie beanspruchen. Bangkok ist ganz in Wasser gebaut, aus welchem Grunde der Verkehr vermittelst Rähnen stattfindet.

Eine französische Gesandtschaft erzählt von der glänzenden Aufnahme, welche sie in der Residenz des Königs von Siam gefunden. Folgendes: „Man führte uns in eines der schönsten Häuser der Stadt, auf dessen Hofe die französische Flagge wehte. Dieser Hof bildete ein regelmäßiges Viereck und war mit monströsen Bildwerken aus dem Götter-, Thier- und Pflanzenreiche verziert; der von Säulen getragene, reich decorirte Audienzsaal, zu welchem eine Marmortreppe führte, war mit transparenten Muscheln erleuchtet und zeigte im Hintergrunde ein großes Glasfenster mit siamesischer, chinesischer und japanischer Malerei.

Nach fünf Tagen wurden wir zur Audienz zum König geführt oder vielmehr in Tragsesseln getragen, durch eine Reihe siamesischer Soldaten und Elephanten, die in den inneren Höfen des Palastes aufgestellt waren.

Der König saß auf dem Throne, der 7—8 Fuß über dem Fußboden erhöht, in einer Nische stand; um ihn her hockten, nach dem Range placirt, die Mandarinen am Boden, vor sich goldene Schalen mit den unentbehrlichen Arefa- oder Betel-Blättern. Des Königs Kleidung war buchstäblich durch die Masse der Diamanten unsichtbar und stimmte wohl überein mit der Pracht des Audienzsaales, welcher, in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, mit goldenen Draperien und Edelsteinen überladen war.

Nach der Audienz, welche aus nichts sagenden Fragen und Antworten bestand, führte uns der Minister des Auswärtigen im Palaste umher. Zuerst zum weißen Elephanten, der in einem schönen Zimmer wohnt, und wie ein Mandarin behandelt wird; ja die Verehrung dieses Thieres geht so weit, daß ihm das Futter auf goldenen Schüsseln von knieenden Dienern überreicht wird. Bei dem der Audienz folgenden Banquet machten die siamesischen Delicatsen auf unsere Geruchsnerven einen sehr schlechten Eindruck.

Einen Gegensatz zu der Pracht des königlichen Palastes

in Bangkok bietet das sogenannte „Palais des auswärtigen Gesandten in Paknam“, in welchem der Gouverneur residirt. Es hat nur einen großen Raum, der als Schlaf-, Speise- und Audienzzimmer dient. Ein großes, aus einer Matratze bestehendes und mit Bettlächern bedecktes Bett steht im Hintergrunde, diesem zu beiden Seiten noch Rohrsophas, mit Kissen und Tüchern belegt, für den Fall, daß Fremde Gastfreundschaft in diesem wahrhaft spartanischen Hause begehren.

Ein Vorhang verhüllt das Badezimmer, das den Luxus dreier großer Wassertröge nebst Schöpfkellen in sich faßt, und eine Veranda vor dem Saal vollendet die Pracht dieses „besten und vornehmsten Hauses“ in Paknam.

Der Charakter der Siamesen spricht sich ziemlich treu in ihrer Physiognomie aus, namentlich in den ausdruckslosen matten Augen. Die breiten stumpfen Nasen, die vorstehenden Backenknochen und der große Mund mit den schwarzen Zähnen und den vom Betelrauchen hochrothen Lippen tragen nicht dazu bei, ihnen ein intelligentes Aussehen zu verleihen. Männer und Frauen gehen mit glatt rasirtem Kopf und lassen nur auf dem Wirbel ein Büschel Haare stehen, welche bei ersteren hart wie Borsten sind, bei letzteren jedoch seidenweich und sich besonderer Pflege zu erfreuen haben.

Das Costüm der Siamesen ist mehr als einfach; es besteht größtentheils nur aus einem Stück Baumwollzeug, welchem nur Personen von Rang bei feierlichen Gelegenheiten noch eine mit Edelsteinen besetzte Weste zufügen. Die Frauen bekleiden sich außer mit jenem Stück Baumwollzeug (Bagne oder Languti genannt) mit einer Art Brustschleier, und schmücken sich Hals, Arme und Beine mit Ketten und Ringen.

Ueberhaupt lieben die Siamesen den Schmuck über Alles, dagegen sind sie mäßig und trinken nur Thee und Wasser, und schon die Kinder beiderlei Geschlechts rauchen Cigarretten vom sechsten Jahre an. Fehler gegen die Sittlichkeit werden so streng bestraft, daß dergleichen selten oder nie vorkommen, überhaupt sind die Siamesen ein ruhliebendes, stilles, leicht zu regierendes Volkchen.

Am 26. October traf die Gesandtschaft des Königs von Siam mit einem englischen Kriegsdampfer in Portsmouth ein, um sich im Namen ihres Souverains der Huld der Königin Victoria zu versichern. Die Gesandtschaft bestand aus zwei Gesandten des ersten Ranges und zwei Gesandten des zweiten Ranges nebst anderen hohen Staatsbeamten und Dienern, der Zahl nach 27 Personen.

Sie wurde im Hafen mit gebührenden Ehren von den Behörden empfangen, durch eine Ehrengarde nach dem Admiralgelände begleitet und mit einem Frühstück bewirthet.

Daß die europäische Sitte Unkundigen sich durch dieselbe beengt fühlen und den Zuschauern Stoff zum Lachen geben, ist sehr begreiflich; wollte doch sogar der eine Gesandte, bereits glücklicher Gatte von 58 Frauen, noch eine schöne Engländerin, die er auf den Schiffswerften sah, dazu kaufen. Die stolze Tochter Albions wies jedoch auch um den Preis von 3000 Pfd. St. das Glück zurück, des Siamesen 59. Gattin zu werden.

Nachdem die Stadt Portsmouth sich während einiger

Tage an dem seltenen Anblick der asiatischen Würdenträger ergötzt, die Theaterprinzen glichen, reisten sie am 29. nach London, wo ihnen ebenfalls ein ehrenvoller Empfang zu Theil ward und Zerstreungen aller Art ihnen geboten wurden bis zum Tage, da die Königin sie empfangen würde. Das geschah denn am 19. November zu Windsor. Ein königlicher Staatswagen holte sie vom Bahnhofe nach dem Schlosse, in dessen Hofe eine Ehrenwache sie empfing.

Um 1 Uhr wurden die Gesandten vor die Königin geführt, welche im Thronsaal, umgeben von ihrem Gemal, der Prinzess Royal, dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Grafen Clarendon und mehreren Herren und Damen des Hofes, die Adresse des Königs von Siam in Empfang nahm. Die Gesandten krochen auf Händen und Füßen, mit dem Kopf fast den Boden berührend, dem Throne zu, und der erste derselben las, das Kinn auf die Thronstufe gestützt, die Adresse vor. Der Rückzug erfolgte gleichfalls auf allen Vieren, indem die höchsten Aiaten natürlicherweise, um den hohen Herrschaften stets das Gesicht zuzukehren, rückwärts krochen. Daß diese Audienz der Königin Victoria sowohl als ihrer Umgebung eine harte Probe auferlegte, um den der Scene gebührenden Ernst nicht durch Lachen zu unterbrechen, ist sehr natürlich. Doch die Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Bei dem nach der Audienz servirten Gabelfrühstück holten die Gesandten sehr bald ihre Pfeifen hervor und hüllten ihre hohe Umgebung in Wolken dichten Tabaksqualmes ein. Da indes die Königin sich lächelnd in dieser ihr sonst verhassten Tabak-atmosphäre bewegte, mußten auch die Hofdamen, wohl oder übel, das Unerhörte sich gefallen lassen.

In dieser Audienz überreichten die Gesandten die von ihrem Souverain der Königin von England zugeachteten Geschenke. Diese bestehen aus einer fein gearbeiteten goldenen Krone, welche reich mit Edelsteinen besetzt ist, aus einem mit Rubinen verzierten Gürtel, einem Halsschmuck aus Rubinen, einem Stern von Diamanten, einer seltenen, mit Edelsteinen verzierten Muschel, einer Schale und einem Becher von Achat, einem Thronstuhl, einem Staatspalastrin, einem prächtigen Sattel und Zaum, goldenen und silbernen Gefäßen, einem schön gestickten Sonnenschirm und allerlei Seltenheiten, unter denen wohl ein Gemälde, das den Hof des Königs von Siam vorstellt, am interessantesten sein dürfte.

Am 25. November wurden die siamesischen Gesandten zum Diner nach Windsor geladen, nahmen in den folgenden Tagen alle Merkwürdigkeiten der englischen Hauptstadt in Augenschein, besuchten Concerte und Theater, machten Ausflüge in die Umgegend und werden nun nach der Hauptstadt Frankreichs ihren Weg nehmen. [2765]

### Der Gesellschaftstanz.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hang zum Tanz zu einer durch Pantomime unterstützten, rhythmischen Bewegung des Körpers tief in der Natur des Menschen begründet,



Die Audienz der siamesischen Gesandtschaft am Hofe zu Windsor am 19. November.

liegt, weil die civilisirtesten, wie die uncivilisirtesten Völker diesen Trieb miteinander gemein haben; doch freilich, welcher Unterschied zwischen den wilden Sprüngen der rohen Naturhühner, welche schreiend und heulend den Altar ihres Götzen umtanzen, und einer Quadrille à la cour, die im feineren leuchteten Saale von gewandten Tänzern und Tänzerinnen mit Anmuth und grazioser Eleganz ausgeführt wird, oder dem Ensemble-Tanz eines kunstgeübten Balletcorps? Welcher Unterschied zwischen den fanatischen Wendungen und Verdrehungen einer Bajadere und zwischen den Schmetterlingsflügen einer Taglioni und Bogdanoff.

Der Tanz ist für den Körper das, was für die Seele die Poesie, ein Heraustreten aus dem Gleise der Prosa, der Wirklichkeit, darum ist er auch zum Ausdruck der Freude, namentlich der Jugendfreude geworden, denn nur der Jugend ist der Tanz angemessen. Es giebt fast keinen traurigeren Anblick, als ein alterndes Wesen, sei es Mann oder Weib, die ungelenteten Glieder in den rhythmisch pathetischen Formen des Tanzes sich abmühen zu sehen.

Zum Tanz gehören blühende Wangen, leuchtende Augen, elastische Glieder, die sich mühelos und anmuthig nach den Klängen der Musik bewegen; sobald das Tanzen den Eindruck einer „Arbeit“ macht, ist sein Zweck und sein Wesen zerstört. Die hohe Kunst der Pantomime duldet nur die glückliche Jugend bei ihrem Spierdienste.

Der Tanz ist für das gesellige Leben unserer Zeit von zu hoher Bedeutung, als daß die Wichtigkeit desselben gänzlich übersehen werden könnte. Dadurch, daß man die Tanzkunst fast durchgängig in allen civilisirten Ländern Europas als einen für seine Erziehung unentbehrlichen Lehrgegenstand aufgenommen, hat diese Ansicht ihren deutlichsten, unwiderleglichsten Ausdruck gefunden.

Der Tanzunterricht soll eine Schule der Anmuth und Körpergewandtheit sein, soll den Gliedern die Schwere nehmen, die Freiheit der Bewegungen befördern, kurz, dem Menschen die Fähigkeit geben, sicher und zwanglos, ohne den hemmenden Einfluß einer unbeholfenen Persönlichkeit sich im Leben, in dessen geselligen, häuslichen oder geschäftlichen Kreisen zu bewegen. Dies wenigstens ist die bei weitem höhere Aufgabe des Tanzunterrichts, höher als die, jugendliche Schüler und Schülerinnen für den „Ball“ reif zu machen, ihnen zu lehren, zu rechter Zeit nach dem Takte die richtigen Paß zu machen, und wenn es hoch kommt, eine Quadrille à la cour nicht zu verderben.

Wir sagen absichtlich: „nicht zu verderben“; denn die Quadrille à la cour ist ein Tanz, der zu vollkommener Ausführung eine graziose Beherrschung des Körpers beansprucht, wie solche aus den wilden Gesellschaftstänzen der letzten Decennien fast gänzlich verschwunden war.

Wir haben alle Ursache, das Erscheinen dieser Quadrille, wie ähnlicher neuer, die Anmuth des Körpers befördernder Tänze willkommen zu heißen, weil daraus mit Sicherheit auf eine Veredlung des Gesellschaftstanzes überhaupt zu schließen ist.

Es kann nicht die Aufgabe des Tanzunterrichtes sein, aus allen Schülern und Schülerinnen vollkommene Tanzkünstler und Künstlerinnen zu bilden, Virtuosen, welche in Pirouette und Entschreit mit den ersten Größen des Ballets wetzeln, doch einsichtsvolle Tanzlehrer werden und dürfen nicht in Zweifel sein, daß ihnen neben der Verpflichtung, die ihnen anvertrauten Jügel in den sogenannten „modernen“ Tänzen zu unterrichten, noch die schönere obliegt, den äußeren Menschen zu formen, und den Körper zu dem zu machen, was er sein kann und soll — ein wohlgebildetes, fügsames Werkzeug der Seele.

Freilich giebt es glückliche Naturen, welche, um sich mit Sicherheit und Anmuth zu bewegen, keines Unterrichts bedürfen; gewöhnlich sind es diejenigen, welche in schönen Umgebungen, unter gebildeten Menschen, unter dem wohlthätigen Einfluß heiterer Geselligkeit aufgewachsen, das ihnen innewohnende Verständniß des Schönen, Anmuthigen und Wohlanschuldigen fast unwillkürlich in jedem Worte, in jeder Bewegung verkörpern. Solchen Glücklichen wird der Tanzlehrer allerdings nichts als „Tänze“ lehren können, denn ohne Zweifel ist ungelernete Anmuth der gelerneten weit, weit vorzuziehen.

Andere Naturen dagegen, weniger empfänglich für äußere Eindrücke, mehr mit sich und ihren Gedanken lebend, oder über die Pflege des Geistes die des Körpers vernachlässigend, sollten nicht unterlassen, durch einen geschickten, gewissenhaften Tanzlehrer auch den Körper in sein Recht einzusetzen, damit nicht später der bößlich vernachlässigte sich räche, durch seine Unbeholfenheit dem Eigner Spott zuschiebe, oder sich als lästige Bürde dem Geist anhängt.

Tanz- und Turnkunst sind es vorzüglich, welche der körperlichen Erziehung des Menschen die Vollendung geben, doch, da die Turnkunst allein den Bewegungen des weiblichen Körpers nur gar zu leicht etwas Groteskes, Burschikoseres verleiht, so wird und muß es die Aufgabe der Tanzkunst bleiben, bei den jungen Mädchen die für das Leben in der Welt so nöthige Bildung des äußeren Menschen zu vollenden, welche wir „Politur“ nennen möchten.

Wo sorgsame häusliche Erziehung, um das Bild beizubehalten, den Grund gelegt zu dieser Politur, hastet sie jedenfalls besser und der Lüfte eines feinen Benehmens schmiegelt sich natürlicher dem ganzen Wesen an, ein untrennbar mit diesem verbundener, bezaubernder Glanz — als da, wo der Tanzunterricht eine Menge übler Gewohnheiten zu beseitigen hat, welche durch vernachlässigte Erziehung zur andern Natur geworden sind.

Wohl mögen wenige unserer kleinen Damen, wenn sie die über Alles geliebte Tanzstunde besuchen, und in eleganter Toilette mit unbärtigen Cavalieren in der Paroissienne oder Sicienne ihre künstlerischen Kräfte versuchen, wohl mögen wenige nur den wahren, bleibenden Nutzen ins Auge fassen, den diese Übungen für ihr späteres Leben haben; doch das ändert den Werth der Sache nicht. Die Jugend ist glücklich im Genuß des Vergnügens, und das soll sie sein. Wer „tanzen lernt“ mit mürrischem Gesicht, vielleicht mit thranenden Augen, der stehe ab von dem Unternehmen, es lernen zu wollen, denn die ideale Sprache des Tanzes würde solchen sich sträubenden Gliedern doch nie geklungen werden.

Viele Menschen, die Großes und Gutes in der Welt geleistet, sind mit ungelenteten Körper über diese Erde gegangen, geliebt, geachtet und bei ihrem Scheiden beweint worden, doch

ist das kein Grund, die Grazie des Körpers gering zu achten. Körpergewandtheit ist wie Geistesgegenwart eine herrliche Mitgabe für das Leben, ein Zaubermittel, welches über Klippen und drohende Wirbel gefahrlos hinwegführt.

Darum übt die frühliche Tanzkunst, und brächte sie auch keinen andern Vortheil, als den, daß sie den Körper zum bequemem Kleide des Geistes macht.

In den nächsten Nummern werden wir diesem einleitenden Artikel andere folgen lassen, welche den Zweck haben, die Leserinnen mit den neuesten Gesellschaftstänzen bekannt zu machen.

A. Freising,  
Königlicher Tänzer und Tanzlehrer.  
[2763]

### Die Freude und ihr Schatten.

Die froheste Zeit des Jahres, die Weihnachtszeit, hat unsere Herzen erwärmend berührt, und uns als Glieder der großen Menschenkette fester miteinander verbunden; das neue Jahr mit seinen Festen, Vergnügungen, Geschenken, Hoffnungen und Verheißungen folgt dem Christfest auf dem Fuße, und wie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse einmal beschaffen sind, wird Alles aufgeboten, das neue Jahr glänzend zu empfangen, und wo möglich in den Zerstreungen häuslicher und geselliger Feste die Sorge zu vergessen, welche das scheidende Jahr uns hinterließ.

Wir dürfen voraussetzen, daß Keiner unserer Leserinnen, auf welcher abgesehenen Stelle der Erde sie auch leben mag, das Nebel unbekannt sei, welches von Amerika aus über England wie eine ansteckende Krankheit nach Deutschland herübergekommen, Handel und gewerblichen Verkehr ins Stocken brachte, und das im Geschäftsleben vor Allem nöthige Vertrauen veräußerte, nämlich: die sogenannte Geldkrise.

Wir haben hier nicht zu entscheiden, in wie weit der Vorwurf begründet sei, welcher die Frauen Amerika's von manchen Seiten getroffen, und welcher dahin lautet, daß ihr Hang zu Luxus und Prunk an der Grundursache der Sorge mitgewirkt, welche im gewerblichen und Familien-Leben sich jetzt so drückend fühlbar macht; wir beschränken uns nur auf das Verhältniß der deutschen Frau zu der sie zunächst umgebenden Heimath, auf das Haus, und rufen den Lenkerinnen eines Haushaltes, den Müttern und Töchtern zu, mit weiser Vorsicht den Klippen auszuweichen, welche dem Schicksal des häuslichen Glückes in den brausenden Wogen dieser der Freude gewidmeten Zeit drohen.

Mit wenigen Ausnahmen liegt der Wohlstand des Hauses in der Hand der Frauen. Das Glück der Heimath ist ihnen anvertraut — ein großes Wort! es umfaßt das gegenwärtige und künftige Wohl aller Derer, die dem Herzen nahe stehen, und durch das Leben mit uns verbunden sind. Nichts jedoch zerstört das Glück der Heimath so sehr, als Eitelkeit, Vergnügungssucht und Verschwendung der Frauen.

Der Winter mit seinem Weihnachts- und Neujahrsest, mit seinen Ballen und andern kostbaren Vergnügungen ist so recht der Zeitpunkt, wo wenig nachdenkende Frauen, häufig sogar aus Gutmüthigkeit, aus dem löblichen Wunsch, Freude zu schaffen, sich und den Ihren Kummer bereiten können, dadurch, daß sie mehr ausgeben, als ihre Verhältnisse sie auszugeben berechtigen.

Wenn einigen frohen Stunden, einem sächlichen Triumph der Eitelkeit Wogen voll Unzufriedenheit und Verlegenheiten folgen, mit mahnenden Gläubigern, unbezahlten Rechnungen und Entbehrung des Nothwendigen, so ist der Nachgeschmack des Vergnügens zu bitter, um das Vergnügen nicht gänzlich aufzuheben.

Fern sei es von uns, der Freude, dem Vergnügen, oder gar dem Wohlthun das Bleigewicht mysteriöser Bestürzungen an die leichten, rofigen Flügel zu binden, doch, durch die Zeitverhältnisse herausgefordert, mag ein Wort der Warnung gerechtfertigt erscheinen. Eine Warnung, der Freude und dem Vergnügen, auch dem schönsten und verzeihlichsten, nicht so weit zu huldigen, daß dem Licht dieser Freude als Schatten die Neue folge; und dieser Schatten folgt unaussbleiblich allen den Freunden, die durch Verschwendung erkaufte sind.

Schaffen wir uns und Andern der Freudentage so viel als möglich, doch so, daß ihnen nicht Tage des Kummers, durch Leichtsinns herbeigerufen, nachfolgen. Der Wein unserer Heiterkeit sei ohne die bittere Gese der Selbstvorwürfe, denn was ist die Freude, die wir uns zum Nachtheil Anderer, zum Trost unserer bessern Einsicht gewahren?

Im Augenblick des Genußes Thorheit, nach dem Genuß eine beschämende Erinnerung, nach Jahren vielleicht eine Sünde.  
[2754]

### Stiefmutter.

Es giebt ein Wort auf Erden, das hat einen bösen Klang vor vieler Menschen Ohren, und dem unfolgsamen, störrigen Kinde, das der, die es unter dem Herzen getragen, Thränen des Schmerzes erpreßt, ihm wird es als drohendes Strafgericht auf Erden prophezeit.

Wohl ist diesem Worte der Schmerz und das Weh vorangegangen; erst mußte die Stunde der bitteren Trennung schlagen, erst mußte das schönste, das innigste Band zerschnitten werden, erst mußten blutende Herzen den geliebten, nun entseelten Körper der Verwesung übergeben sehen; dann erst konnte des Wortes Bedeutung verwirklicht werden. Und leider, wird es nur zu oft zur Dual.

O, wie ganz anders sollte das sein! Wenn des Vaters unerforschlicher, aber weiser Rath einmal des Hauses liebende, sorgende Hand im Tode erstarren ließ, wo kann es dann wohl einen herrlichen, seligern Beruf für das Weib geben, als, so viel in seiner Macht steht, das zu ersetzen, was hier verloren ging.

Stiefmutter zu sein, ist ein schwerer, die volle Kraft eines weiblichen Gemüthes fordernder Beruf, doch wenn das Weib mit

voller Liebe und Hingebung sein Leben, seine Kraft den Verlassenen weicht, wenn es ein Glück in dem ihrigen, seinen Frieden in ihrer Liebe, seinen Segen in ihrem geistigen und körperlichen Gedeihen findet; wenn es mit stiller Entsigung die Freuden der Welt an sich vorüberlassen sieht, mag dann des Lebens letzte Stunde nahen; sie kann ihm nicht schreckend sein, wenn es den Beruf, den so oft verfehlten, so oft mißverstandenen, treu erfüllt. Welche Seligkeit muß es sein, wenn jenseit des dunklen Grabes die treue Stiefmutter, dem ewigen Vater entgegen tretend, ihm sagen kann: „Hier sind sie, die du mir vertraut, ich habe deren keins verloren.“  
[2751]

(Anm. der Redaction. Wir werden auf dies durch die verehrte Verfasserin angeregte gewichtige Thema in einem ausführlichen Artikel recht bald zurückkommen.)

### Gedichte von H. Neumann.

#### Das einzig wahre Glück.

Das einzig wahre Glück in dieser Welt —  
Ich hab's gefunden, Gott erhalt' es mir!  
Sein Name ist nicht Ehre, Macht und Geld,  
Ach solch ein Glück ist eitel für und für!  
Das hohe Gut, das mir mein Gott gegeben,  
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Wem solch ein Glück der Himmel hat beschieden,  
Der trage alles Andre mit Geduld;  
Mag's draußen stürmen, ihm erblüht der Frieden  
In seines Kreises stiller Lieb' und Huld.  
Denn was dem Herzen wahren Trost kann geben,  
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Des Glückes Wage schwanket hin und her,  
Und stündlich wird die Hoffnung ach! bezaben,  
Ja das Erreg'ne selbst erfreut nicht mehr,  
Weil eitel war, was wir errungen haben!  
Doch was Ersatz kann für die Täuschung geben,  
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Nur in dem Herzen wohnt das beste Theil,  
Nur aus dem Herzen strömt es Dir entgegen,  
Die Welt ist kalt, fragt nicht nach Leid und Heil  
Des Einzelnen, und giebt oft Fluch statt Segen,  
Doch was allein dem Herzen Glück kann geben,  
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Verstanden sein, kein Trost kann diesem gleichen,  
Und wer versteht Dich, wie es Liebe thut?  
Wer spricht zu Dir mit so geweihten Zeichen,  
Weiß ohne Wort, was Dir im Herzen ruht?  
Der einz'ge Weg, der Seele Schatz zu heben,  
Ist: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!

Gott gebe Jedem, der dies Glück erkannt,  
Daß es im Leben einst sein eigen werde,  
Daß, wenn er suchend hat die Welt durchdrannt,  
Er froh sich ruhen kann am eignen Herde,  
Und sprechen: Höh'res ward uns nicht gegeben,  
Als: in Gemeinschaft mit Geliebten leben!  
[2749]

#### Der Kuß.

Was dachtest Du in dieser Zeit?  
„Ich dachte Nichts bei Deinem Kuß.“  
Wie? Jeder Mensch ja denken muß!  
„Nur nicht beim Kuß, —  
Das ist gedankenlose Seligkeit!“  
[2746]

### Maskenbälle.

Es muß von jeher in der Seele des Menschen ein großer Hang zur Verstellung, eine gewisse Freude an Schein und Trug gewohnt haben, wie wären sonst die Maskenbälle entstanden? In uralter heidnischer Vorzeit finden wir schon den Gebrauch von Masken, sowie Verkleidungen, die besonders bei dem größten Volksfeste der alten Römer, den Saturnalien, eine Rolle spielten. Die alten Griechen waren den Masken gleichfalls hold; ihre Schauspieler bedienten sich der Larven aus Wachs, Thon und Gips, die nach der Idee der verkleideten Rollen geformt, stets das höchste Gesetz der Griechen, das der Schönheit, erfüllen sollten. Wie haben sich hierin die Ansichten geändert! Was wäre uns der Vortrag eines Devrient, Davison, Haase, das Spiel einer Seebach und Janaschek, wenn uns nicht zugleich vergönnt wäre, ihr unvergleichliches Mienenpiel zu sehen, die Bewegungen der Augen und des Mundes zu beobachten?

Allein wenn auch von dem Theater verbannt, die Masken haben sich dennoch erhalten, trotz Krieg und Wanderlust der Völker, trotz Stürmen und Revolutionen aller Art. Zur Zeit des Mittelalters finden wir die Maskenfeste in ihrer höchsten Blüthe. In Deutschland Mummenschanz und Fasching, in Frankreich und Italien Carneval genannt, amüsierten sich dabei Groß und Klein, Vornehm und Gering, in der Zeit vom heiligen Dreikönigstag bis zum Aschermittwoch, indem sie in allerlei Verkleidungen, theils bei bestimmten glänzenden Festen, theils bei öffentlichen Unzügen erschienen, die je nach der Verschiedenheit des Landes und der Bevölkerung, auch mehr oder weniger den Ausdruck des Volkcharakters und die Eigenthümlichkeit eines Volkslebens repräsentirten.

Als mit der Reformation ein gewisser Geist der Nüchternheit und des Ernstes in Deutschland einzog, verringerte sich das bunte öffentliche Maskentreiben immer mehr, und

verschwand beinahe gänzlich, sich nur noch an den Höfen in einzelnen Festen erhaltend, während in Italien, besonders in Venedig und Rom, der Geist des Carnevals gerade in dessen öffentlichem Auftreten sich immer großartiger entfaltete. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehen wir den Fasching als Volkshelium in Deutschland abermals erblicken, und zwar so, daß mehrere Regierungen sich genöthigt sahen, dagegen einzuschreiten und Verbote deshalb zu erlassen. Darauf abermalige Laune mit verschiedenen kleinen Schwankungen, bis endlich in neuerer Zeit eine entschiedene Neigung für Bezugs, öffentliche Umzüge und größere und kleinere Maskenfeste, sich kundgibt, und alljährlich in vielen Städten sich besondere Comités bilden, die eigens dem Dienste des Scherzes geweiht, für die „Narrenzeit“ alles erdenklich Komische und Erheitende vorbereiten. Von den Städten am Rhein sind es besonders Mainz und Köln, die sich durch Geschmack, Originalität und Reichthum in ihren Arrangements auszeichnen, wie wohl auch andere Städte, wie München, Nürnberg u. s. w., ihre Carnevalsfestlichkeiten haben, die sich von Jahr zu Jahr mehr heben und an Umfang und Reichthum gewinnen.

An den meisten Orten jedoch kennt man die Carnevals-freuden nur in Form von Maskenbällen, die sowohl in Entschaffen für das Volk, wie in geschlossenen Gesellschafts- und Privatbällen bestehen, und in unserer Zeit mehr und mehr sich der wärmsten Theilnahme erfreuen, besonders von Seiten der Jugend, die noch wenig dergleichen gesehen und höchstens auf dem Theater in dieser oder jener Oper den Anblick eines Carnevals gehabt, wo dann das Verlangen, auch einmal solch bunte Kleider und ein wächsernes Gesicht zu tragen, gar lebhaft erwachte. In der höheren Gesellschaft streiten die bals costumés und die bals masqués um die Herrschaft, und die Meinungen darüber sind sehr getheilt. — Wir geben unbedingt den letzteren den Vorzug, denn die ersteren sind bei aller Pracht und Schönheit doch nur eine Schaustellung schöner Stoffe, Spitzen und Juwelen, die man in der Weise herrichtet und trägt, wie man glaubt, daß sie die persönlichen Vorzüge in das hellste Licht setzen; Jedermann fällt, nachdem er seinen Nachbar betrachtet und kritisiert hat, wieder in den Alltagsstaat zurück, und der ganze Reiz eines solchen Balles dauert höchstens eine Stunde, während er doch den Theilnehmern tag- und wochenlange Arbeit, Studium und große Ausgaben verursacht hat. Nein, wir halten es mit einem fröhlichen geistreichen Maskenball, wo man mit der fremden Kleidung auch ein fremdes Gesicht, und (so sollte es wenigstens sein) auch fremde Manieren ansetzt, wo man täuscht und getäuscht wird, vermuthet, erräth, neckt und verfolgt, um im Augenblicke des allgemeinen Demasquieren zu finden, daß man auf ganz falscher Fährte war, und Bekannte, die man gefunden zu haben meinte, in ganz andern Masken entdeckt! — Hat die Leserin schon einen Maskenball besucht? Es ist ein überraschend blendender und verwirrender Anblick, der durch das beständige Bewegen der bunten Menge, durch das Anstarren der leblosen Gesichter, hinter welchen die Augen so lebhaft hervorspringen, hauptsächlich aber durch das Gewitzcher, Gequise und Gesummel (da alle Anwesenden, um ihre Stimmen zu verstellen, gewöhnlich in den höchsten Tonalitäten sprechen) auf den Neuling einen höchst sonderbaren und oft beängstigenden Eindruck hervorbringt. — Schreiberin, die sich lange darauf gefreut, einen Maskenball zu besuchen, und ihre Bekannten recht zu necken, in der Meinung, eine Larve vor dem Gesicht müsse zugleich Courage und mitwillige Einfälle inspiriren, fand sich von dem eben beschriebenen Anblick so überrascht und verwirrt, daß sie sich auf dem ersten Stuhle niederließ, bei der scherzhaften Anrede einiger Masken sich außer Stand fühlte, zu antworten, weil ihr die Stimme versagte, und nur der Gedanke an die Schwierigkeit, sich allein hinaus zu finden, sie davon abhielt, den Saal sofort zu verlassen. Was uns am meisten auffällt, und wir möchten sagen verleiht, ist das allgemeine „Du“ der Anrede, das die Maskenfreiheit jedem Maskirten gestattet. Zum ersten Male gehört, erweckt es eine Art Indignation, wir sind empört, uns von jedem unscheinbaren Domino oder Gärtnerbüschel so respektlos behandelt zu sehen; allein alles dies dauert nur wenige Minuten; einmal in der lustigen Menge, wo möglich am Arme eines erfahrenen Begleiters, und wir sind bald in dem scherzhaften Treiben heimisch, und beantworteten unerschrocken die an uns gerichteten forschenden Fragen. — Es wird viel Unfug geredet auf einem Maskenballe, geistreiche und pikante Aeußerungen und Antworten findet man nicht so häufig, als man denken sollte, und doch erinnert man sich später noch mit so großem Vergnügen des allerunbedeutendsten Gespräches, das man geführt, und lacht herzlich über kleine Intriguen und Mystificationen. Es ist die fröhliche Stimmung des Augenblickes, die sorglose Heiterkeit, die wir damals empfinden, die uns die Erinnerung werth macht und deren Andenken vergoldet!

Betrachten wir die drei verschiedenen Arten von Bällen, in denen sich uns die Maskenfeste gewöhnlich darbieten. Privatmaskenbälle sind selten amüsant, die Zahl der Eingeladenen ist beschränkt, man weiß im Voraus, wen man treffen wird, und ein baldiges gegenseitiges Erkennen ist die Folge; auch fehlt es in Privatbällen gewöhnlich an dem Raume, den eine maskirte Gesellschaft zur beständig freien Bewegung durchaus nöthig hat, und wovon deren Amüsament abhängt. — Für dieses Bedürfnis wäre nun bei den großen, gewöhnlich in Opernhäusern gegebenen Maskenbällen hinlänglich gesorgt; allein diese haben auch wieder ihre Schattenseiten, die hauptsächlich darin bestehen, daß die Billets käuflich sind, und folglich die Theilnahme allen Ständen gestattet ist, die dann auch gewöhnlich alle mehr oder weniger vertreten sind. — Für Männer, die gewohnt sind, sich überall freier zu bewegen, mögen solche Bälle wohl Vergnügen bieten; allein für Damen ist es nicht der rechte Ort, um sich dem Maskenspaß ungenirt hinzugeben. Nicht alle Menschen kennen die Grenze der allerdings weitgehenden Maskenfreiheit; Viele sind taktlos genug, dieselbe zu überschreiten, und eine Dame der höheren Stände thut wohl daran, sich nicht in ein solches Gewühl zu wagen, es sei denn wohl verummumt am Arme eines welterfahrenen Cavaliers, der sie nach allen Seiten hin zu leiten und zu schützen vermag. Am besten thut man, sich einen solchen Ball von einer Loge aus anzusehen, wo man in behaglicher Sicherheit, vor Staub und Drängen geschützt, eine weite Uebersicht über den Saal genießt, und Gelegenheit findet, der Sache ihre komischen Seiten abzugewinnen. Außer Uniformen aller Art mit zweifelhaften Goldborten und über-

mäßig dicken Epaulettes, sieht man gewöhnlich viele stitterhaft aufgeputzte Griechen, baumwollsamtnete Türken und Polen, und nur selten ein originelles gut ausgeführtes Männercostüm, während sich unter den Damenmasken doch oft viel Geschmack und Nettigkeit zeigt. Zahlreiche Fleder-mäuse und Dominos in allen Farben verbergen die Angehörigen höherer Stände, die hierher gekommen sind, um zu schauen und ähnlich verummumte Bekannte zu erspähen; selten tanzen die Dominos, schon aus dem Grunde, ihr Incognito nicht aufgeben zu müssen; denn bei der Bewegung des Tanzes ist Jedermann leicht zu erkennen. Es ist ein äußerst komischer Anblick, die Tanzenden auf einem Maskenballe zu beobachten. Hier walzt ein Possillon mit einer Nonne, dort führt ein edler Venetianer eine Regimentstochter zur Quadrille, und während die steife Rocoobome sich herabläßt, die Subdigungen eines Matrofen entgegenzunehmen, läuft ihr Pendant, ein Herr in stark gepudertes Perrücke, in himmelblauem gesticktem Frack, einer kleinen Zigeunerin nach! — Ein reiches buntbewegtes Bild ist solch eine Redoute, die man gesehen haben muß, um eine Vorstellung von größeren Maskenfesten zu bekommen; allein zur persönlichen Theilnahme sind doch wohl nur die Maskenbälle der geschlossenen Gesellschaften zu empfehlen, die die Einladungen nur an ihre Mitglieder ausgeben, und wo man sich deshalb sicher und frei bewegen darf.

Ein solcher Maskenball ist ein Ereigniß, und wird um so mehr dazu, wenn die Stadt klein und die Gesellschaft groß ist. Er schließt gewöhnlich die Saison, und wird schon aus diesem Grunde eifrig besucht; allein er ist hauptsächlich deshalb von größerem Interesse, da er älteren, nicht mehr tanzenden Leuten Gelegenheit giebt, sich unter die Jugend zu mischen und sich zu amüsiren, nicht bloß durch Zuschauen, sondern durch eigene Mitwirkung. Es ist eine eigentümliche Wahrnehmung, daß bejahrte Leute mit größerem Eifer und schlauerer Verheimlichung ihre Zurüstungen zum Maskenballe betreiben, wie junge, eben erst in die Welt tretende, denen es meistens nur darum zu thun ist, ein Costüm zu tragen, was sie kleidet, und darin nach Herzenslust zu tanzen. Wir können nicht umhin, der jungen Leserin, die vielleicht noch keinen Maskenball besucht hat, in dieser Beziehung einigen Rath zu ertheilen; denn von der glücklichen Wahl eines Costüms hängt mehr oder weniger das Amüsament des Abends ab.

Wenn ein Maskenball herannahet, so werden gewöhnlich von der Damenwelt jene Costümläuter zu Rathe gezogen, die die deutschen und französischen Modejournale um diese Zeit zu bringen pflegen. Dann wählt man das, was am meisten in die Augen fällt, oder wozu man bereits einige Bestandtheile in seiner Garderobe hat, ohne Rücksicht auf Figur, Teint und Haarfarbe der Persönlichkeit, die ihn tragen soll, weshalb man denn auch so häufig verunglückte Maskenanzüge sieht, die viel Mühe und Geld gekostet haben, und anstatt zu kleiden, die Tänzerin entstellen und verhäßlichen.

Ohne tiefer in dieses weite Thema einzugehen, wollen wir nur einige allgemeine Andeutungen geben, die bei der Wahl eines Costüms zur Richtschnur dienen dürften.

Kleine starke Figuren sollten bei der Zusammenstellung ihres Anzugs alle schweren Stoffe, namentlich Sammt, Pelze und dergleichen vermeiden, sondern eher etwas wählen, was sie nett und leicht erscheinen läßt; besonders ist dabei die Kopfbedeckung zu berücksichtigen, die aus Flor, Blumen, Bändern, auch wohl einem graziösen Hüthen bestehen darf, aber ja nicht aus einem schweren Barett, Mütze, Tuch u. s. w., was immer gedrückt aussieht und großen schlanken Damen zu empfehlen ist. Letztere können so ziemlich Alles tragen, doch haben auch sie ihre Klippen, die sie umgeben müssen; z. B. der Anzug einer Bäuerin, Fischerin u. s. f., der das Tragen eines kurzen Rockes bedingt, ebenso eine hohe Frisur, die besonders einem langen schlanken Halse unvortheilhaft ist. — Blondinen müssen ganz besonders vorsichtig wählen, indem ihnen durch ihre Haarfarbe manches effektvolle Costüm unmöglich gemacht ist, wie Italienerin, Spanierin, Zigeunerin, Griechin, während alle russischen Trachten, die schottischen mit ihren dunkeln Barets, die niederländischen Schleierhauben und altdentsche Costüme dem blonden Haar vorzüglich stehen, so wie auch dasselbe zu Puderfrisuren sich am besten eignet. Aber auch außer Haarfarbe und Figur ist noch Manches bei der Wahl zu berücksichtigen; denn es ist nicht genug, die erforderlichen körperlichen Eigenschaften zu besitzen, die dieses oder jenes Costüm bedingt, die Annahme eines solchen verlangt in vielen Fällen auch geistige, und sogar Kenntnisse: geographische, geschichtliche, Sprach- und Sittenkenntnisse, wenn wir die mit dem Costüm übernommene Rolle würdig durchführen wollen. Es ist gar traurig, wenn eine Schottin nach den Bergen und Scenen ihrer Heimath befragt, keine Auskunft zu geben vermag; eine Griechin die Geschichte ihres Vaterlandes nicht kennt, und alte berühmte Namen ihren Ohren fremd klingen; wenn eine Italienerin eine in den süßen Lauten ihrer Sprache an sie gerichtete Frage nur deutsch beantworten kann, und die gepuderte, im altfranzösischen Costüm daherschreitende Dame ihnen Rächer nicht zu handhaben oder eine ihrem Anzug entsprechende Verbeugung nicht zu machen versteht. — In einer Stadt, die eine größere Bürgerschaft besitzt, und darauf wöhnlich Opern und Schauspiele giebt, die die mannigfaltigsten Costüme und Sitten dem Publikum vorführen, ist es schon leichter etwas zu finden, was hübsch kleidet und uns in der angegebenen Richtung keine auszuweichen Bedingungen auferlegt; allein in wie vielen Städten ist dies nicht der Fall, und gleichwohl werden auf Maskenbällen dieselben Ansprüche an Eleganz und Correctheit der Costüme gemacht. Man thut daher wohl, sich einige Costümbücher zur Durchsicht zu verschaffen, wie sie jede Hofbibliothek, Theaterverwaltung und größere Leihbibliothek besitzt. Sie sind meistens vortrefflich gemalt, mit näheren Angaben über die darzustellende Person versehen, und leicht läßt sich da das Passende wählen und nachbilden, wobei man stets bedacht sein muß, das, was man schon in diesem genre besitzt, nützlich zu verwenden, und deshalb in Farber Zusammenstellung und Auszierung verschiedene Abänderungen eintreten lassen kann, je nachdem es ökonomische oder persönliche Rücksichten erfordern.

Nur in einem Falle darf dies nicht geschehen, sondern muß streng an den Einzelheiten des Costüms festgehalten werden, nämlich: wenn man sich verbindlich gemacht hat, in einem Nationaltanz, einer Gruppe, Tableau oder dergl. Ausführung mitzuwirken, wie solche öfter auf Maskenbällen vorkommen, und zu deren Verherrlichung beitragen. In den vorausgehenden Berathungen wird gewöhnlich das Costüm

besprochen, von der Mehrzahl gewählt und bestimmt; dann ist Gehorsam die erste Pflicht, und man muß es tragen, ob es kleidet oder nicht, und darf keine eigenwillige Abänderung daran vornehmen, die die Einheit des Gesamteindrucks stören könnte. — Man wird für solche kleine Eitelkeitsopfer hinlänglich entschädigt durch das Vergnügen, das die Mitwirkenden bei solchen Gelegenheiten genießen. Die der Aufführung vorausgehenden Proben, die gewöhnlich in den Säulern der betreffenden Damen gehalten werden, gleichen meistens eben so vielen Tanzgesellschaften; und dann der Ball selbst! Welche Freude, durch die wohlgeleitete Aufführung gewissermaßen der gefeierte Mittelpunkt des Abends geworden zu sein! Gewiß, wir wünschen allen tanzlustigen jungen Leserrinnen ein solches Vergnügen, es wird sie sehr befriedigen, und ihnen lange eine heitere Erinnerung sein!

Wir schließen unsere kleine Faschingsbetrachtung in der angenehmen Hoffnung, der unerfahrenen Leserin manchen Wink gegeben zu haben, der sie das schwierige, glatte Terrain eines Maskenballes mit etwas größerer Sicherheit betreten läßt, und wünschen Allen einen recht fröhlich belebten Carneval, damit es ihnen möglich werde, unsere Rathschläge praktisch anzuwenden.

[2742]

Marie Louise.

## Verzinnetes eisernes Kochgeschirr

aus der Fabrik von G. W. Hirsch in Berlin, Köpnikerstraße Nr. 68.

Seit einer langen Reihe von Jahren schon hat in den meisten Haushaltungen das eiserne Kochgeschirr das irbene verdrängt, und der dem eisernen Geschirr zu Theil werdende Vorzug ist dadurch vollkommen gerechtfertigt, daß es, der höhern Preise ungeachtet, durch seine Haltbarkeit sich in Wahrheit wohlfeiler erweist, als das ungleich billigere thürnerne Geschirr.

Das in Deutschland bis vor Kurzem noch allein gebräuchliche gußeiserne Kochgeschirr war das sogenannte emaillirte, welches, obgleich es in neuem, noch ungebrauchtem Zustande sehr sauber aussieht, nach kurzer Benutzung jedoch, was die Emaille betrifft, nicht nur das gute Aussehen verliert, sondern größere Uebelstände erkennen läßt: namentlich das Abspringen einzelner Stücke der Emaille an der inneren Seite des Geschirrs, wodurch die darin gekochten Speisen übeln Beigeschmack und ein unklares Ansehen erhalten.

Das verzinnete Eisengeschirr läßt von diesen Mängeln Nichts bemerken, und wir freuen uns sagen zu können, daß die Fabrik des Herrn Hirsch zu Berlin in der Kunst, Gußeisen zu verzinnen, durch eben so schöne als brauchbare Fabrikate sich empfehlenswerth erwiesen hat.

In England ist die Kunst, Gußeisen zu verzinnen, schon längst bekannt; doch das Geheimniß ward und wird noch jetzt streng bewahrt von der Fabrik, in deren Besitz es sich befindet. Nach langen vergeblichen Forschungen und misslungenen Versuchen sachkundiger Männer ist es endlich einem preussischen akademischen Künstler gelungen, die Verzinnung des Gußeisens zu bewerkstelligen und zwar in so vollkommener Weise, daß unsere einheimischen Fabrikate an Glanz und Haltbarkeit die englischen übertreffen.

Namentlich lassen sich den Fabrikaten der oben genannten Fabrik diese Eigenschaften nachrühmen. Schon auf der großen Pariser Ausstellung wurden dieselben mit der silbernen Medaille prämiirt; doch jetzt, da die Art der Verzinnung sich noch weiter vervollkommnet, dürfen wir um so sicherer das verzinnete Eisengeschirr aus der Fabrik des Herrn Hirsch den Hausfrauen empfehlen.

Als Beweis, wie eng und vollkommen das Zinn mit dem Eisen verbunden, führen wir an, daß von einem ins Feuer geworfenen Topf zwar ein Theil der starken Verzinnung abschmilzt, der Topf, herausgenommen und mit Asche gepulvt, gleichwohl noch vollkommen verzinnt erscheint, und noch Jahre lang zum Kochen gebraucht werden kann.

Wie schon bemerkt, springt das Zinn niemals ab, doch wenn nach langjährigem Gebrauch eines Kochgeschirrs die Verzinnung zu dünn geworden sein sollte, so läßt sich dieselbe mit geringen Kosten erneuern.

Da das Zinn bekanntlich ein bedeutend besserer Wärmeleiter ist, als die aus erdigen Theilen bestehende Emaille, so ist es leicht begreiflich, daß in verzinntem Geschirr das Kochen der Speisen viel weniger Brennmaterial erfordert, als in emaillirten Töpfen, was bei den hohen Preisen des Brennmaterials sehr wohl zu beachten ist.

Am vortheilhaftesten in Betreff des Brennmaterials sind die luftdicht verschlossenen papianischen Töpfe, die sich besonders zum Kochen von Bouillon eignen.

In diese Töpfe wird das Fleisch nebst der erforderlichen Quantität Wasser gethan, der Deckel darauf besetzt, und so lange darauf gelassen, bis das Wasser zu kochen beginnt. Nun wird der Deckel abgenommen, das Fleisch während des Kochens geschäumt und dann wieder mit dem Deckel fest verschlossen. In der Hälfte der sonst zum Garkochen des Fleisches nöthigen Zeit ist dasselbe weich, die Bouillon wohlschmeckender, und natürlicher Weise auch kräftiger, als sie beim Kochen in leicht verdecktem Geschirr werden kann, abgesehen von dem Vortheil, den der sehr geringe Verbrauch des Brennmaterials in luftdicht verschlossenen Töpfen gewährt.

Die Reinigung des verzinnten Geschirrs ist leichter als die des emaillirten, indem die poröse Emaille-Masse die Speisen allzu sehr annimmt, um ihre Spuren so schnell daraus zu entfernen, wie es bei dem glatten Zinn möglich. Mit Asche geschwemmt und trocken ausgewischt, bleibt das verzinnete Geschirr stets spiegelblank; das Scheuern mit Sand ist nicht anzurathen, doch ist in der Fabrik des Herrn Hirsch zugleich ein Wasser zu haben, welches, mit einem Lappchen auf die Verzinnung leicht aufgetragen und sorgfältig wieder nachgetrocknet, das Geschirr ebenfalls blank erhält.

Die Preise des verzinnten Kochgeschirrs sind jetzt noch etwas theurer, als die des emaillirten, doch dürften dieselben sich bei allgemeiner Verbreitung dieses Geschirrs bald niedriger stellen; jedenfalls ist der Ankauf des verzinnten Kochgeschirrs den Hausfrauen anzurathen, da durch Ersparung von Brennmaterial die anscheinend große, erste Ausgabe sehr bald gedeckt wird.

Original-Musik des Bazar.

# Jubel-Polka-Mazurka.

Scherzoso. 8<sup>va</sup>

G. Werny.

Ritt jedoch sehr leicht hart wird, muß mit dem Aneinanderfügen der zerbrochenen Gegenstände sehr schnell verfahren werden.

### Fester Ofen-Kitt.

Rein gesiebte Holzasche und Küchensalz zu gleichen Theilen rührt man in Wasser zu einem Teige. Dieser Teig gewährt den dauerhaftesten Kitt, welcher nicht nur zum Ausfüllen der Ritzen in alten Ofen, sondern sogar zum Zusammenfügen neuer gebraucht werden kann.

### Dauerhafter Kitt zu Glas.

Man reibt Mastix mit etwas Wasser zu einem feinen Brei, bestreicht mit einem feinen Pinsel die beiden auseinandergebrochenen Ränder des Glases und läßt sie trocken werden. Dann hält man die bestrichenen Ränder über Kohlenfeuer, damit der Mastix schmelze, und fügt dann die Theile genau passend zusammen.

### Bereitung des kölnischen Wassers.

Mit einem halben Quart des stärksten, reinsten Alkohols vermischt man 1/2 Loth Orangenöl, 1/2 Loth Bergamotöl, 1/8 Quentchen Nelkenöl, 7/8 Quentchen Lavendelöl, 3/8 Quentchen Rosmarinöl, 15 Gran Neröl, 2 Gran Ambra gris, lasse diese Mischung 8 Tage in steter Sonnen- oder Ofenwärme destilliren,

giese darauf noch 1/2 Quentchen Essigäther hinzu, filtrire dann die Flüssigkeit durch Bispapier, und fülle sie in die dazu bereitstehenden Flaschen.

### Weinstecke aus Tischzeug zu entfernen.

Ist das Tischzeug mit rothem Wein begossen worden, so nimmt man sogleich reinen Kornbranntwein, wäscht darin die Flecke, gleich darauf jedoch dieselben mit Wasser und Seife nach und spült sie dann in reinem Wasser aus.

Auch auf folgende Art sind Weinstecke zu entfernen: Gute Milch, ohne Zusatz von Wasser, wird warm, doch nicht kochend auf die besetzten Stellen des Tischstuchs oder der Servietten gegossen. 24-36 Stunden muß das Tischzeug darin liegen bleiben, dann zündet man Schwefel an, hält den nassem Fleck darüber und wäscht diesen dann auf gewöhnliche Weise; bei frischen Weinstecken ist die einmalige Anwendung dieses Mittels genügend, bei schon veralteten muß dieselbe wiederholt werden.

### Das Rauchen der Lampen zu verhüten

Man befeuchtet den Docht mit Weinessig und läßt ihn wieder trocknen, oder thut Zwiebelsaft in die Lampe, gießt dann das Del hinein, und wird finden, daß es rein und rauchlos brennt. Das sparsame Brennen des Dels läßt sich durch etwas Salz bewirken, welches man hinein thut.

## Notizen.

### Die Süße vor dem Erfrieren zu schützen.

Man feuchtet Bispapier oder Leinwand mit Weingeist (spiritus vini) an, legt dies über die Strümpfe, darüber einige Blätter trocknes Schreibpapier, und zieht dann die Schuhe oder Stiefeln an.

### Fester Kitt zu Porcellan.

Ungeblähter frischer Kalk wird zu Pulver gerieben, und mit weichem Käse (Quarz) und Eiweiß zu Brei gerührt. Da dieser

[2623]

[2724]



Die Feder, die durch Liebe besüßelt, oder in schwarzen Haß getaucht ist, Die zarte Hüft des Mannes, oder des Adels scharfe Schenkel handhabt, Hat mehr Gutes ins Leben gerufen, als die Alles beseelende Sonne, Hat mehr Böses der Menschheit gethan, als das Schwert mit seiner blutigen Macht.

Wer Alles feig befehlt mit tragem Glauben, Der läßt sich, leicht bejahend, diesen rauben.

Wer dem gefürchteten Gelächter der Welt zu trocken wagt, ist darum noch kein großer Philosoph, denn ein unbedeutender Geist macht gern von sich reden, um so das kleine Selbst hervorzuheben.

Am schwersten zu ertragen ist Spott von Unfers-Gleichen, und dieser allein ist daher ein Prüßlein wahren Muthes. Der Hohn einer zischelnden Welt hat einen Anflug von Erbarmen, aber ein spöttelnder Bekanntheitstrenn wie ein fliehender Wespenstich.

Es ist eine der wahrsten, größten Trübsale des Menschen, des Wortes nicht mächtig zu sein, wenn ein Wort nöthig oder heilsam wäre, wenn die Thoren, die durch Mittheilung guter Gedanken lernen könnten, spottend umhergehen, wenn der Freunde Mitleid mehr noch als Tadel verwundet, wenn der Gedanke, der seinen Ausgang findet, verabschwendet an des Herzens Farnen nagt und der Mensch von seinem Standpunkte herabfällt, weil ihm des Wortes leiser Laut gebracht, Tausend Sorgen, Schmerzen und Demüthigungen hat dieser Mangel im Gefolge, die der nicht kennt, welchem die glückliche Gabe der Rede beschieden.

Thue das Gute ohne Scham: nicht als ob Du Verbrechen begünstest, denn der Redliche fragt sich heimlich: Warum? — weil er denkt, daß nur Sünde sich verdecken müsse. Das offene Beispiel thätiger Menschenliebe, die nicht prunzt, doch unverhüllt den Augen der Menschen sich zeigt, ruft in die Ohren der Trägen und Gleichgültigen: Gehe hin und thue desgleichen!

Ein Ebenbürtiger der Vollkommenheit vermag allein Vollkommenheit zu fassen.

Willst Du misstrauen, so misstrau Dir, und willst Du hoffen, so hoffe nicht auf Götter.

Vortheil mit dem Vergnügen zu paaren, Nutzen aus der Freude zu erheben, das ist des Weisen unverrücktes Ziel, wenn er im Schatten der Erholung ruht; selbst wenn er nur müßigen Spiel folgt, wird sein Geist nicht müßig sein. Der Kluge studirt sein Vergnügen, der Einfältige lacht bei seinen Studien.

Alle Tugenden der Seele hängen an einem gemeinschaftlichen Bande, dessen Trennung Gefahr bringt. Man löst den Endknoten der Schür, denkt nur eine Perle hinabgleiten zu lassen, und siehe — alle übrigen gleiten nach.

Nebe Dich im Leben Nichts für schön zu halten, als das Gute, nichts für nützlich, als das Wahre, nichts für vergnüglich und ergötzlich, als das Erlaubte, nichts für ehrenvoll, als das Gerechte, nichts für beneidenswerth, als die Tugend, nichts für unglücklich, als die Sünde.

Der Mensch ist nie sanfter, als wenn er in seinem Entschlusse recht fest ist.

Ich stehe zwar voll Nahrung und Glückwünschen neben dem Kusse zweier Freundinnen und neben der Umarmung von zwei tugendhaften Liebenden, und aus dem Feuer ihrer Altäre fliegen Funken in mich; aber was ist diese Erwärmung gegen die sympathetische Erhebung, wenn ich zwei Menschen, gebüdet unter einerlei Bürden, geküßt zu einerlei Nächten, angefeuert zu derselben Sorge, für einerlei kleine Liebtinge, einander in einer schönen Stunde an die überwallenden Herzen fallen sehe? Und wenn es vollends zwei Herzen sind, die schon die Trauersehne des Lebens, nämlich das Alter, tragen; deren Haare und Wangen schon ohne Farbe, deren Augen ohne Feuer sind, und deren Angen sich umfassen, mit so müden, alten Armen, und so nahe am Abhänge ihrer Gräber, und wenn sie sagen oder denken: „es ist uns Alles abgehoben, aber unsere Liebe nicht, — o, wir haben lange mit einander gelebt und gelitten, nun wollen wir auch zugleich dem Tode die Hände geben und uns mit einander wegführen lassen!“ — so ruft Alles in uns auf: o Liebe! dein Funken ist über der Zeit, er glimmt weder an der Freude noch an der Rosenwange; er erlischt nicht unter tausend Thränen, noch unter dem Sehn des Alters, noch unter der Asche deines Geliebten. Er erlischt nie; und du Allmächtiger, wenn es keine ewige Liebe gäbe, so gäb' es ja gar keine!



Kreuz- und Quer-Charade.

1 2 / 3 4

In manchem Lande wirst Du 1. 2. schauen, Im schönen Holstein so zum Beispiel gleich, Und durch 1. 2. erst werden dort die Gauen In malerischen Bildern reich.

Triffst 4. die 2., so kam 2. 4. leicht kommen, Zumal wenn 3. vor 4. sich dabei stellt. Und hast Du eine Reiz' auf 3. 2. vorgenommen, So glaube nicht, daß 2. 4. Dir gefällt.

Als Inselnd wirst Du wohl 2. 1. kennen, Die Dörfer ist es, die uns davon trennt. In Kriegeszeiten hört man 1. 4. nennen, In Preußenland es sicher jeder kennt.

[2748]

J. Geißler.

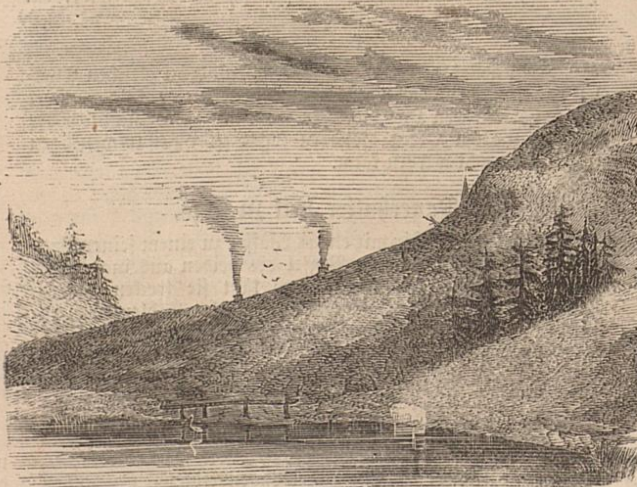
Räthsel-Aufgabe (Räthsel).

Table with 8 columns and 6 rows of letters for a word puzzle.

Erster Nebus.



Zweiter Nebus. (Sprichwort.)



Auflösung des Räthfels in Nr. 3.

Erbauen, Bauern, Brauen, Rebe, Erbe, Auen, Reben, Raube, Eber, Auber, Erbaue.

Auflösung des Nebus in Nr. 3.

Die Sanftmuth einer Frau ist ihre beste Waffe.



Fr. v. S. in Z. War Ihnen das noch neu? — In Frankreich ist der Neujahrstag das, was bei uns das Weihnachtsfest; d. h. es ist der Tag, an welchem Familienlieder, Freunde und Bekannte einander beschenken. Die ersten Tage eines neuen Jahres sind dort noch mehr als in Deutschland dazu bestimmt, Höflichkeitsbesuche abzusenden, Freundschaftsbündnisse zu besiegeln. Die Neujahrsvorlesungen werden bis zu den entferntesten Kreisen der Bekanntheit ausgebreitet, und Glückwünschreiben an alle auswärtigen Freunde ausgesendet.

Zur Nachricht.

Im Interesse derjenigen unserer Abonnentinnen, welche die einzelnen Nummern des Bazar (Jahrgang 1857) zu „Einem Bande“ vereinigen möchten, um denselben in fester Gestalt als ein geschlossenes Werk zu besitzen, bemerken wir, daß Herr J. Bachmann in Berlin (Solzgartenstraße 4.) elegante Einbände für den Bazar in Leinwand mit reichem Titel in Golddruck in Vorrath angefertigt hat, welche zu dem im Verhältniß sehr billigen Preise von 20 Sgr. zu haben sind, und von Nicht-Verstörern durch Vermittelung der resp. Buchhandlungen bezogen werden können.

Die Administration des Bazar.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 6. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 9. Februar 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VIII. Band.

**Nr. 1 Kleid von körnblumenblauem Seidenpopeline — für Mädchen von 7—8 Jahren.**

(Der Schnitt des Kleides befindet sich auf dem heutigen Supplement.)

Dieses Kleid, von welchem wir zwei Abbildungen (Vorder- und Rückansicht) geben, hat eine glatte, fast ganz hohe Taille, deren Verzierung in einer Art Pelierine besteht. — Diese ist oben herum, 2 Finger breit unter dem Halsausschnitt fest genäht, die Hälfte des hinteren Kragentheils ausgezogen, welches auf der Schulter mit dem vorderen Kragenteil zusammengefaßt wird. Die Pelierine bildet hinten eine Spitze, hat auf der Schulter einen Zaden-schnitt und hängt vorn in zwei spitzen Enden bis auf den Rand der Taille herab. Die kurzen Ärmel sind glatt anschließend und am unteren Rand nach hinten zu etwas spitz geschnitten.

Ein langer, weiter, aus 2 Theilen bestehender Schooß bildet gleichsam einen zweiten Rock, dessen unterer Rand an beiden Seiten etwas spitz ausläuft.

Der Besatz des Kleides um Kragen, Ärmel und Schooß besteht aus breiten Schrägstreifen von weiß und schwarz carvirtem Popeline; an diesen Besatz schließt sich nach außen eine ganz schmale, schwarz und weiße Seidenborte mit schwarzen und weißen Seidenpuscheln.

Der untere Rock des Kleides ist ganz glatt und nur mit einem breiten Saum versehen. — Um den Halsausschnitt des Kleides ist ein schmaler, weißer Stickereistreifen gefest. [2759]



knöpfen zum Zuknöpfen versehen ist. Der Schooß des Zäckchens hat als Verzierung 6 zadenförmige Einsätze aus quer gefaltetem dunkelblauem Taffet. — Uebereinstimmend mit dieser Verzierung sind Rock und Ärmel arrangirt; letztere haben 2 breitere Falteneinsätze, welche vom untern Rand in grader Richtung, etwas schmaler werdend, bis herauf zum Ärmelloch gehen und durch einen ganz schmalen Streifen vom Stoff des Kleides getrennt sind. Der Rock hat eine derartige Garnitur à deux lés (à bandes), welche zu beiden Seiten das Vorderblatt von den Seitenblättern trennt. Sie besteht an jeder Seite aus einem gefalteten Taffetstreifen, dessen Breite am untern Rand des Rockes 6 Centimeter, oben an der Taille 4 Centimeter beträgt. An der rechten Seite deckt dieser Besatz zugleich die Oeffnung einer kleinen Tasche, an der linken Seite bildet derselbe das eine Theil des Schließes und wird hier der Rock mittels Haken und Desen geschlossen.

Die Breite des ganzen Rockes beträgt 2½ Elle und 1/10, die Länge 1/2 Elle und 1/10. — Derselbe ist mit feiner Gaze gefüttert und oben in breite Doppelfalten gelegt, deren das Vorderblatt bis dicht an die gefalteten Einsätze heran 4 hat. Ein weißes breites Leinwandband faßt rings herum die Falten und ist mittelst dieses so gebildeten Gurtes der Rock innerhalb der Taille über den Zaden-spitzen festgenäht. Der auf der Abbildung sichtbare Ligenbesatz des Kleides ist aus blauer Pique gebildet. Derselbe ist stets zu beiden Seiten des Falteneinsatzes angebracht, folgt also an der Taille den Zaden des Schooßes, geht von da vorn am Rand der Weste herauf, um den Halsausschnitt und zu beiden Seiten der Schulternaht entlang.

Bei den Ärmeln findet sich der Besatz an beiden Seiten der Einsatzstreifen und zwischen denselben herunter, sowie auch um den untern Rand der Ärmel, so weit diese aus Popeline bestehen.

Am Rock geht der Besatz ebenfalls an beiden Seiten der à bandes-Garnitur herunter und von da quer um den Rock, eine Handbreit über dem untern Rand. Die hierzu gehörigen Abbildungen geben die Vorder- und Rückansicht des Kleides. [2760]

**Nr. 2 Kleid aus grauem Seidenpopeline — für Knaben von 4—6 Jahren**

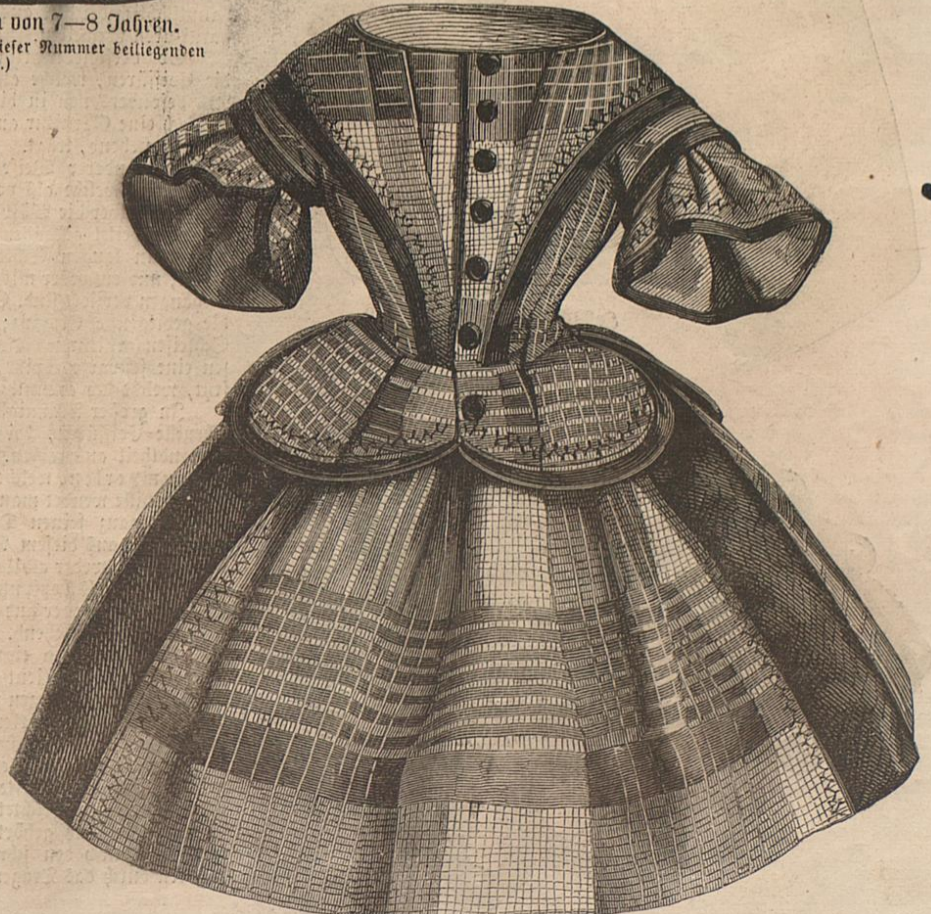
(nicht von 6—8 Jahren, wie irrthümlicher Weise auf dem Supplement bezeichnet.)

(Der Schnitt befindet sich auf dem Supplement.)

Die Mode costumirt jetzt die kleinen Knaben von 4—6 Jahren den Mädchen so ähnlich, daß man einen derartigen modernen Anzug nicht anders als ein Kleid nennen kann. Diesem Genre gehört das hiermit in Abbildung und Schnitt gegebene Kleid an.

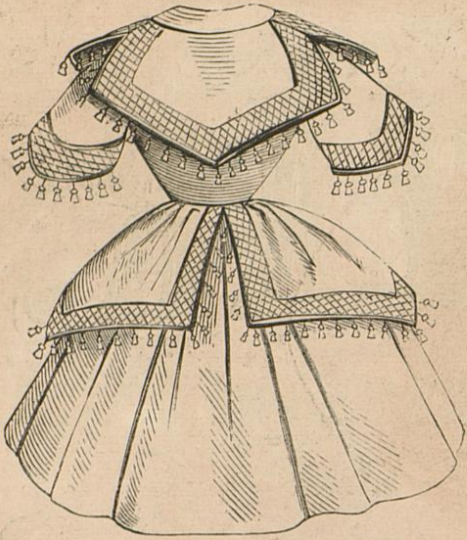
Es besteht aus Rock und Zäckchen, letzteres in Verbindung mit einer Weste von feinem weißem Piqué, welche mit Reusilber-

Nr. 1. Kleid für Mädchen von 7—8 Jahren. (Der Schnitt befindet sich auf dem dieser Nummer beiliegenden Supplement.)



Nr. 2. Kleid für einen Knaben von 4—6 Jahren. (Der Schnitt befindet sich auf dem dieser Nummer beiliegenden Supplement.)

Nr. 3. Kleid für ein Mädchen von 5—6 Jahren.



Rückansicht des Mädchenkleides Nr. 1.

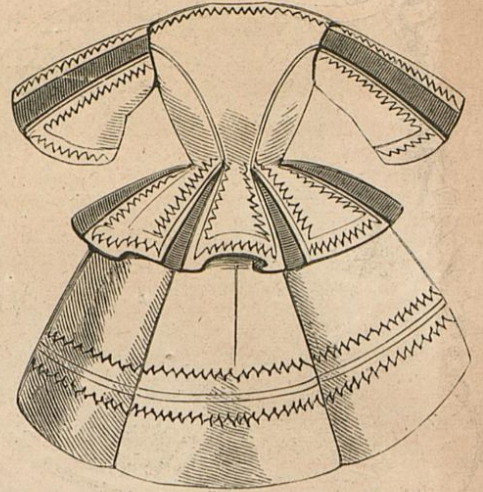
Nr. 3 Kleid von blau und weiß carrirtem Seidenpoppeline — für Mädchen von 5—6 Jahren.

Dieses Kleid, dessen Vorder- und Rückseite die hierzu gehörigen Abbildungen zeigen, besteht aus Rock und Schoofjäckchen. Der Schoof ist vorn abgerundet, ebenso an den Seiten, wo er einen tiefen Einschnitt hat; hinten am Rückentheile ist er in 2 große Doppelfalten gelegt und hat von da in der Mitte herunter die Länge einer Viertelelle. Den Halsauschnitt des Leibchens umgiebt hinten ein runder Kragen, welcher vorn trag-

bandartig bis zur Taille herunter gesetzt ist. Die kurzen Ärmel sind sehr weit geschnitten, oben zweimal in Falten gelegt und bilden demzufolge einen krausen Volant, dessen Rand in der Weise abgerundet ist, daß der ganze Ärmel unter dem Arm nur die Höhe einer reichlichen 1/2 Elle hat; der obere, in Falten gelegte Theil des Ärmels wird von einem kleinen glatten Ueberärmel bedeckt.

Die Verzierung des Kleides besteht an der Taille in einer fingerbreiten Einfassung von kornblumenblauem Sammet, darüber befindet sich ein schmaler Besatz aus gleichfarbiger Lise. Diese Verzierung zeigt sich um den Rand des Schoofes, des Kragens und der Ärmel, bei letztern sowohl am Volant, als an den kleinen Ueberärmeln. Die Taille ist vorn herunter mit einer Reihe blauer Sammetknöpfe besetzt; zwei gleiche Knöpfe sind oberhalb der beiden Schooffalten angebracht.

Der Rock hat einen Besatz à bandes, welcher in einem 11 Centimeter breiten Streifen dunkelblauen Sammets besteht



Rückansicht des Knabenkleides Nr. 2.



Rückansicht des Mädchenkleides Nr. 3.

und auf jeder Seite Vorder- und Seitenblatt des Rockes trennt; ein schmaler Lisenbesatz geht zu beiden Seiten der Sammetstreifen herunter.

Oben herum ist der Rock in 10 breite Doppelfalten gelegt, deren 3 aus dem Vorderblatt, 1 aus jedem Sammetstreifen, 5 aus den beiden Seitenblättern gebildet sind.

Der Rock wird an der linken Seite unterhalb des Schoofes geschlossen und hat an der rechten Seite eine kleine Tasche, deren Eingang durch die Doppelfalte des Sammetstreifes verdeckt wird.

Die hier in Abbildung gegebenen Modelle sind dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris und Berlin, entnommen. [2761]

frische Eleganz verlieren; angenehm ist es dann jedenfalls, wenn man selbst im Stande ist sich eine Schleife oder einen andern einfachen Kopfsputz zu arrangiren, und dabei so manchen Vorrath von Band, Spitzen, Blumen oder all dem schon vorher genannten Material verwenden kann.

Wir geben daher heut eine Anzahl Abbildungen moderner Coiffüren, bei deren Wahl wir hauptsächlich den Zweck der Selbstverfertigung für unsere Leserinnen im Auge gehabt haben. Diese wird ihnen bei einiger Geschicklichkeit leicht gelingen, wenn sie die folgenden genauen Beschreibungen der Coiffüren zur Hand nehmen.



Kopfsputz Nr. 2.

Gestell zum Kopfsputz Nr. 2.

Coiffüren.

Der Kopfsputz ist jetzt ein so wichtiges Erforderniß der Damentoilette geworden, daß selbst ganz junge Mädchen den Schmuck des Haares für den einfachen Hausanzug fast nicht mehr entbehren mögen. — Besonders aber sind es die Abendgesellschaften — Theater, Concerte und Bälle — die jetzt einen neuen Glanz in schönen Coiffüren aller Art entfalten und für welche die Mode Wunderwerke schafft.

Blumencoiffüren erscheinen in seltenster Schönheit und Vollendung und umweben oft den ganzen Kopf bis zu den zurückgeschlagenen Scheiteln mit einem Blüthenreze, welches nach der Höhe des Kopfes zu sich in leichtes Blätterwerk verliert. Wir haben diesen Coiffüren in unserm letzten Modenbericht schon eine Besprechung gewidmet und wollen heute hauptsächlich bei den aus Band, Spitzen und Chenille gefertigten Haargarnituren verweilen.

So verschiedenartig als das Arrangement des Haares, sind auch die Coiffüren, welche aus den Händen der Modistinnen hervorgehen. Als besonders neu in dieser Beziehung wäre zu bezeichnen, daß man vielfach eine Garnitur an einer Seite des Kopfes, etwas nach dem Gesichte zu stehend, trägt.

In anderer Weise und in gleicher Beliebtheit erscheinen die Coiffüren, welche als voller Halbkranz den Nacken umgeben und einen schmalen, über die Wölbung des Kopfes und bis an den zurückgeschlagenen Scheitel gehenden Reif haben; oder solche, die von der Höhe des Kopfes in langen Schleifen und Enden bis auf die Schultern herabfallen, und entweder mit langen Seidenquasten oder Perlen und Schmelz-Behängen verziert sind. Sammetband, farbig sowie schwarz, schafft hier die gediegenste Eleganz; außerdem wird nur schweres Taffetband zu Schleifengarnituren verwendet. Oft windet sich auch zwischen die Schleifen eine schwarze Spitze, mit unzähligen schwarzen Perlenglöckchen besetzt, welche sich anmuthig bei jeder Wendung des Kopfes bewegen.

In großer Mannigfaltigkeit und reizender Phantasie erscheinen die Chenille-Coiffüren, bei denen ebenfalls die Perlen einen wesentlichen Bestandtheil ausmachen. Es sind dies die sogenannten schwarzen Schaumpferlen, welche man in allen Größen und Formen anwendet. Die Chenille wendet man ebenfalls in verschiedener Stärke an, und zwar von der ganz feinen Drahtchenille bis zu der vollsten ohne Draht. Man bildet aus diesem Material kleine allerliebste, mit Perlen verzierte Netze, die entweder als Ueberhang einer farbigen Bandgarnitur oder auch für sich allein als Kopfsputz dienen, und in diesem Falle unten herum lange Chenillefransen oder andere Chenillebehangen haben, aus ineinander gefasteten Ringen bestehend. Diese letztern Coiffüren haben etwas sehr Leichtes, Gräßliches, und eignen sich auch zur einfachen Haustoilette. Die feine Drahtchenille dient auch zur Imitation von Federn, ja sogar Blätter- und Blumentränzen mit lang herabhängenden Zweigen oder Quasten von Chenille und Perlen. Diese Coiffüren sind nur für den Gesellschaftsaal, denn sie gestatten so wenig wie jede andere Blumengarnitur, daß man einen noch so leichten Hut darüber setzt, wenn man nicht eine geschickte Hand zur Seite hat, welche die leicht in jede Form zu biegender Chenille wieder aufrichtet und arrangirt.

Der Kopfsputz gehört vor Allem zu den Toiletten-Artikeln, welche nicht nur durch den schnellen Wechsel der Mode unbrauchbar werden, sondern durch das Tragen selbst sehr bald das geordnete Ansehen, die



Kopfsputz Nr. 3.



Kopfsputz Nr. 1.

Material: rother Sammet, 10 Centimeter breite schwarze Spitze, 2 schwarze Federn.

Dieser Kopfsputz ist seiner einfachen Gebiegenheit wegen vorzugsweise älteren Damen zu empfehlen. Er umschließt die hintere Haargarnitur mit einer schneckenförmig gewundenen, mit krauser Spitze besetzten daunenstarken Sammetrolle und hat an einer Seite 2 Straußfedern. Die Farbe für das Material dieses Kopfsputzes ist nach Belieben zu bestimmen und kann natürlich nur übereinstimmend mit der vorherrschenden Farbe der übrigen Toilette gewählt werden. Das uns vorliegende Original ist aus hochrothem Sammet, schwarzen Spitzen, hat schwarze Federn, und zeigt in dieser Zusammenstellung einen höchst eleganten Effect.

Die Rolle, welche die eigentliche Form dieser Coiffüre bildet, ist sehr fest mit Watte gestopft und innen, ihrer ganzen Länge nach (1 1/2 Elle weniger 1/16 betragend) mit einem Draht versehen, damit sie sich biegen läßt. Der Ueberzug besteht aus einem Streifen schräg geschnittenen Sammets, 7 1/2 Centimeter breit, (Die fertige Rolle darf nur 6 1/2 Centimeter im Umfang haben.) Die Naht entlang wird die Spitze angefräst, welche im Ganzen 2 1/2 Elle Weite haben muß.

In Bezug auf das Binden der Sammetrolle zu der in verkleinertem Abbildung gegebenen Schneckenform ist Folgendes zu bemerken: der äußere Umfang dieser Schnecke muß 3/4 Elle betragen und eine geschlossene Rundung bilden, indem man das Ende der Sammetrolle (welches hinten an der Stelle des Nackens ausläuft) unterhalb der darüber fallenden Rolle befestigt; das andere Ende der Sammetrolle, welches hinten in der Mitte das Gewinde schließt, bleibt frei stehen. — Nach oben müssen die Kreise der Rolle ungefähr 2 Finger breit von einander absehen, unten aber dicht an einander schließend befestigt werden.

Die schwarze Spitze windet sich natürlich mit der Rolle zugleich und zwar stets von innen heraus. — Daß die hier beschriebene Schneckenform nicht eine flache, sondern eine gewölbte, ist auf der Abbildung des Kopfsputzes deutlich zu sehen. Die beiden Federn werden an der rechten oder linken Seite der Schnecke angebracht. Die obere Feder wird von vorn nach hinten zu gelegt, so daß sie schon die äußere Rolle mit umfaßt; die untere Feder, deren Stiel zwischen die erste und zweite Sammetrolle gesteckt ist, biegt sich mit der Fahne nach vorn.

Diese Seiten-Garnitur kann auch durch eine Sammetrolle mit herabhängenden Enden noch voller und reicher gemacht werden.

Kopfsputz Nr. 2.

Material: 11 Centimeter breites schwarzes Sammetband mit blauen seidenen Quersstreifen.

Dieser Kopfsputz ist von sehr solider gediegener Eleganz, erfordert aber etwas Fülle des Haars. Er ist so arrangirt, daß er hinten die Flechte mit einem breiten Reif umfaßt und an einer Seite, nach dem Gesicht zu stehend, eine sehr volle Schleifengarnitur mit langen und kurzen Enden zeigt. Zunächst wollen wir den Reif möglichst genau beschreiben, welcher gleichsam das Gestell des Kopfsputzes bildet. Es gehört dazu ein 3 Centimeter breiter, beinahe 3/4 und 1/2 Viertel Elle langer gerader Streifen schwarzen Tülls, an dessen einer Längenseite ein Drahtband untergeheftet ist. Dieser Streifen wird mit dem zum Kopfsputz bestimmten Band umwunden (1 1/4 Elle ist dazu nöthig), an beiden Enden spitz eingeschlagen und zusammengenäht, in der Weise, daß das Ganze die Form eines länglichen, oben runden, unten spitzigen Blattes bildet (die hierzu gehörige Abbildung giebt eine verkleinerte Ansicht dieses Reifes). Um diesem Reif, welcher nach der Form des Kopfes gebogen wird, festeren Halt zu geben, formt man aus dünnem überspannenen Draht einen länglichen Kreis-Oval (39 Centimeter im Umfang), welchen man an einer seiner spitzigen Rundungen mit einem daunenbreiten schwarzen Tüllrand versehen, und so innerhalb des Reifes festsetzt, so daß der Tüllrand nach der Spitze des Reifes zu kommt und zur Befestigung der Schleifengarnitur mit dient.

Zu dieser Garnitur gehört ungefähr 2 1/2 Elle Band; von den beiden größeren herabhängenden Enden enthält das längere 34, das kürzere 27 Centimeter Länge, das Uebrige des Bandes wird zu den darüber befindlichen Schleifen und kurzen Enden verwendet, deren Arrangement nach der gegebenen Abbildung leichter, als nach wörtlicher Beschreibung zu verstehen und nachzubilden ist.

Dieser Kopfsputz muß beim Tragen so befestigt werden, daß die Spitze des Reifes den oberen Rand des Ohres berührt.



Die Sammetrolle zum Kopfsputz Nr. 1 (verkleinert.)



Kopfsputz Nr. 3.

Material: Drahtchenille in Himmelblau und Dunkelbraun, schwarze Schaumperlen, breites blaues Taffetband.

Dieser Kopfsputz bildet eine Art Kranz, dessen vollere Hälfte den Nacken berührt und aus großen, mit schwarzen Perlen verzierten Chenilleblättern besteht. An unserm Modell sind diese Blätter in der Farbenzusammenstellung von Himmelblau und Braun arrangirt, doch kann hier leicht dem verschiedensten Geschmack genügt werden, indem man statt Himmelblau Kornblumenblau, Rosa, Cerise, Ponceau u. s. w. nimmt, oder den Kopfsputz nur in einer dieser Farben ausführt; ja sogar ganz Dunkelbraun oder Schwarz ist zu empfehlen und paßt zu jeder einfach eleganten Toilette.

Die Blätter selbst — 5 blaue und 5 braune — sind aus kleinen und großen, stets mit einer schwarzen Schaumperle verzierten Chenillefäden zusammengewunden, aus eben solchen Chenillefäden ist auch die obere schmale Garnitur des Kranzes gebildet. Die Abbildung zeigt eines der Blätter in Originalgröße. Zu jedem der Blätter schneidet man ungefähr 18 Chenillefäden von verschiedener Länge (7 bis 10 Centimeter lang), eines darunter jedoch 1/4 Elle lang, zum Stiel des Blattes; schiebt auf jedes der Fäden bis zur Mitte eine Perle und bildet eine Dese, indem man die Enden zusammendrehet. Von dem längern Chenillefaden wird ebenfalls an einem Ende eine kleine Dese geformt, welche die Spitze des Blattes bildet; das andere Ende des Fadens bleibt zum Stiel und werden daran die übrigen Fäden mit schwarzer Seide zu einem Blatt gewunden in der Weise, daß die kleineren Fäden nach der Spitze, die größeren nach unten kommen, wie es die Abbildung deutlich erkennen läßt. Zur Befestigung der Chenillegarnitur wird ein Drahtgestell gefertigt — ein aus etwas starkem Drahtgeformter, mit schwarzer Seide bewickelter Ring (40 Centimeter im Umfang), an dessen untere Halbrundung nach außen ein 3 Centimeter breiter Streifen doppelt schwarzen Tülls gefast ist (der Tüllstreifen ist nach der Form des Ringes rund geschnitten und dient als Unterlage der Blättergarnitur); ehe man diese aber aufrührt, windet man auf die obere Halbrundung des Drahtringes einzelne kleine Chenillefäden, gleich einem Kranz, in dem auf der Abbildung erkennbaren Wechsel der Farben; alsdann beginnt man, von jeder Seite nach der Mitte zu, das Arrangiren der großen Blätter zur unteren Garnitur. Man vertheilt die Blätter so, daß auf eine Seite 3 blaue, 2 braune, auf die andere Seite 2 blaue, 3 braune Blätter kommen, und befestigt sie in der Weise fest, daß ein Blatt stets das andere etwas deckt, und daß in der Mitte 4 Blätter (2 braune, 2 blaue) gegeneinander liegend zusammentreffen.

Ein himmelblaues Taffetband (1 Elle 1/2 Viertel lang) wird zu einer kleinen Schleife mit 2 gleichlangen Enden geformt und mit der Schleife in der Mitte zusammentreffenden Blätterstiele bedeckt, so daß die Enden des Bandes hinten von der Mitte aus herabhängen — die Abbildung giebt hier von eine ganz deutliche Ansicht.

Kopfsputz Nr. 4.

Material: 7 Centimeter breites schwarzes Sammetband; 2 ceriserothe Seiden-Quasten und Schnur von cerise und schwarzer Seide.

Man fertigt dazu ein Untergestell, indem man ein 42 Centimeter langes Stück Draht sichelförmig zusammenbiegt, in der Weise jedoch, daß diese Form in der Mitte nur 1 Centimeter, nach den Enden zu 3 Centimeter breit ist. Man überzieht hierauf die Form mit steifem schwarzen Tüll, faßt sie mit Seidenband ein und biegt sie nach der Rundung des Kopfes etwas gewölbt. Auf dieses Untergestell wird die Sammetgarnitur geheset. Zu dieser ist 4 1/2 Elle Sammetband nöthig. Man nimmt davon zuerst ein 76 Centimeter langes Stück, schneidet es in der Mitte schräg durch und heftet diese beiden Band-Enden in der Mitte des Gestells, 3 Cent. breit von einander entfernt, fest. Alsdann schneidet man zum Knoten ein 12 Cent. langes Stück Sammetband ab, und das übrige Band in 8 gleiche Theile; aus diesen bildet man 8 Schleifen, indem man jedes Theil mit den Enden zusammen in eine Falte heftet. Von diesen 8 Schleifen werden an jede Seite des Drahtgestells 4 angebracht, in der Weise wie es die Abbildung ganz deutlich zeigt. In der Mitte umfaßt man diese Schleifengarnitur mit einem Knoten, zu welchem man das dazu bestimmte Stück Sammetband der Länge nach bis zur halben Breite in Falten legt und auf der linken Seite der Garnitur übereinander näht.

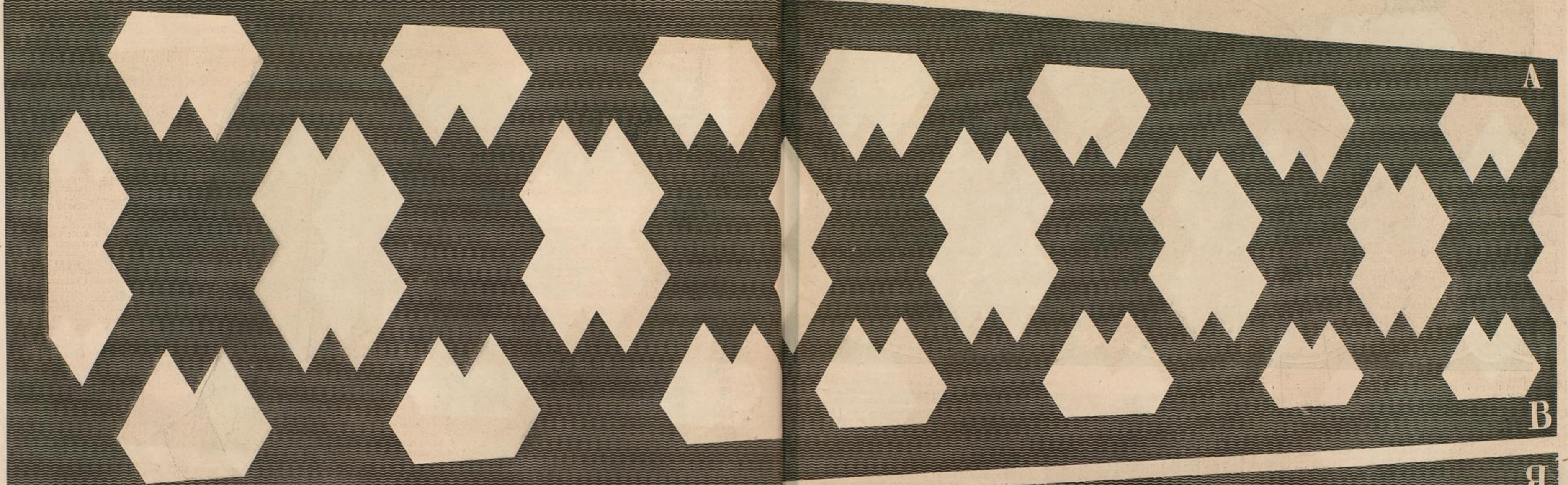
Zwei lange schwere ceriserothe Seidenpuscheln sind an eine 1 Elle und 1/2 Viertel lange Seidenschur genäht, welche in der auf der Abbildung sichtbaren Verschlingung über der Sammetgarnitur befestigt wird, und zwar liegt die Schur von ihrer Mitte aus über dem Sammetknoten, fällt, vorn sich kreuzend, in 2 langen Schlingen auf die Bänder herab, ist von da über die runden Spitzen des Drahtgestells geschlungen und hängt dann an beiden Seiten mit den Quasten herunter. An unserm Modell ist diese Schur aus ceriserother und schwarzer Kähseide geflochten, und zwar sind 2 starke dreifache Flecht-



Kopfsputz Nr. 4.

Kopfsputz Nr. 1.

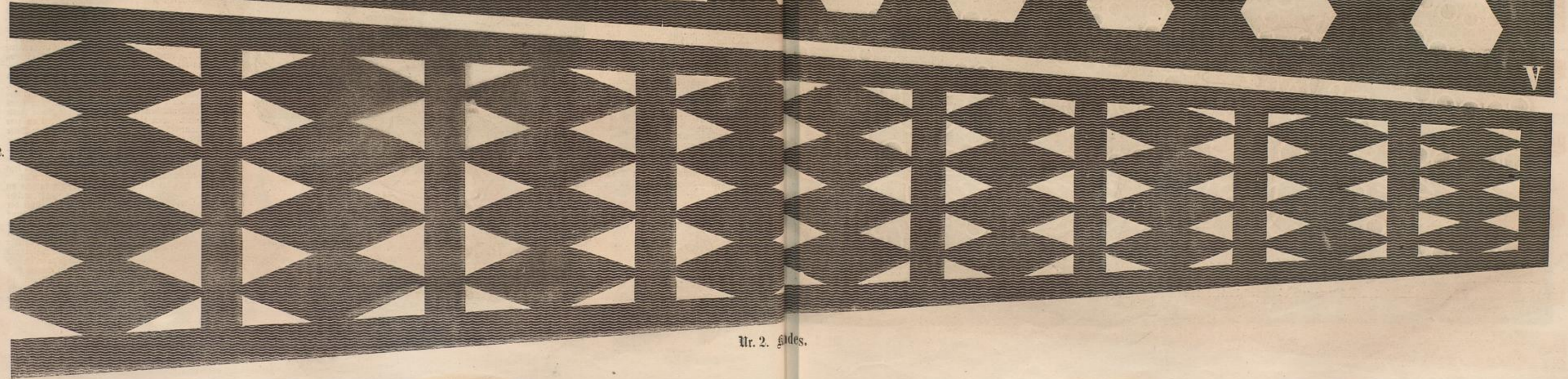
Nr. 1  
a.



Nr. 1  
b.



Nr. 2.





ten zu einer 1 Centimeter breiten vollen Borte an einander genäht.  
 Die Seidenpuscheln sind aus cerise gekreppter Nähseide gefertigt, welche man zu einem 20 Centimeter langen sehr vollen Strähn schneidet; das eine Ende dieses Strähns bindet man um das Ende der fertigen Schmur, so daß die langen Seidenfäden rund um die Schmur herabhängen und 1 Zoll lang die Schmur über den Befestigungspunkt des Strähns hinwegsteht. Man schlägt nun die losen Seidenfäden um das kurze Schmur-Ende zurück und unterbindet auf demselben das Seidensträhn 3mal, wie die Abbildung zeigt, indem man dadurch kleinere und größere Tollen bildet und unterhalb dieser Tollen, das Strähn noch als eine 13 Centimeter lange Puschel herabhängen läßt. [2763]

Deffin zu einer Spitze (Applicationsarbeit).

**2 Besätze à bandes.**

**Zu Seiden- oder Wollkleidern.**

Material: schwarzer oder dunkelfarbiger Sammet.

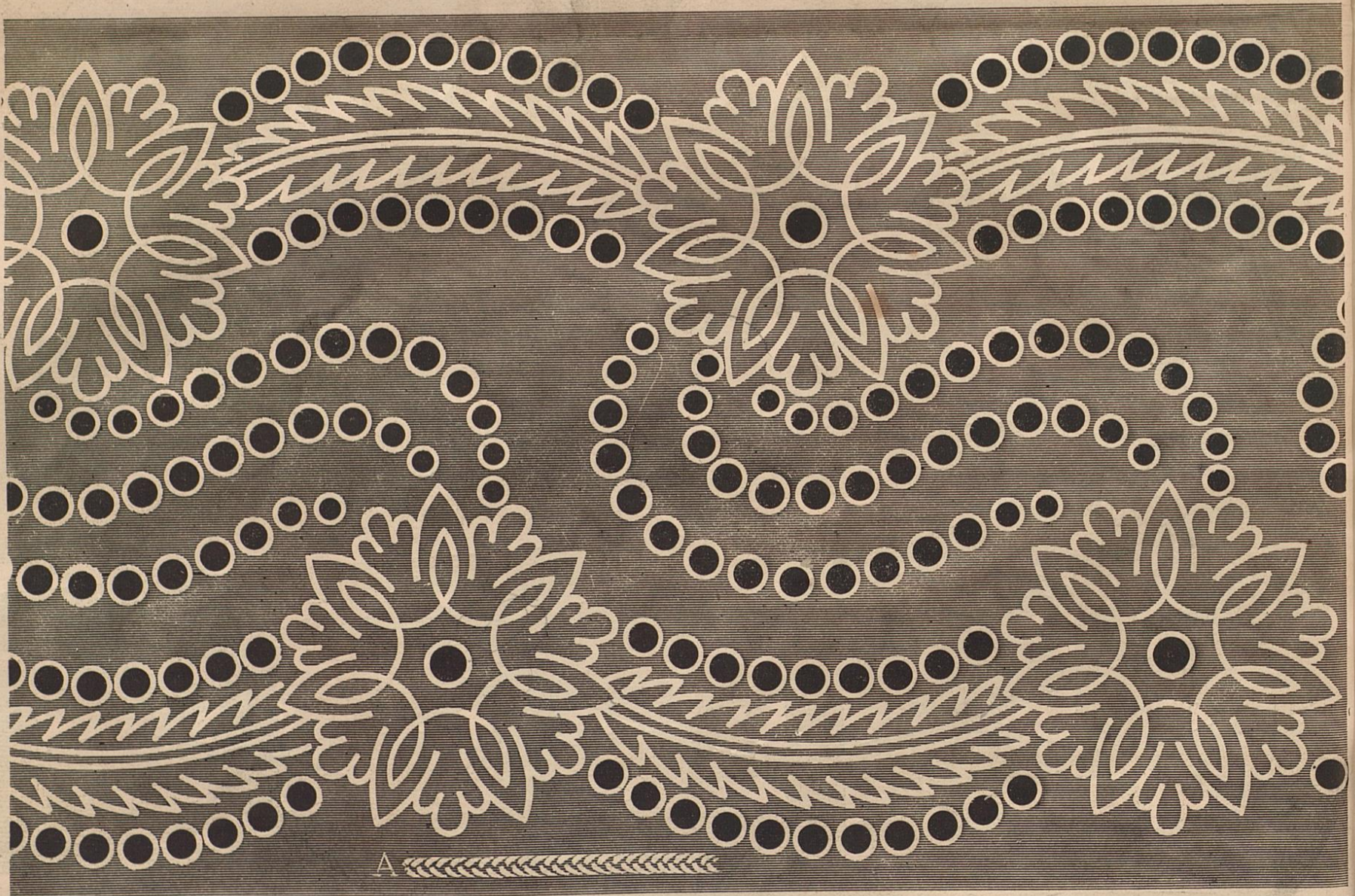
**Zu Ballkleidern**

Material: farbiger Turlatan oder Krepp.

Wir geben hiermit 2 vorzüglich schöne Deffins, nach denen sich die Leserinnen die elegantesten Garnierungen à bandes selbst ausschneiden und besonders auf ganz leichte Art ihre Ballkleider in reizender Weise ausschneiden können; den hierzu nöthigen Angaben möge folgende Erklärung in Betreff

des Musters vorangehen: Das eine der Deffins ist vollständig gegeben und wird nach der auf dem Muster befindlichen Buchstabenbezeichnung A an A, B an B zusammengesetzt; von dem 2. Deffin ist des Raumes wegen nur die obere Hälfte als die in der Zeichnung schwierigere, gegeben — nach unten zu, wo das Muster in immer größeren, weniger gebrängten Figuren erscheint, ist die Fortsetzung desselben zu der gehörigen Länge jedenfalls leicht, und bleibt deshalb der Arbeiterin überlassen. Ohne Verlängerung bildet dieses Deffintheil den vollständigen Besatz à bandes eines Kinderkleides. Bei beiden Besatz-Deffins deuten die dunklen Figuren den zu applicirenden Stoff, also das Muster an, hingegen bezeichnet der weiße Grund den auszuschneidenden Stoff.

Aus Sammet geschnitten ist der Besatz zu wollenen so



Unterrock-Bordüre (über den Saum) in Ritz und engl. Stichelei. (A die Litze.)

wie zu seidenen Kleidern raffend und je nach Geschmack, in übereinstimmender oder absteckender Farbe anzubringen; Schwarz paßt zu allen Farben und hebt sich jedenfalls sehr geschmackvoll hervor, doch kann sogar zu einem schwarzen Kleide ein farbiger Besatz gewählt werden.

Eine solche Garnitur — aus Sammet geschnitten — wird ohne weiteren Besatz nur mit feiner Nähseide am Rand der Figuren entlang aufgenäht. Wollte man die Garnitur indeß aus Meirée schneiden, so wäre allerdings ein Besatz von Schüre oder schmaler Quimpe nöthig, um das Ausfahnen des Stoffes zu verhüten.

Zu einem Ballkleid ist die leichteste und vorteilhafteste Art der Ausführung dieses Besatzes folgende:

Sei es ein klares Mullkleid, ein Tüll- oder Kreppkleid, so führt man die Application auf einem besondern Streifen desselben Stoffes aus; bestet auf diesen Streifen doppelten Tarlatan oder Krepp, in beliebiger zart absteckender Farbe, und diese 3fache Stofflage auf das vollständig gezeichnete Muster.

Dann zieht man die Contouren mit offener Weißer oder gleichfarbiger Seide in dichten Vorderstichen nach, wobei man alle 3 Stofflagen durchsticht, und hat somit den Besatz mit dem Grundstoff verbunden. Hierauf schneidet man den doppelten Tarlatan oder Krepp an den betreffenden Stellen sorgfältig und so dicht, als es ohne den vorgezogenen Faden zu beschädigen möglich ist, hinweg und hat alsdann nur noch den ganzen Besatzstreifen zwischen Vorder- und Seitenblatt des Rockes einzunähen. — Selbstverständlich gehört an jede Seite des Rockes ein Besatzstreifen. — Der äußere Rand des Besatzes kann mit einer Seidentüll-Nähe oder Bandrolle verziert werden; zusammengezwundene starke Chenille würde zu diesem Zweck ebenfalls zu verwenden sein.

Will man mehr Mühe an diesen Besatz wenden, so kann man, anstatt nach oben beschriebener Weise die Contouren nur vorzuziehen, dieselben mit Nähseide in weitläufigem Languettenstich arbeiten; doch ist es zum schönen Eindruck des Ganzen nicht nothwendig, eben so wenig zur Haltbarkeit, da dergleichen Ausschmückung ja nicht für gar zu lange Dauer berechnet ist.

Im Fall der Wäsche muß der Besatzstreifen selbstverständlich losgetrennt werden.

Beide Dessins sind ganz neuen pariser Modells aus dem Magazin von Theodor Morgenstern entnommen, welches derartige Kleidergarnituren in Sammet ausgeklagen, in reicher Auswahl bietet.

**Dessin**

zu einer breiten Spitze.  
(Applicationsarbeit.)

Material: Brüsseler Tüll, feiner Mull, Stachbaumwolle.

Eine recht sorgfältig ausgeführte Application mit Mull auf Tüll ist eine ganz vorzügliche Spitzen-Imitation und das hier für diese Arbeit gegebene Dessin von sehr zartem Effect.

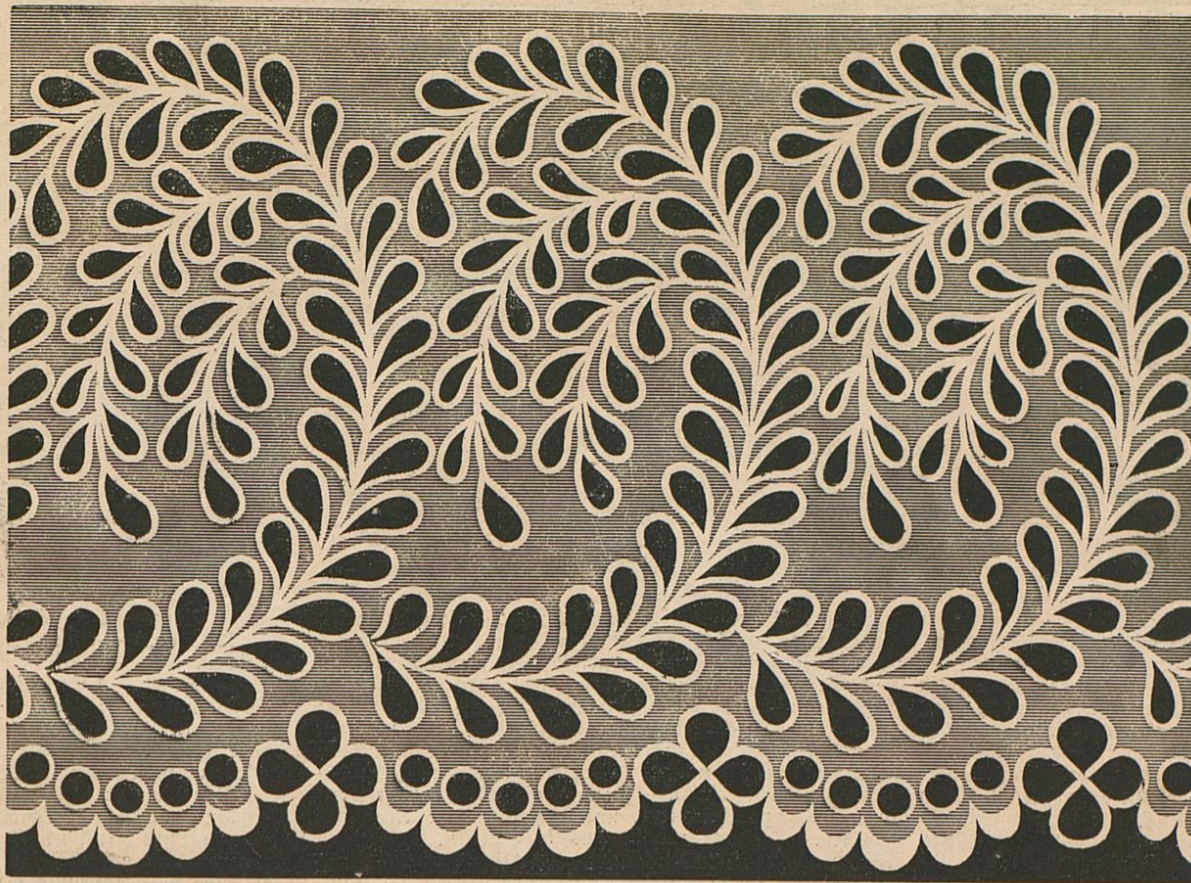
Die Anwendung einer solchen Spitze wäre: zur Verthe um ein ausgechnittenes Kleid, als Armelvolant oder Garnitur eines Fichu, ja sogar als Halbschleier würde die Spitze jeder Anforderung an die Eleganz genügen.

Allerdings hängt die Schönheit der Arbeit eben so von der Ausführung derselben ab, als von der Qualität des dazu verwendeten Materials; Mull und Tüll müssen fein und sehr klar, die Baumwolle muß weich und sehr schmiegsam sein, wenn die Arbeit das Ansehen einer Spitze haben soll.

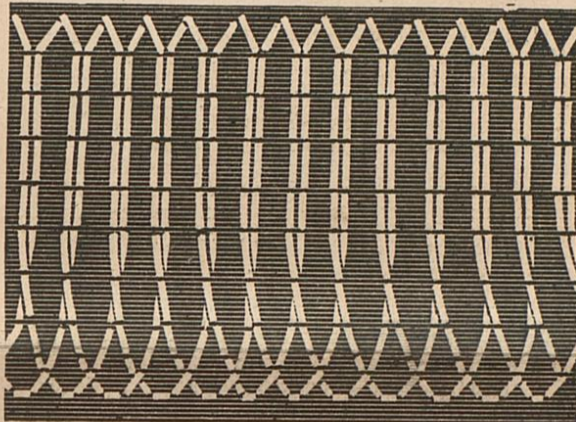
Der Mull wird bei der Arbeit unter den Tüll und beides ganz gleichmäßig und glatt, doch nicht zu straff, auf das Muster gebettet. Beim Ausführen der Contouren des Dessins, was mit französischem Stielstich geschieht, darf man stets nur so viel des Stoffes fassen, als der vorgezogene Faden deckt, und die Stiche nicht zu gedrängt arbeiten.

Die äußere Linie des unteren Randes muß languettiert werden und das Ausschneiden der unteren Stofflage, nach beendeter Arbeit, mit äußerster Sorgfalt geschehen. Eine feine und scharfe Scheere ist jedenfalls dazu nöthig, um den hinwegzuschneidenden Stoff so dicht wie möglich von der Stickerei zu trennen; nur in dem Dessin selbst, wo dieses mit gekreuzten Linien gefüllt ist, bleibt der Mull stehen.

Zu gleicher Anwendung kann die Spitze auch in Schwarz gearbeitet werden. Man nimmt dazu schwarzen Seidentüll, als Unterlage leichten Flor und zur Ausführung des Dessins



Dessin zu engl. Stickerei.



Perlenfranze.

schwarze feine Nähseide. Die Contouren können alsdann nur vorgezogen oder ganz leicht unterworfen werden, da diese Arbeit der Wäsche nicht unterworfen ist. Im Uebriken verfährt man nach obiger Angabe. [2555]

**Unterrock-Bordüre.**

Material: Schmale weiße Lize, Stachbaumwolle.

Die Verzierung der feineren Unterkleider mit Stickerei ist stets noch ein wichtiges Erforderniß der eleganten Damentouillette, und geben wir hiermit ein Dessin, in welchem englische Stickerei und Lizenbesatz in sehr geschmackvoller Weise vereinigt ist. Das Dessin ist über den breiten Saum eines Rockes zu arbeiten, und bedarf keiner weiteren Erklärung, da die englische Stickerei sich durch schwarzen Grund abzeichnet.

Das unterhalb der Bordüre befindliche mit A. bezeichnete kleine Dessin giebt die vergrößerte Ansicht einer gestochenen Lize, welche sich ganz besonders zur Ausführung des betreffenden Musters eignet, da sie mehr als die feineren leichten Plattschmürchen hervortritt.

Ein recht dichtes Annähen mit festem Zwirn ist hierbei zu empfehlen, um die Arbeit für die Wäsche dauerhaft zu machen. [2769]

**Dessin zu englischer Stickerei.**

Die Anwendung von Weißstickereien ist eine so unendlich vielseitige, und die Beschäftigung damit so allgemein beliebt, daß eine reiche Auswahl Dessins der verschiedensten

Art wünschenswerth, ja sogar nothwendig erscheint; denn nicht allein, daß nicht jede Hand vollkommene Geschicklichkeit für die Weißstickerei besitzt, sondern auch die Art des Stoffes, sowie der Zweck für die Stickerei bedingt eine sorgfältige Auswahl der Muster. Wo auf dichtem Stoff ein in die Augen fallender Effect gewünscht wird, behält die englische Stickerei stets den Vorzug und ihre Ausführung geschieht leicht und schnell.

Wir geben hiermit unsern Leserinnen ein Dessin zu solcher Ausführung, welche bekannt genug ist, um einer weitern Erklärung nicht zu bedürfen. Die Bordüre bildet eine sehr reiche elegante Verzierung, zu Unterkleidern, Bettdecken u. s. w. geeignet. [2771]

**Perlen-Franze**

zu Börsen, Chatelaine-Taschen u. s. w.

Material: lange Stahlperlen.

Zu Perlen-Tischdecken kleinen Schiffsomnibussen, zum Kopfsputz.

Material: schwarzer oder weißer feiner Schmelz.

Eine einfache lange Perlen- oder Schmelzfranze bildet da, wo sie in geeigneter Weise anzubringen ist, stets den schönsten, effectvollsten Schmuck. — In Bezug auf die Verwendung solcher Franzosen zu Börsen, Chatelaine-Taschen, kleinen Tischdecken, bedarf es keiner weitern Belehrung. Die kleinen Schiffsomnibussen, welche in einer Ecke oder an der geraden Wand eines Zimmers aufgehängt werden, verziert man oft, anstatt mit zackigen Lambrequins, nur mit einer gestickten Borte und Perlen-Franzen. Bei einem Kopfsputz bleibt es der Phantasie der Verfertigerin überlassen, ob sie an den herabhängenden Enden, oder zwischen den oberen Schleißen eine Franzengarnitur anbringen will, jedenfalls ist dergleichen Ausputz ganz im Geschmack der Mode.

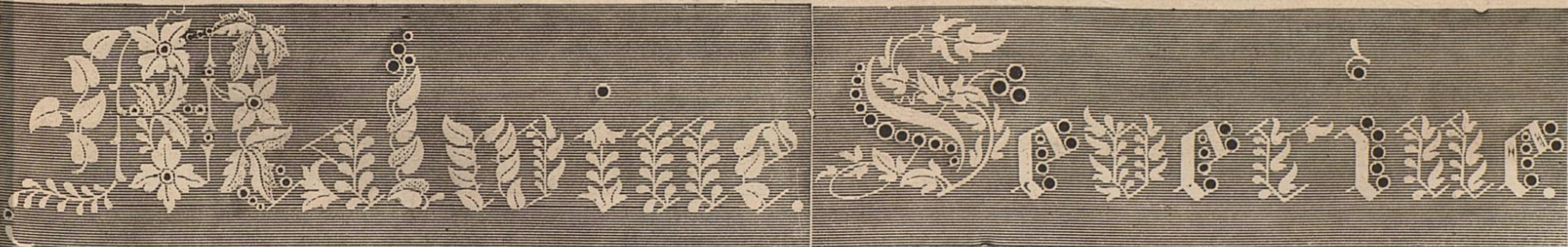
Die Ausführung der Franze ist so einfach, daß sie gewiß ohne besondere Erklärung allein nach der Abbildung unternommen werden kann; indeß in Rücksicht darauf, daß das Leichte oft mit zu flüchtigem Blick geprüft wird, lassen wir eine Beschreibung folgen.

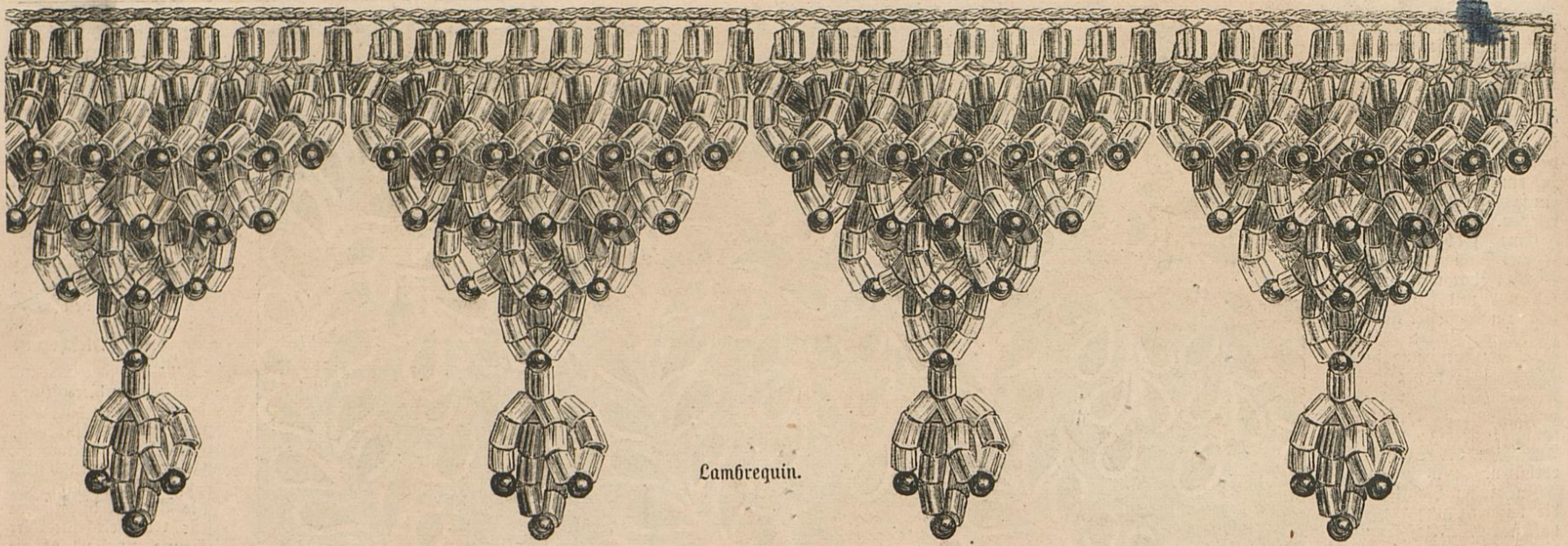
Die erste Perlentour, welche die oberen Zäckchen der Franze bildet, wird unmittelbar an die betreffende Tasche, Börse, Stickerei u. s. w. geschlungen, die man mit der Franze garniren will. Man reißt stets 2 und 2 Perlen auf und schlingt sie in bestimmter Entfernung fest. — An die Fäden schlingt man alsdann die Franzenschleifen in der auf dem Muster angegebenen Länge, indem man stets eine Zacke übergeht, und erst bei der nächsten Tour, welche aus eben solchen Franzenschleifen wie die erste Tour besteht, die freigelassenen Zäckchen faßt. Beim Arbeiten dieser 2. Tour muß man die zu einer Franzenschleife aufgereichte Perlenchnur durch die nächstfolgende Schleife der vorigen Tour ziehen, damit die Franze unten in der Weise verschlungen erscheint, wie es die Abbildung deutlich erkennen läßt. [2557]

**Lambrequin.**

Material: böhmische Perlen in Milchweiß; Kuyserperlen; weißer Brillanzzwirn.

Schon mehrfach haben wir in unserm Blatte über die mannigfaltige Verwendung der Lambrequins gesprochen und kommen auch heute auf diese so beliebte Verzierung zurück, welche in so verschiedener Gestalt erscheint, daß sie sowohl zur Draperie eines Fensters, als zum Schmuck eines Tischchens, einer Fußbank dienen, ja selbst an einem kleinen Arbeitsbörbchen die Franze oder gestickte Borte vertreten kann, mit welcher man es sonst zu garniren pflegt. Eben so verschieden ist auch die Art der Ausführung der Lambrequins — Tapissiererei, Perlen- und Plattstickerei, Application und Mosaik — alle diese Arbeiten finden dabei ihre Anwendung; doch keiner derselben gilt unsere heutige Beschreibung; der Häkelhaken und zwei Stricknadeln sind die Werkzeuge zu der sehr einfachen Arbeit. Die hierzu gehörige Abbildung giebt eine Ansicht des Lambrequins in natürlicher Größe; doch wird die Kenntniß der Arbeit selbst die Leserin überzeugen, daß dies nicht die einzige zulässige Größe, sondern jede beliebige Veränderung, sowohl in der Gestalt, als im Arrangement der Farben, sehr leicht ist. — In Bezug auf eine Vergrößerung müssen wir jedoch bemerken, daß diese Art Lambrequins nicht sehr leicht von





Lambrequin.

Gewicht sind; die Perlen liegen in dichten Franzenreihen über einander, und wäre also zu berücksichtigen, ob der Gegenstand, den man mit einem Lambrequin verzieren will, auch für einen so schweren Behang geeignet ist. In der hier gegebenen Größe würde das Lambrequin als Verzierung einer kleinen Stagère, Fußbank oder eines Tischchens zu verwenden sein.

Wir beginnen nun die Beschreibung des Lambrequin. — Das obere Rändchen, welches eine Reihe einzelstehender Perlen zeigt, wird zuerst gearbeitet und zwar gehäkelt. Man reißt dazu milchweiße böhmische Perlen auf den Brillantzwirn und macht einen sehr losen Anschlag von der Länge, welche die Lambrequingarnitur haben soll; auf diesen Anschlag häkelt man alsdann die Perlentour ebenfalls so lose als möglich und hat dabei in regelmäßigem Wechsel eine sogenannte „feste“ Masche und 1 Luftmasche zu häkeln; die feste Masche wird stets durch eine Perle gezogen und dadurch eine Art Stäbchen gebildet — man sticht nehmlich beim Häkeln dieser festen Masche zuerst durch die darauf zu schiebende Perle, alsdann durch die betreffende Anschlagmasche, zieht den Faden als Schlinge durch die Anschlagmasche und durch die Perle, so daß man oberhalb dieser 2 Maschen auf der Nadel hat, und schürzt nun die feste Masche zu, indem man den unten hängenden Faden außerhalb der Perle heraufnimmt und durch beide auf der Nadel befindlichen Schlingen zieht. Dazwischen häkelt man 1 Luftmasche, läßt von den Anschlagmaschinen 1 Masche liegen und bildet bei der nächsten Masche ein 2. Perlenstäbchen — so fort — bis das Rändchen beendet ist.

Man verschürzt die letzte Masche, so daß sie sich nicht aufziehen läßt, und man von hier sogleich die erste Lambrequin-

zacke stricken kann. Dies geschieht mit 2 nicht allzu starken stählernen Stricknadeln, auf deren eine man 9 Maschen des Perlenrändchens aufnimmt; zwischen jeder aufzunehmenden Masche läßt man jedoch 1 Masche des Rändchens liegen, so daß man unterhalb der aufgenommenen Maschen auch 9 Perlen zählt. Alsdann reißt man die zu einer Zacke nöthigen Perlen auf und zwar zu der ersten aus 7 Schleifen bestehenden Franzenreihe: (3 weiße, 1 Kupfer-, 3 weiße Perlen, — noch 6 mal wiederholt). — Dann 7 einzelne weiße Perlen, welche zwischen die 1. und 2. Franzenreihe eingestrickt werden. — Dann zur 2. aus 5 Schleifen bestehenden Franzenreihe: (3 weiße, 1 Kupfer-, 3 weiße Perlen — noch 4 mal wiederholt) — dann 5 einzelne weiße Perlen — dann auf die vorige Weise zu 3 Franzenschleifen — 3 einzelne weiße Perlen — 1 Franzenschleife.

Die Seite, auf welcher man nun die 1. Tour strickt, wird die linke Seite der Strickerei.

1. Tour — 1 Masche geschränkt gestrickt, 7 Perlen vorgeschoben, deren mittlere eine Kupferperle sein muß, 1 mal umgeschlagen, in der Weise, daß man den Faden von hinten nach vorn um die Nadel nimmt, 1 Masche geschränkt gestrickt, abermals 7 Perlen vorgeschoben und den Faden auf die vorige Weise um die Nadel geschlungen — so fort, bis 7 Perlen Schleifen gebildet sind — die letzte Masche strickt man geschränkt nach. Man muß bei dieser Tour möglichst fest stricken, damit die Perlen Schleifen sich dem Rändchen dicht anschließen. (Die Perlen Schleifen müssen bei dieser Tour hinter der Nadel liegen.)

2. Tour — ohne Perlen — die 1. Masche gestrickt; die 2. Masche mit dem dahinter liegenden umgeschlagenen Faden geschränkt zusammengestrickt, so daß man also von vorn nach hinten durch die Maschen sticht — \* 1 mal umgeschlagen und zwar nach der oben beschriebenen Weise, die nächste Masche mit dem dahinter liegenden umgeschlagenen Faden geschränkt zusammengestrickt — vom \* wiederholt bis zu Ende. (Die Perlen Schleifen müssen bei dieser Tour vor der Nadel liegen.)

3. Tour — mit Perlen — (das Umschlagen und Abnehmen geschieht stets nach der angegebenen Weise) — umgeschlagen, abgenommen — \* 1 Perle vorgeschoben, umgeschlagen, abgenommen — vom \* wiederholt, bis 7 Perlen eingestrickt sind; bei der letzten Perle nimmt man die beiden letzten Maschen zusammen.

4. Tour — wird ohne Perlen, wie die 2. Tour gestrickt und vor dem letzten Abnehmen nicht umgeschlagen.

5. Tour — die ersten beiden Maschen und der hinter der 2. Masche liegende Faden werden zusammengestrickt, dann — \* 7 Perlen vorgeschoben, umgeschlagen, abgenommen — vom \* wiederholt, bis 5 Perlen Schleifen eingestrickt sind.

6. Tour — ohne Perlen, wie die 2. und 4. Tour.

7. Tour — wie die 3. Tour, es werden hierbei 5 einzelne weiße Perlen eingestrickt.

8. Tour. — ohne Perlen — zu Anfang und zu Ende dieser Tour wird abgenommen, in der Weise, daß die Maschenzahl sich um 2 vermindert, da

die 9. Tour nur 3 Franzenschleifen erhält — diese werden nach voriger Art eingestrickt.

10. Tour — ohne Perlen. —

11. Tour — 3 einzelne Perlen eingestrickt.

12. Tour — ohne Perlen — mit Abnehmen zweier Maschen.

13. Tour — 1 Perlen Schleife eingestrickt.

Hiermit ist die Zacke beendet. Man verschürzt die letzte Masche und läßt einen Faden hängen, lang genug, um damit später die kleine Perlenquaste, welche die Spitze der Zacke ziert, auszuführen zu können.

Man nimmt nun dicht neben dieser Zacke abermals 9 Maschen von dem gehäkelten Rändchen auf, reißt die nöthigen Perlen auf und befestigt den Faden an der 1. Masche; alsdann führt man die Lambrequinzacke nach der oben gegebenen Beschreibung aus, desgleichen die übrigen. Eine festere Form giebt man den Zacken, indem man die Randmaschen entlang eine Tour dichter fester Maschen häkelt, welche jedoch von den herabhängenden Perlen Schleifen verdeckt wird. Natürlich darf man bei dieser Häkeltour den Rand der Zacken nicht zusammen ziehen.

Zuletzt fertigt man an jede Zackenspitze eine kleine Quaste, aus 3 Perlen Schleifen bestehend, deren Vereinigung 2 Perlen über einander bilden, so daß die untere dieser beiden Perlen unter der einzelnen Perlen Schleife der Zacke zum Vorschein kommt.

[2766]

**Plattstich-Deffin**

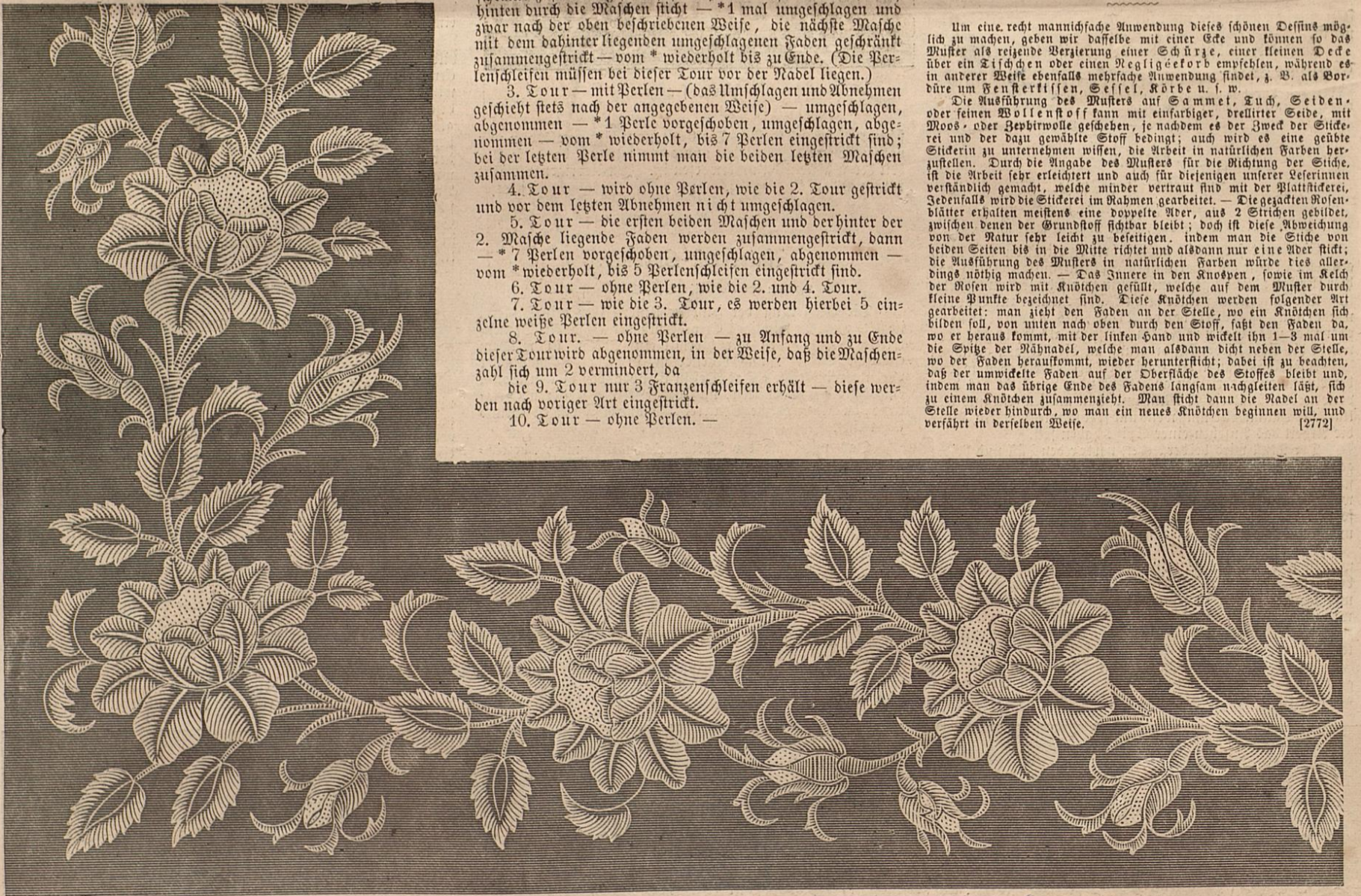
zur Bordüre um Fensterkissen, Decken, Körbe u. s. w.

Material: starke dreifache Seide oder feine Wolle.

Um eine recht mannichfache Anwendung dieses schönen Deffins möglich zu machen, geben wir dasselbe mit einer Gte und können so das Muster als reizende Verzierung einer Schürze, einer kleinen Decke über ein Tischchen oder einen Regligeeoford empfehlen, während es in anderer Weise ebenfalls mehrfache Anwendung findet, z. B. als Bordüre um Fensterkissen, Sessel, Körbe u. s. w.

Die Ausführung des Musters auf Sammet, Tuch, Seiden- oder feinen Wollstoff kann mit einfacher, dreifacher Seide, mit Moos- oder Fehrwolle geschehen, je nachdem es der Zweck der Stickerei und der dazu gewählte Stoff bedingt; auch wird es eine geübte Stickerei zu unternehmen wissen, die Arbeit in natürlichen Farben herzustellen. Durch die Angabe des Musters für die Richtung der Seide, ist die Arbeit sehr erleichtert und auch für diejenigen unserer Leserinnen verständlich gemacht, welche minder vertraut sind mit der Plattstickerei. Jedenfalls wird die Stickerei im Rahmen gearbeitet. — Die gedachten Rosenblätter erhalten meistens eine doppelte Ader, aus 2 Strichen gebildet, zwischen denen der Grundstoff sichtbar bleibt; doch ist diese Abweichung von der Natur sehr leicht zu beseitigen, indem man die Seide von beiden Seiten bis in die Mitte richtet und alsdann nur eine Ader sticht; die Ausführung des Musters in natürlichen Farben würde dies allerdings nöthig machen. — Das Innere in den Knospen, sowie im Kelch der Rosen wird mit Knötchen gefüllt, welche auf dem Muster durch kleine Punkte bezeichnet sind. Diese Knötchen werden folgender Art gearbeitet: man zieht den Faden an der Stelle, wo ein Knötchen sich bilden soll, von unten nach oben durch den Stoff, fahrt den Faden da, wo er heraus kommt, mit der linken Hand und wickelt ihn 1-3 mal um die Spitze der Nähnadel, welche man alsdann dicht neben der Stelle, wo der Faden heraufkommt, wieder heruntersticht; dabei ist zu beachten, daß der umwickelte Faden auf der Oberfläche des Stoffes bleibt und, indem man das übrige Ende des Fadens langsam nachgießen läßt, sich zu einem Knötchen zusammenschiebt. Man sticht dann die Nadel an der Stelle wieder hindurch, wo man ein neues Knötchen beginnen will, und verfährt in derselben Weise.

[2772]



Plattstich-Deffin.

Hierbei Supplement: Schnittmuster enthaltend.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 7. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 17. februar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VIII. Band.

## Erklärung des Modebildes.

Figur 1. Knabe von 8—10 Jahren. Schwarzes Sammet-Zäckchen, Pantalons von grauem Tuch, Weste von weißem Piqué.

Figur 2. Mädchen von 5 Jahren. Kleid von modischen Popeline, Mantel von rothem Tuch mit schwarzen Sammetstreifen verziert in der Weise, daß der eigentliche Mantel nur am untern Rande durch einen Quersreifen von schwarzem Sammet schließt, während der große Kragen aus rothen Tuch- und schwarzen Sammetstreifen besteht, die von oben nach unten gehend in der Mitte des Rückens in Spitzen zusammentreffen. Schwarzer Castorhut, mit schwarzer Spitze, einer Feder und Sammetstreifen garnirt. Weiße gestickte Pantalons, graue Stiefeln.

Figur 3. Knabe von 4 Jahren. Rock und Zäckchen von dunkelblauem Sammet, verziert mit Knöpfen desselben Stoffes und schwarzen Sammetborten.

Figur 4. Mädchen von 8—9 Jahren in Abendgesellschafts toilette. Robe von rosa Taffet mit gebrannten Volants, eben solchen Tragbändern, welche zu beiden Seiten der Taille mit großen rosa Bandschleifen befestigt sind. Weißes Leibchen von feinem Woll mit gebrannten Aermelvolants und einer gestickten Bordüre um den Halsauschnitt. Gelocktes Haar mit rosa Bandschleifen verziert; gestickte Pantalons, graue Stiefeln.

Figur 5. Mädchen von 5—6 Jahren. Robe von schottischem Popeline, Mantel von grauem Tuch mit langem spitzen Capuchon, dessen Aufschlag, sowie der Rand des Mantels durch schmales Sammetband in kurzem Streifenmuster verziert ist. Grau und schwarze Angoraquasten schmücken das Capuchon. Hut von grauem Sammet mit Bandschleifen und einer Feder garnirt.

Figur 6. Knabe von 5—6 Jahren. Rock und Zäckchen von braunem Sammet, mit schwarzen Soutachebörtdchen und schwarzem Sammet besetzt. Mütze von schwarzem Sammet mit schwarzer Feder.

[2750]

## Der falsche Schilling.

Skizze aus Londons Neuzeit.

Es war ein trüber Februarabend. Schwer und undurchdringlich hing der Nebel über der großen Stadt London; eilig schritten die Fußgänger, fest in ihre Mäntel gehüllt, durch die nassen, schmutzigen Straßen, und die plumpen, schwerfälligen Omnibusse waren bis auf den letzten Platz gefüllt. Langsam und träge schlenderten sie durch die Straßen zur bitteren Täuschung manches armen Fußgängers, der in seinem Verlangen, unter Dach zu kommen, dem übermüthigen Fahrzeug durch allerlei Gefahren nachließ, ohne zu bedenken, wohin er selbst, ohne zu sehen, wer ihm in den Weg trat, und so geschah es nicht selten, daß der Stoßende mit dem Gestohlenen zugleich auf das schlüpfrige Straßenpflaster niederglitt, dicht vor den Nähern des unbarmherzigen Wagencolosses, der, ohne Mitleid für solche Leiden und Kämpfe, mit wahrhaft stoischer Gleichgültigkeit seinen Weg fortsetzte.

Von der Masse der Bettler, welche sonst zu dieser Tageszeit die Straßen Londons überfluthen, sah man heut nur wenige, denn sie wußten zu wohl, daß bei so bitterbösem Wetter auch der mildthätigste, mitleidigste Mensch sich besinnen würde, auf der Straße stehen zu bleiben, um eine Kupfermünze aus der Börse hervorzusuchen; also krochen sie zurück in ihre Höhlen oder in die Brantweinschenken, und schonten ihre Lumpen für besseres Wetter.

Und doch, so schaurig die Nacht war, so gering die Hoffnung, auch nur einen Penny zu erhalten, konnte man um die sechste Stunde, dicht an dem hellerleuchteten Ladenfenster einer Specereihandlung in Cheapside eine zarte, kleine Gestalt stehen sehen, welche sich, so gut es gehen wollte, mit ihrem dünnen baumwollenen Tuche gegen Nässe und Kälte schützte.

Oft, und immer vergebens, hatte sie ihre schwache abgemagerte Hand den Vorübergehenden entgegen gestreckt, und wagte endlich, mit dem unverkennbaren Ausdruck schweren

Leides in ihren Zügen, mit schüchternen Stimme einen stämmigen wohlbeleibten Bürger um ein Almosen zu bitten, der im Schein des Ladenfensters eine Hand voll Silbergeld in seine Börse zurückschüttete, und nun auf den Omnibus warten wollte.

„Was? Kleine unverschämte Creatur“, gab der Angeredete dem Kinde zur Antwort, „fort mit Dir — da hätte ich viel zu thun, wenn ich jedem Bettler auf der Straße etwas geben sollte — mach' daß Du fort kommst, sonst rufe ich den Constabler.“

Das Kind fuhr zurück bei der drohenden Rede des Mannes, und wie das Licht der Gasflamme voll auf ihr Gesicht fiel, enthielt es ein Bild so äußersten Elends, daß auch ein hartes Herz hätte Mitleid empfinden müssen.

Doch der wohlgenährte, wohlhabende Mann am Ladenfenster war zu sehr mit seinem Gelde, mit seinem Aerger über den lange ausbleibenden Omnibus beschäftigt, um zu sehen, und als im nächsten Moment das ersehnte Fahrzeug heranwankte, auf sein Zeichen still hielt, stürzte er mehr als er ging auf die Straße hinüber, um der Erste zu sein, und erlangte glücklich einen Sitz. Als er in den Omnibus stieg, fiel eine Silbermünze aus seiner Hand hinunter in den Straßentoth und — das Mädchen am Ladenfenster hatte sie fallen sehen.

Mit einem Satz war sie drüben, holte die Münze zwischen den Füßen der Pferde hervor, die Gefahr so wenig beachtend, als die Warnung des erschrocknen Fuhrmanns. Hastig sprang das Kind an das Ladenfenster zurück, um den Werth des erbeuteten Geldes zu prüfen, und ein Beobachter, welcher Alles mit angesehen, bemerkte jest, wie ihre Augen strahlten, als sie in der Münze einen Schilling erkannte.

Einen Augenblick schien die Freude sie gelähmt zu haben, dann lief sie fort mit einer Schnelligkeit, deren man sie vor wenigen Minuten nicht fähig gehalten, und war bald verschwunden in der Menge, nur nicht für Einen. Dieser Eine, ein großer Mann von mittleren Jahren, in einen langen dunklen Mantel gehüllt, eine Pelzmütze tief über die Stirn gezogen, hatte von der Thür eines Ladens aus, wo er Cigarren



Pariser Moden.

gekauft, während er gemüthlich eine solche rauchte, den Vorgang mit angesehen, anfangs gleichgültig, dann mit immer wachsendem Interesse, und war endlich, getrieben von einer, ihm selbst unerklärlichen Theilnahme dem Mädchen gefolgt. Bald hat er sie eingeholt, denn so rasch sie auch lief, konnten seine langen Schritte mit ihrer Flüchtigkeit wohl den Wettkampf wagen, und ehe das Kind Cheapide halb durchmessen, war der Verfolger ihr dicht auf den Fersen. Weder rechts noch links ausweichend, lief das Mädchen so schnell als möglich ihren graden Weg fort, das Geld fest in der Hand haltend, bis sie zu einer engen Straße kam, in welche sie links einbog, und endlich keuchend und athemlos vor einem kleinen Kramladen still stand. Das Verkaufsfokal war trübe beleuchtet und sah sammt seiner böse und argwöhnisch blickenden Besitzerin recht ungemüthlich und gar nicht einladend aus.

„Ein Viertel Zucker, 1/4 Loth Thee, ein 2 Penny=Bröden und ein Licht“ sagte das Kind.

„Macht 5 Pence und 1/2“ entgegnete das Weib, indem sie gleichsam beschützend die Hand über die begehrteten Gegenstände ausbreitete, als fürchte sie, ihre Käuferin könne darauf losstürzen und damit durchgehen.

„Hier ist Geld,“ antwortete die Kleine, den Schilling hinreichend.

Die Frau drehte ihn in der Hand hin und her, und ließ ihn dann auf den Ladentisch fallen — er klang hohl!

Des Kindes Herz stand fast still, mit bleichem Gesicht, mit zitternden Lippen sah sie, wie die Verkäuferin die Münze vom Tisch nahm, sie ans Licht hielt . . .

Der Schilling war falsch!

Ja, er war falsch! Ihr Schatz, ihr einziges Geldstück, das sie so sorgsam aufgehoben und festgehalten, wofür sie die, ach so sehr ersehnte Speise kaufen wollte, war falsch! Diese Entdeckung war zu schrecklich — es war ja unmöglich. Sie war ja so glücklich gewesen, so voll uneigennütziger Freude über das Glück, das sie nach Hause zu bringen gedachte. — Wer konnte das Herz gehabt haben, sie so zu hintergehen? Wer? — Mit dieser verzweifeltten Frage kam ihr Gedächtniß zurück, und einem plötzlichen Gefühl der Reue folgend, sagte sie:

„Er ist nicht mein!“

„O, das glaub' ich,“ schrie das Weib: „Guresgleichen ist auf den Betrug abgerichtet, so jung ihr auch seid,“ fuhr sie fort, des Kindes Selbstanklage für das Bestreben haltend, sich von aller Schuld zu reinigen; „aber ich habe auch meine offenen Augen, ich werde mich gewiß nicht übertröseln lassen!“ Mit diesen Worten stürzte sie hinter dem Tisch hervor auf das Kind los, packte es beim Arm und schrie: „Du sollst mir vor den Magistrat, und da wirst Du schon Deine Schliche erzählen müssen. Ich dulde hier keine Falschmünzerbande!“

„Ach thut das nicht, thut's nicht,“ flehte das Kind, zitternd vor Schrecken, als das Weib, unbarmherzig fest haltend, einen Zungen, den der Lärm herbeigezogen, nach dem Polizeidiener schickte.

„Ich wußte nicht, daß er falsch war — ich hob ihn auf — es war unrecht, ihn zu behalten, denn er gehörte mir nicht; aber ich war so hungrig, und Mutter auch — und wir haben keine Arbeit, und . . .“

„Still! Ich mag Deine Lügen nicht hören, weiß schon Alles auswendig. — Spar Dir Alles auf für die Polizei, da sieh wie Du durchkommst!“

„Ach, ich bitte, vergehen Sie mir nur diesmal! Meine Mutter würde sich zu sehr grämen. — Gewiß, ich wußte's nicht, daß der Schilling falsch ist, ich nahm ihn von der Straße auf.“

„Das ist die Wahrheit, ich war Zeuge —“ sagte der Mann, welcher dem Mädchen gefolgt war, und soeben in den Laden trat.

„So, Sie haben's gesehen? Wer sind Sie?“ fragte das Weib, mit argwöhnischen Blicken das halbverhüllte Gesicht des Fremden mustern.

„Ich bin ein Mann, dessen Wort etwas gilt, und werde es beweisen, sobald es nöthig ist; keinesfalls bin ich so bedeutend werth, von Ihrer Gnade abhängig zu sein!“

„Ei, wirklich! Wohl gar ein Gentleman, ein Gutsbesitzer — oder vielleicht gar Prinz Albert selber?“

„Ei!“

„Noch nicht hoch genug? Nun, ich bitte Ew. Gnaden demüthigst um Verzeihung, aber ich weiß mit so vornehmen Leuten nicht umzugehen. Die Herren von der Polizei werden's schon besser wissen.“

„Polizei? Was reden Sie da? — Habe ich nicht gesagt, daß ich Zeuge war, wie das Kind den Schilling aufhob?“

„O gewiß, aber Niemand kann Einen zwingen, Alles zu glauben, sogar so große Herren nicht, wie Sie sind. Aha, Du möchtest wohl gern entweichen?“ sprach sie plöblich, und gab der Kleinen einen solchen Stoß, daß sie fast zu Boden taumelte, „glaub's wohl, das wäre Dir eben recht!“

„Schämt Ihr Euch nicht, Frau,“ unterbrach sie der Fremde, „schämt Ihr Euch nicht, ein Kind, ein Mädchen so zu mißhandeln . . .“

„Ich mich schämen!“ fuhr die Verkäuferin nichtsnützig auf — „denk' Ihr, Ihr könnt ungestrast solch eine nichtsnützigere Creatur zur Betrügerei anhalten und noch dazu . . . ah — da ist die Polizei!“ fuhr sie fort, als in diesem Augenblicke ein Polizeidiener eintrat. — „Hier das Mädchen verfolge ich, weil es falsches Geld in Umlauf bringt — und der da ist ihr Helfershelfer!“

„Ja, ja, so ist's! Polizist, thut Eure Schuldigkeit und nehmt sie Beide fest.“

„Ach nein, nein, thun Sie's nicht, Herr Polizist,“ flehte die Kleine, auf ihre Knie fallend, „ich wußte nicht, daß es falsch war; ich sah es aus den Händen eines Herren auf die Straße fallen, als er in den Omnibus stieg, und ich hob es auf!“

„Eine schöne Geschichte, wahrhaftig,“ schrie das jornige Weib, sich zu den Leuten wendend, die der Ton ihrer Stimme und das Erscheinen des Polizeibeamten herbeigelockt; „s'ist doch wirklich schade, daß Unserns nicht auch solchen Herren begegnen kann, die Geld um sich her streuen; ehrlichen Leuten passiert so Etwas nicht.“

„Kennt Ihr die Kleine, Polizist?“ fragte eine Stimme aus dem Haufen.

„Nein! sie ist mir fremd — wahrscheinlich noch ein Neuling im Geschäft — armes Ding.“

„In dem Sinne, wie Sie meinen, hat sie es nie getrieben,“ sagte der unbekannte Freund des Kindes, welcher noch immer,

die Mühe tief ins Gesicht gedrückt, da stand. Ich kann beschwören, daß sie den Schilling auf der Straße aufnahm.“

„Behaltet nur Eure Schwüre für Euch; ich denke, Ihr werdet sie brauchen können,“ rief das Weib höhrend. „Hierher, Polizei! fort mit ihnen!“

„Welche Beschuldigung habt Ihr gegen den Mann, Mistreß,“ fragte der Polizeidiener, „was hat er gethan?“

„Gethan —? Was? hat er's nicht eben bekant, daß er zu ihr gehört, daß er ihr Helfershelfer ist . . .?“

„Nichts dergleichen habe ich bekant — indessen, wenn mir die Wahl gelassen wäre, zu ihr oder zu Ihnen zu gehören, würde ich das Erstere vorziehen!“

Die Antwort auf diese Bemerkung ward durch den Polizeidiener zurückgebrängt, welcher darauf bestand, von Mistreß eine bestimmte Anklage gegen den Mann hören zu wollen.

„Denn,“ sagte er, „ich kann nicht ganz Cheapside arretiren, weil Jemand gesehen, wie ein Herr einen Schilling fallen ließ, den ein Kind aufhob, und der zufällig falsch ist.“

„Ich bin Euch zu folgen bereit,“ sagte der Mann im Mantel; „aber für Sie, Mistreß, wäre es besser, Sie schwiegen, und ließen die Sache ruhen.“

„Nun, Polizei, werdet Ihr Eure Schuldbigkeit thun, oder muß ich nach einem Andern schicken?“

„Ganz nach Belieben — mir gilt es gleich — wenn ich auf solche Anklagen Leute arretiren wollte, hätte ich viel zu thun.“

„Gut, so weiß ich was zu thun ist; laß Einer von Euch da draußen nach der Polizeistation und sag, Mrs. Mob — kleine — Straße Nr. 19 lasse sich Hilfe ausbitten.“

„Nicht nöthig, Mistreß,“ antwortete eine Stimme aus dem Gedränge — „hier kommt eben der Oberaufseher.“

Während die Worte gesprochen wurden, trat ein fein aussehender Mann in den Laden, und fragte, den Polizeidiener bemerkend, welcher das Kind am Arm gefaßt hatte: „Was giebt's hier? Geschäftsaufhebung?“

So klar als möglich setzte der Diener dem Herrn den Fall auseinander, während der Blick des letzteren zum großen Aerger der Mistreß Mob mit immer wärmerem Ausdruck des Mitleids auf der zitternden Gestalt des armen Kindes haftete.

„Kennt Ihr das Mädchen?“ fragte er, nachdem der Polizeidiener seinen Bericht beendet.

„Nein, Sir!“

„Und Sie?“ fragte er weiter, zu dem Fremden sich wendend, „was wissen Sie von der Sache?“

„Ich stand in der Nähe, als das Kind den Schilling von der Straße aufnahm. Ich hatte gehört, wie sie um eine Gabe flehte und mit Drohungen abgewiesen ward. Ich sah den Mann, der sie so hart angerebet, mit einer Hand voll Silbermünzen aus einem Spezeriladen treten, auf den Omnibus zugehen, und beim Einsteigen eine Münze aus seiner Hand in den Koth fallen, die er dem Kinde nicht geben mochte. Auch die Kleine hatte die Münze fallen sehen, und wahrscheinlich vom Hunger getrieben, der ja deutlich genug auf ihrem Gesicht zu lesen ist, stürzte sie mit wahrnütziger Gier auf den Omnibus zu und holte mit Lebensgefahr das Geld unter den Hufen der Pferde hervor. Der Wunsch, die Verhältnisse kennen zu lernen, welche ein so schwaches hilfloses Kind in einer solchen Nacht bettelnd auf die Straße stoßen, ließ mich ihr folgen bis zu diesem Laden, wo ich durchs Fenster sah, wie sie den erbetenen Schilling als Bezahlung für — diese Herlichkeiten da — auf den Tisch legte; ich hörte, wie diese Frau sie beschuldigte, falsches Geld in Umlauf zu bringen, und da ich eintrat, die Sache aufzuklären, beschuldigte sie mich, des Kindes Helfershelfer zu sein. Nur dem gesunden Sinn dieses Polizeibeamten habe ich zu danken, daß ich nicht festgenommen bin.“

„Ihre Erzählung trägt den Stempel der Wahrheit; doch ich kenne Sie nicht. Wodurch verbürgen Sie die Wahrheit Ihrer Aussage?“

„Durch mein Wort; mein Soldatenwort!“ und mit einer Hand seine Pelzmütze abnehmend, mit der andern den grauen Mantel auseinander schlagend, enthüllte er die Uniform des tapfern 33. Regiments mit der Krim-Decoration auf seiner Brust, eine frisch geheilte Säbelwunde auf der Stirn, und den Streifen des Sergeanten am Aermel. „Der Mann, der das gewonnen,“ sagte er und blickte stolz um sich her, „wird schwerlich der Genosse von Falschmünzern, oder der Erfinder einer Lüge sein.“

„Nein, nein, das ist der rechte Mann! Hurrah, ein Soldat! schrie die leicht bewegliche Menge, und der Polizeiaufseher, in den Enthusiasmus auf gemäßigtere Weise einstimmend, erklärte, daß solchem Zeugniß gegenüber es Thorheit sein würde, das Kind zu verklagen. Denn wenn Sergeant (Lindley — ergänzte der Soldat) das beschwören wolle, was er gesagt, würde kein Richter zu verdammen wagen.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Sergeant mit Selbstbewußtsein, „und so denke ich, kann ich nun gehen. — Ich danke Gott, daß dieses arme Kind und ich, mit denen hier so sinnlos und unbarmherzig verfahren ward, die Erfahrung machten, daß die Diener der Gerechtigkeit weder Tyrannen noch Thoren sind.“

Noch einige höfliche Worte zwischen dem Polizei-Officier und dem Soldaten, noch einige Beifallsäußerungen des Volkes, Wuthausbrüche und Drohungen von Seiten der Mistreß Mob, welche jedoch nicht mehr beachtet wurden als der Nebel draußen — und die Versammlung ging auseinander; alle schritten rasch ihrer Bebauung zu, nur das Kind schlich, schwach von Furcht, Kälte, Angst und Erschöpfung, langsam von dem Schauplay seiner Demüthigung hinweg.

Weder Beschimpfungen, noch Drohungen, noch Spötteorien schienen sie zu beachten, sondern drückte sich mit apathischem Gleichmüthe an den Mauern entlang, anscheinend ohne zu wissen, welchen Weg sie einschlagen, oder ob sie überhaupt sich fortbewegen sollte.

Eine kleine Weile hatte der Soldat sie beobachtet, dann, auf wunderbare Weise von ihrem klaglosen Schmerz gerührt, näherte er sich ihr, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Wohin gehst Du?“

Mit einem matten Blick — denn das arme Mädchen war zu erschöpft, um zu erschrecken — erhob sie ihre Augen zu dem freundlich ernten Antlitz, das sich über sie beugte, und sagte: „Heim!“

„Wo ist das?“

„Im Lloyd-Durchgang — Kronstraße.“

„Wohnen da Deine Eltern?“

„Mutter. Vater ist todt.“

„Armes Kind! Kannst Du nichts Besseres thun als betteln?“

„Mutter bekommt keine Arbeit.“

„Welche Arbeit versteht sie denn? Was trieb denn Dein Vater für ein Gewerbe?“

„Keins. Er war Soldat.“

„Soldat?“

„Ja!“

„Bei welchem Regiment?“

„Ich weiß nicht. Er ritt auf einem Pferde.“

„Ein Dragoner? Und sein Kind bettelt! Sagst Du auch die Wahrheit, Mädchen?“

„Ja; aber Sie können auch kommen und Mutter fragen.“

Der Soldat ging auf diesen Vorschlag ein, und so schritten Beide still neben einander her, bis das Kind vor der offenen Thür eines der elendesten Häuser im Lloyd-Durchgang stehen blieb. Im Hausflur tobten und schrieten eine Menge Kinder jeglichen Alters durcheinander, während aus dem Laden im Erdgeschoß der Rauch von qualmendem Reisig und der Duft von „ganz warmem Erbsen-Pudding“ in die Nacht hinaus dampfte und ein lärmender Zug zerlumpter Kinder sich aus und ein drängte.

Nicht ohne einen Schauer folgte Sergeant Lindley seiner Führerin die schlechten finstern Treppen hinauf in die niedrige Dachkammer, wo, ohne einen Funken Feuer im Kamin, auf dem einzigen zerbrechlichen Stuhl des dürftigen Raumes eine elend aussehende junge Frau saß, und beim Schein eines dünnen Lichtes arbeitete. Ihre Kleider waren noch schlechter und dürftiger als die des Kindes, und ihre Füße gänzlich unbedeckt.

Das Desinen der Thür veranlaßte sie von ihrer Arbeit aufzublicken, doch da der schwache Schimmer des Lichts nicht hinreichte, die Gestalt des Kriegers aus dem allgemeinen Dunkel hervorzuheben, so glaubte sie, das Kind allein sei zurückgekehrt.

„Nun Katy, mein Kind, bringst Du etwas mit? Ich habe Todesangst ausgestanden bei dem Gedanken, es möchte Dir ein Unglück zugestoßen sein. Wo bist Du gewesen?“

„Ich weiß nicht, Mutter, ich bin müde, und bringe Nichts mit, aber da ist ein Herr, der Dich sehen will,“ antwortete das vor Mattigkeit schwankende Mädchen.

Der Fremde, welcher unterdeß mit dem geübten Blick des Soldaten die ganze furchtbare Nacktheit des Raumes gemustert, sprach hervortretend: „Ist es möglich, daß das Kind die Wahrheit sagte; sind Sie wirklich die Wittve eines Soldaten?“

„Ja, Sir,“ antwortete die Frau, sich erhebend, „mein Mann blieb in der Krim.“

„Und sind Sie aus London gebürtig? Wie kommen Sie in diese traurige Lage?“

„Ich bin fremd hier, und kann keine Arbeit bekommen.“

„Warum kamen Sie dann hierher? Wo ist Ihre Heimath?“

„Ich wohnte sonst in Nottingham, und verheirathete mich auch dort. Aber meine Eltern sind todt, und ich habe jetzt Niemanden mehr in dem Ort; als nun mein Mann fort ging, und ich lange Nichts von ihm hörte, ging ich nach London in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren.“

„Es war ein sehr gewagtes Unternehmen, einen Ort, wo Sie bekant sind, zu verlassen, um sich in eine fremde, große, menschenvolle Wüste, wie London ist, zu begeben.“

„Ja wohl, aber wenn das Herz schwer ist und voll Sehnsucht nach dem Wesen, das es mehr als das Leben liebt, ist man selten recht besonnen. Ich glaube hier meinem Mann näher zu sein, und deshalb kam ich. Ich denke — dabei hob sie ihren kummererschweren Blick kühn und frei zu dem Antlitz des Soldaten empor — „ich denke, trotz der Thorheit und aller dadurch erlittenen Leiden — könnte ich noch einmal die befehlende Hoffnung haben, er sei am Leben, wie damals, als ich herkam — ich würde es wieder thun.“

„Wohl, wohl, das ist sehr natürlich. Doch wenn Sie so für den Vater fühlen, warum schicken Sie das Kind betteln?“

„Ich schickte es nicht — und die bleiche Wange der jungen Frau erröthete bei diesen Worten; „ich ließ sie gehen, um zu sehen, ob sie nicht auf ehrliche Weise einen Penny erwerben könne, um Brod dafür zu kaufen; denn gestern verkaufte ich meine Stiefeln, um etwas Kohlen zu kaufen, und konnte daher heut nicht gut ausgehen. Aber Bettler sind wir deshalb nicht, und werden es, will's Gott, nimmer sein!“

„Bravo, so ist's recht! Aber nun sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann, und auf welche Art Ihnen zu helfen wäre. Vor Allen thut eine kleine Stärkung noth. In dieser Kammer ist es ja wüster und schrecklicher als auf den Wällen von Sebastopol. Hier, Kleine, ist Geld, laß Kohlen bringen, ein Feuer anzünden, und kaufe die Sachen, die Du heut kaufen wolltest, nur noch einmal so viel, ein Paar Portionen gutes Beefsteak, oder so etwas, und während Du fort bist, wird Deine Mutter mir ihre Geschichte erzählen, nicht wahr?“

Diese Geschichte war kurz und traurig, wie so viele andere, aber sie rührte deshalb das Herz des Zuhörers nicht weniger. Denn vor ihm stand — sie wollte nicht sitzen, weil kein zweiter Stuhl für ihren Gast vorhanden war — vor ihm stand, zitternd vor Scham und Frost, mit abgemagerten, abgebräunten Zügen, in einem von allem Comfort des Lebens entblößten Raum, das theuerste Wesen eines Mannes, der, wenn auch dem Namen nach ihm unbekant, doch sein Waffenbruder gewesen war.

Tiefer als eigener Schmerz, dem der kühne Krieger oft ins Auge geschaut, drang diese traurige Erzählung in seine Seele. Denn mit den Klängen des Jammers, die wie die Stimme eines Sterbenden in sein Ohr drangen, tauchten Bilder und Töne in seinem Geiste auf, welche sich wunderbar zu Erinnerungen seines Lebens gestalteten.

Jetzt, durch den ungewohnten Anblick des Geldes bewogen, kam eine Hausbewohnerin von unten herauf mit einer Schaufel voll glühender Kohlen, die im Kamin mit den darauf geworfenen Holzspannen ein schönes helles Feuer gaben; Sergeant Lindley, demselben sich nähernd, nahm jetzt erst seine Mühe ab, fuhr mit der Hand über die Stirn, im tiefen Nachdenken das volle braune Haar zurückstreifend. Er wandte sich zurück zu der armen Frau, eine Bemerkung auf den Lippen, als ein durchdringender Schrei ihm das Wort abschchnitt und die Wittve, auf ihn zustürzend, seinen Arm ergriff.

„O William, William — wie konntest Du . . .“

„Ich heiße nicht William; was meinen Sie? wer sind Sie? Wie heißen Sie?“ — rief der Soldat in heftiger Aufregung.

„Mary Lindley!“  
 „Wie? Mary Lindley?“ und er zog sie zum Feuer nieder, um besser ihre Züge zu sehen. — „Mary, meines Bruders Weib — und das ist sein Kind? O Herr des Himmels, kann das möglich sein?“  
 „Ja!“ und nun der plötzliche Hoffnungsstrahl so rasch niedergebrannt, lebte Mary zurück vor des Kriegers fester Berührung und seinen flammenden Augen. „Sie sind also John?“  
 „Ja, John, einst Ihr Feind — der . . .“  
 „Der die arme Spitzköpplerin nicht gut genug hielt für ihn, den besten und treuesten aller Menschen. O, Sie hatten sehr Recht — keine war gut genug für ihn!“  
 „Nein, ich hatte Unrecht, grausam Unrecht. Ich war sinnlos in meinem Stolz, in meiner Thorheit; ich konnte es nicht ertragen, daß Will überhaupt heirathete. Aber ich bin bestraft, wie ich es verdiene. O Gott, Euch so zu finden, und dann zu denken, wie er in meinem Arm starb, Euch Beide segnend und Euch daheim in Sicherheit und Wohlstand glaubend.“

„Dachte er unserer? mein armer, theurer Will!“ und das Gesicht mit den magern Händen bedeckend, sank das junge Weib auf ihre Knie und weinte bitterlich.

„Ja, Mary, er war ein eben so treuer Gatte, als ein guter Bruder und tapferer Soldat. So bitter ich Sie einst haßte, Mary, er lehrte mich Sie lieben; er sagte mir, welches treues, ergebenes Weib Sie ihm gewesen sind, Mary; er sagte mir's sterbend, sein Haupt an mein Herz gelegt, und ich versprach ihm, wenn er sterben sollte, seiner Mary ein treuer Bruder, seinem Kinde ein Vater zu sein. Und wie hielt ich mein Wort! Mary finde ich hungernd und darrend, Katy bettelnd! O Will, Will, verzeih mir!“

„Schelten Sie sich nicht, John,“ sagte Mary sanft, mit ächt weiblichem Sinn ihren eignen Kummer niederkämpfend, um fremden zu bejähnen. „Sie konnten nicht wissen, in welchem Glend wir schmachteten.“

„Nein, ich wußte es nicht, sonst, so wahr Gott mein Herz kennt, hätte ich Euch aufgesucht am Tage meiner Rückkehr! Ich ahnte Nichts von Eurem Unglück!“

„Das weiß ich — und Sie haben mir vergeben?“ fragte Mary schüchtern.

„Dir vergeben! O Mary, Weib meines theuren Bruders, wer von uns Beiden hat diese Frage zu thun? Denke, was Du gelitten durch meine Verblendung — ich in meinem Stolz brachte unsere Eltern gegen Dich auf, ich meinte, eines Farmers Sohn sei zu vornehm für ein ehrliches, gutes Mädchen, das ihn liebte — Dein Kind mußte betteln — und Du selbst — O! Es war wohl die Stimme des Herzens, die mich zu dem Kinde zog, als ich es frierend auf der Straße stehen sah, obgleich ich nicht ahnte, daß meines Bruders Blut in seinen Adern floß. Verzeih mir! Kannst Du mir vergeben?“

„O gern, gern, mit Freuden! Ich stehe nur, bitten Sie Ihre Eltern, sich Katy's anzunehmen, um ihres Sohnes willen, und von ganzem Herzen will ich Sie segnen. Ich weiß, daß ich zu ihrer Tochter nicht taugte, aber Katy wird ihnen Freude machen. Wenn sie sich nur des Kindes erbarmen, für mich will ich sie nimmer belästigen!“

„O, Du mußt zu uns kommen, — das heißt, wenn Du willst, wenn Du uns in Wahrheit verzeihst. Meine gute Mutter ist todt, der Vater lebt allein. Ihr müßt gleich zu ihm nach der Farm und bei ihm bleiben, um seine alten Tage erheitern. Ihr werdet ihm ein großer Trost sein, denn obgleich William und ich Zwillinge waren, war er stets der Liebling. Alle, die ihn kannten, werden sich freuen, sein Weib und sein Kind in ihrer Mitte zu haben. Der Segen des Himmels sei über dieser Nacht!“ fügte der Soldat mit Wärme hinzu; „und segnet sie auch der hartherzige Mann, dessen falscher Schilling unsere Vereinigung herbeigeführt; möge sein Herz milder werden. Und was auch künftig für Leiden über uns verhängt sein mögen, so wollen wir uns erinnern, daß Gott lebt, der das Böse zum Guten wendet, und der uns nicht nur gebietet, Einer des Andern Schwächen zu tragen, sondern auch Liebe und Barmherzigkeit an Denen zu üben, die ihrer bedürfen.“ [2753]

### Wahrer Edelmut.

Lamartine erzählt folgendes Beispiel seltenen Edelmutbes, welches abermals den Beweis liefert, daß die wahre, höchste Güte eine Macht besitzt, welche wirksamer gegen Unrecht und Sünde zu Felde zieht, als alle Zwangsmaßregeln der Welt.

Ein Beduine aus dem Stamme Negobeh besaß ein Pferd, welches nah und fern als das vorzüglichste seiner Gattung gepriesen ward. Ein anderer Beduine, Namens Daher, wollte das herrliche Ross um jeden Preis an sich bringen und bot dem Eigentümer alle seine Kameele und seinen ganzen Reichtum dafür, doch vergebens; Naber, der glückliche Besitzer des Thieres, wollte es um alle Schätze der Welt nicht hergeben.

Da entschloß sich Daher, zur List seine Zuflucht zu nehmen; er färbte sein Gesicht mit dem Saft einer Pflanze bis zur Unkenntlichkeit, kleidete sich in Lumpen, verband Füße und Kopf, und stellte sich als ein lahmer Bettler an den Weg, welchen Naber kommen mußte. Als er ihn auf seinem schlüchtigen Ross nahen sah, rief Daher mit schwacher Stimme: „Ich bin ein armer Fremdling; drei Tage liege ich hier auf diesem Fleck, ohne mich rühren zu können und mir Speise zu suchen. O helft mir, sonst sterbe ich — der Himmel wird Euch Eure Barmherzigkeit lobnen.“

Der Beduine erbot sich sogleich, den Kranken mit auf sein Pferd zu nehmen und nach seiner Heimath zu bringen, doch der schlaue Betrüger ächzte: „Ach, ich kann mich nicht allein erheben, ich habe keine Kraft dazu!“

Naber, von Mitleid bewegt, stieg ab, führte sein Pferd zu der Stelle, wo der Bettler lag, und hob diesen mit Anstrengung aller Kräfte in den Sattel. Doch kaum fühlte sich Daher fest im Sattel, so gab er dem Pferde die Sporen und flog dahin wie der Wind, dem Betrogenen zurufen: „Ich bin es, Daher, ich habe das Pferd Euch dennoch abgewonnen

und nehme es mit!“ Naber rief ihm zu, er möge still halten und ihn anhören. Der Räuber, vor Verfolgung sicher, lenkte das Ross um und hielt in geringer Entfernung von Naber, welcher mit einem Speer bewaffnet war. „Ihr habt mein Pferd genommen,“ sagte der Letztere, „und weil Allah es so gewollt, so bemüht es mit Freuden; aber ich beschwöre Euch, sagt es Niemand, auf welche Weise Ihr es erhalten.“

„Warum nicht?“ fragte Daher.  
 „Weil,“ erwiderte der edle Araber, „wirklich Kranke und Glende am Wege liegen könnten, und alsdann Jeder sich fürchten müßte, ihnen zu helfen. Ihr würdet dadurch die Sünde auf Euch laden, Eure Nebenmenschen von Werken der Barmherzigkeit zurückzuhalten durch die Furcht, betrogen zu werden, wie ich betrogen ward.“

Diese Worte erfüllten den Räuber mit einem Gefühl tiefer Scham; er schwieg einen Augenblick, sprang dann vom Pferde, führte es zu seinem Eigenthümer zurück und umarmte diesen mit tiefer Nührung. Naber nahm den betehrten Feind mit in sein Zelt, wo sie einige Tage zusammen verweilten und einen Freundschaftsbund schlossen für das ganze Leben. [2716]

### Traurige Folgen der Vergesslichkeit.

(Eine wahre Geschichte.)

Schon seit längerer Zeit interessirte sich Arthur v. W. für eine junge reizende Wittve, die Baronin v. R., deren Gut an das seinige grenzte. Von angenehmem Aussehen und als Besitzer eines großen Vermögens, verkehrte auch er nicht einen günstigen Eindruck auf die Dame seines Herzens zu machen und von allen Seiten sah man dem Zeitpunkt entgegen, wo sich Beide näher verbinden würden.

Ein großes Diner, von einem reichen Gutsbesitzer der Umgegend veranstaltet, sollte sämmtliche vornehme Familien seiner Bekanntschaft vereinigen. Auch Arthur und die reizende Baronin befanden sich unter den Eingeladenen. Schon seit mehreren Tagen hatte Ersterer um die Gunst gebeten — seine Angebetete in seinem Wagen abholen und nach dem Orte des Festes geleiten zu dürfen — und dieselbe auch mit einem vielversprechenden Lächeln erhalten. Die zur Abfahrt bestimmte Stunde war jetzt gekommen, Arthurs elegante Equipage hielt vor dem kleinen Schlosse der Baronin; der junge Mann sprang hinaus, eilte die Treppe hinan und hob bald darauf die in der gewählten Toilette strahlende Wittve in den Wagen — dann folgte er ihr und rollte seligen Herzens von dannen.

Es war sein Vorsatz gewesen, ihr während der Fahrt sein Herz anzubieten, um als glücklicher Bräutigam am Ziele anzulangen; deshalb hatte er es vorgezogen die Pferde selbst zu lenken, um in unge störter Einsamkeit mit der Holden zu sein, doch waren diese so wild und störrig, daß sie die ganze Aufmerksamkeit des Lenkers in Anspruch nahmen und es demselben nicht gestatteten, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Trotzdem befand sich der junge Mann wie im dritten Himmel und war sehr unangenehm überrascht, als sie nach drei Stunden, die ihm wie Minuten entflohen waren, am Ziele der Fahrt anlangten. Mit ehrerbietiger Zärtlichkeit führte er die Baronin bis an das zur Damentoilette bestimmte Zimmer und eilte dann schleunigst in die Herrengarderobe, wo er schnell seine Toilette in Ordnung brachte und hierauf an der Thüre harrend, hinter der seine Götin verschwunden war, auf das Wiedererscheinen derselben wartete, um sie in den Speisesaal zu geleiten. Eine langweilige halbe Stunde stand er dort in demüthiger Geduld, damit beschäftigt, den Antrag, welchen er bestimmt während des Festes anzubringen hoffte, zu memoriren, und seinen Schnurrbart in stiller Resignation drehend. — Da endlich! öffnete sich die Thür, Arthur eilt mit pochendem Herzen und funkeln den Blicken vorwärts, um seiner Dame den Arm zu bieten, doch diese — ein Bild des Schreckens — stößt den sich ihr feurig Nahenden sanft zurück und stottert mit seltsam verzogener Miene: „Ich muß — ich beschwöre — ich bitte Sie“ —

„Um Gottes Willen, gnädige Frau“ — ruft Arthur — „was ist Ihnen begegnet, weshalb sind Sie so erregt?“ — „Ich kann es Ihnen nicht erklären,“ stammelte die junge Wittve, „aber ich sehe mich genöthigt“ — — — wieder stockte sie und wechselte die Farbe.

„So reden Sie doch nur, gnädige Frau, was soll ich thun, befehlen Sie über mich.“

„Nur um Ihren Wagen bitte ich.“ — — —

„Um meinen Wagen? Jetzt?“

„Ich muß fort, ein unglücklicher Vorfall zwingt mich dazu, augenblicklich nach Hause zurückzukehren.“ . . .

„Aber ich beschwöre Sie, gnädige Frau, vertrauen Sie mir, Sie wissen nicht wie theuer“ — — —

„Nein, nein, ich kann Ihnen nicht vertrauen, ich stehe Sie nur an, mir Ihren Wagen zu geben,“ ruft verzweiflungsvoll die junge Frau.

„Ich eile, ich fliege, denselben herbeizuschaffen und in wenig Sekunden geleite ich Sie nach Hause.“

„Um Gottes Willen, das darf nicht sein,“ ruft wieder die Baronin händeringend, „ich kann Ihre Begleitung nicht annehmen.“

Verleßten eifersüchtigen Herzens ging Arthur nach dem Wagen, rief einen der anwesenden Kutscher herbei, übergab ihm die Zügel, und hob dann, in finsternen Schweigen gehüllt, das Idol seines Herzens hinein, dessen räthselhafte Verlegenheit er sich nicht erklären konnte.

Niedergeschlagen kehrte der junge Mann hierauf zurück und mischte sich — ein bleicher, melancholischer Gast — unter die fröhliche Gesellschaft. Keinen Augenblick wich der düstere Mißmuth von ihm und der Tag, den er sich so herrlich ausgemakelt, verging ihm in unerträglicher Langerweile. —

Sobald es sich am nächsten Morgen mit Anstand thun ließ, fuhr Arthur nach dem Schlosse der Baronin, mit dem festen Entschluß, alles daran zu setzen, um die Lösung dieses Geheimnisses, welches seine ganze Seelenruhe bedrohte, zu erfahren.

Rosig und lebenswürdig wie immer, dem bleichen Schreckensbilde von gestern nicht zu vergleichen, empfing ihn die junge Wittve als einen willkommenen Gast und lud ihn

sogleich ein, das Frühstück mit ihr zu theilen. Arthur brachte bald das Gespräch auf den gestrigen Vorfall und versuchte sein Möglichstes, bald durch zärtliche Bitten, bald durch gekränkte Miene, die gewünschte Aufklärung zu erhalten, doch umsonst, die Baronin blieb unerbittlich und nach Verlauf einer Stunde entfernte sich der junge Mann noch verstimmt, als er gekommen war. Bange, qualende Zweifel durchkreuzten sein Gehirn, als er die Baronin verlassen; da traf er unten im Vorsaal die muntere Kammerjungfer und — wie ihm bekannt war — Vertraute der gnädigen Frau. Er beschloß nun um jeden Preis die Aufklärung des unseligen Geheimnisses, welches sein Lebensglück bedrohte, zu erhalten und wandte sich daher an das freundliche Mädchen mit der Bitte, ihm anzuvertrauen, weshalb die gnädige Frau gestern so unerwartet zurückgekehrt sei. Lange weigerte sich diese hartnäckig, ihm zu willfahren, endlich aber, da der junge Mann immer heftiger in sie drang, sagte sie lachend: „Ja behn Sie, gnädiger Herr, wenn Sie, wie doch zu erwarten steht, die gnädige Frau heirathen, müssen Sie's doch erfahren — die gnädige Frau hat“ — — —

„Nun was?“ — rief Arthur athemlos.

„Zweierlei Zähne“ — antwortete unbefangen das Mädchen — „das eine Gebiß ist wunderschön gearbeitet, aber sehr theuer und leicht zerbrechlich, das andere ist dauerhafter, doch nicht so weiß und steht der Baronin nicht so gut, als das erste, deshalb trägt sie es auch nur im Hause, wenn sie ganz allein ist.“

Gestern nun, als der Herr Baron erwartet wurde, bezahlte sich die gnädige Frau sehr mit der Toilette und vergaß die Zähne zu wechseln, — daher mußte sie, sobald sie dies im Spiegel bemerkte, schnell wieder nach Hause fahren. Das ist die ganze Geschichte, gnädiger Herr Baron.“ Aber der Herr Baron hörte nicht mehr, versenk vor Lachen, von Liebe und Liebesschmerz geheilt sprang er in seinen Wagen und kehrte nicht wieder zurück, indem er es vorzog, bald darauf eine Frau mit einem eignen Gebiß zu heirathen, der es nicht begegnen konnte, einen so wichtigen Toilettengegenstand zu verpassen.

Die Baronin trauerte einige Zeit um den Ungetreuen, dann tröstete sie sich und vermählte sich mit einem achtbaren alten Geheimrath, der in Betreff der Zähne nicht sehr scrupulös war, da er ihr hierin nichts nachgab. [2780]

### Etwas ganz Apartes.

Rudolf B., ein berliner Jüngling mit Glanzstiefeln, war nach Paris gereist, um das Leben zu genießen und sein Vermögen durchzubringen. Von allen Seiten hatte man ihm gesagt, daß es dort Alles gäbe, was ein Mensch nur verlangen könne, und daß man dort Delikatessen erhalte, die man in anderen Städten kaum dem Namen nach kenne. Da Rudolfs Ehrgeiz nun hauptsächlich in seinem Magen lag, so besuchte er weniger Gemäldegalerien als Restaurationen und war stets in den ersten Cafés zu finden.

Trotz aller Mühe war es ihm bis jetzt nicht gelungen, eine ihm noch nicht bekannte Seltenheit im Gebiete der Küche aufzutreiben (denn er hatte auch in Berlin stets Sorge für sein leibliches Wohl getragen), und in stiller Resignation studirte er heute die Speisekarte bei dem berühmten M., ohne im Stande zu sein, etwas ganz Außergewöhnliches zu finden. Mißmüthig kostete er eine Delikatesse nach der andern und versank in eine tiefe Melancholie. Endlich näherte sich ihm der trinkgelblüsterne Kellner mit der Frage, ob der Herr nicht noch etwas zu befehlen habe. Unerwartet sagte Rudolf: „Alle Speisen, die ich hier sehe, habe ich schon bis zum Ueberdruß genossen — ich bin deshalb hergekommen, um etwas Apartes zu essen, und erhalte nur die allergebühlichsten Dinge — haben Sie denn nichts Außergewöhnliches — keine seltenen Delikatessen?“ — „Gewiß mein Herr,“ versetzte gekränkt der Kellner, „wir haben Alles — Sie dürfen nur befehlen und wenn ich mir erlauben dürfte,“ — — —

„Nun —“

„Ich könnte dem Herrn eine Delikatesse bringen, eine Seltenheit — o! mein Herr, Sie werden anders von mir denken, wenn Sie diese gekostet haben — aber“ — — —

„Kein Aber, schaffen Sie sie mir augenblicklich her.“

„Aber, mein Herr, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Gericht, eben seiner Seltenheit wegen, theuer, ja, zu meinem Schmerze muß ich es gestehen, sogar sehr theuer ist.“

„Ah bah — was kostet es?“

Der Kellner nennt einen enormen Preis — Rudolf bezahlt denselben ohne Zaubern und Ersterer verschwindet in das Fleißigthum der Küche. Bald kehrt er wieder — sein Gesicht brüht Stolz und Befriedigung aus, er trägt eine kleine verdeckte Schüssel in der Hand, welche er mit zierlicher Verbeugung auf den Tisch setzt. Rudolf strahlt vor Vergnügen, erwartungsvoll hebt er den Deckel ab und findet heimatliche „Teltover Rüben mit Bratwurst.“ [2781]

### Rosen im Winter.

Kommt nur herein, ihr frostgeschminkten Rosen,  
 Was wollt ihr draußen, wo auf kalten Zweigen  
 Der Vögel Jubellieder schüchtern schweigen,  
 Nur noch die rauhen Winterstürme toben!

Ihr blickt so ernst, ihr spätgeborenen Rosen,  
 Und eure Düste wehn so traurig eigen,  
 Als hättet nimmer ihr der Elfen Reigen  
 Belauscht, und nie gefühlt des Zephyrs Rosen!

Ihr leuchtet, wie die Schönheiten im Entfagen!  
 Ah, nur des Reifes eifige Juwelen  
 Hat eure Brust als ein'gen Schmuck getragen,

Doch trotzt ihr den Stürmen ohne Klagen,  
 Und wufltet mit der Kraft der Blumenseen  
 Des Herzens tiefen Kummer zu verhehlen.

Marie Harrer.



## Sie will Erzieherin werden.

Von  
Amely Köste.

Es ist lange, lange her, als Gott der Vater in seinen schönen Garten ein Männlein und ein Fräulein setzte, welche sich lachend all der guten Dinge erfreuen sollten. Seitdem ist gar Vieles ganz anders geworden in seiner Welt. Aus dem Paradiese getrieben, mußte der Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen, die Frau Sorge und Mühe tragen, für die es keinen andern Lohn giebt, als den das eigene Herz reich. — So blieb es eine lange Zeit. Der Mann erwarb, die Frau ersparte und daß sie ihm angehörte, nannte man ein Gesetz der Natur. Manchmal kamen wohl auch Zeiten, wo die Mädchen sich gegen das Gesetz sträubten und es ein Joch nannten, aber nur zu bald kehrten sie wieder dazu zurück; denn sie befanden sich immer noch am besten dabei. —

Dies würde nun auch unbedingt noch heute der Fall sein, wenn nicht durch die Entdeckung neuer Welten so viele Männer dem alten Boden treulos geworden wären, daß deren Zahl nun nicht hinreicht, um jedem Fräulein einen fürsorgenden Beschützer zu sichern. — Außerdem ist durch die Dampfmaschinen eine Unruhe in die Menschen gefahren, Niemand legt mehr viel Werth auf ein eigenes Haus, überall finden die Männer jetzt eine Heimath, und Kaffeehäuser und Restaurationen bieten ihnen helle schöne Räume und jeden Comfort, den der eigene Herd ihnen nicht gewähren könnte. — Die Wahl einer Gefährtin wird daher täglich mehr zu einer Thorheit, welche nur der Einzelne noch in einer unbesonnenen Minute begeht, um sie dann bitter zu bereuen, wenn er das freie, sorgenlose Leben seiner klügeren Gefährtin bemerkt, die kein häuslicher Herd fesselt. —

Die heutige Welt ist darum reich an Junggesellen und tausendmal reicher noch an unverforschten Mädchen; — unverforscht darum, weil man, aus alter Gewohnheit, sie für die Ehe erzog und — der Mann ihnen ausblieb. —

Was macht das Mädchen nun? —

Sie will Erzieherin werden, sagt sie. — Der Gedanke ist freilich recht schön, das Erziehen der Jugend ist der Frauen erster Beruf; die nicht selbst Mutter ist, kann dabei noch die Pflichten einer Mutter üben. — Eine Stelle wird sich finden. In den Zeitungen erscheint so mancher Aufruf, man braucht sich nur zu melden.

Doch, wie alles in der Welt Fortschritte gemacht hat, so ist es auch mit dem Lehrafache ergangen, das bloße unterrichten Wollen genügt nicht mehr, man muß auch unterrichten können, dazu ist Methode erforderlich, und diese will erlernt sein. — Das Mädchen, dem es nun plötzlich eingefallen, sich

dem Berufe einer Lehrerin widmen zu wollen, hat vergessen, daß man sie um ihre Fähigkeit dazu befragen, um ihre Zeugnisse bitten wird. Die Aemstel! Sie hat ja keine aufzuweisen; — denn sie bildete sich für die Ehe aus, diese herrlichste aller Lebenslotterien, in die man sich mit gutem Glücke ohne alle Befähigung einkaufen kann. Aline meldet sich und wird abgewiesen, denn man verlangt eine Lehrerin, die das Examen bestanden. Es ist freilich sehr unweiblich, daß ein Mädchen eine Sache ordentlich und gründlich verstehen soll; indessen, das Zeitalter bringt es nun einmal so mit sich, man darf nicht gegen den Strom schwimmen. Aline will also ein Examen bestehen. — Zu dem Zwecke muß sie sich nach Berlin begeben, und der Amselthalt in dieser großen Stadt ist ihr durchaus nicht unangenehm. Doch kostet er ihren Vater eine bedeutende Summe. Sie meldet sich bei dem Director einer Schule und wird für den Cursus aufgenommen. Aber ach! Sie hat in den acht Jahren, wo sie die Välle besuchte und den Männern Gelegenheit gab, ihr Anträge zu machen, so viel von dem vergessen, was sie in der Schule erlernt, daß sie ganz unmöglich in einem Jahre mit ihren Vorbereitungen fertig wird. Ihr Vater muß sich entschließen ihr ein zweites Jahr zu bewilligen. Er sträubt sich dagegen. Seine Verhältnisse erlauben ihm die Ausgabe nicht, behauptet er. — Aline verpflichtet sich die ausgelegte Summe von ihrem späteren Erwerbe abzutragen. — Darauf erhält sie seine Einwilligung. — Werde ich aber auch gleich nach vollendetem Examen eine Stelle finden? fragt Aline den Director. — Er beruhigt sie darüber. Wir haben immer noch nicht Lehrerinnen genug, sagt er. Die Männer wollen sich jetzt nicht mehr dem Schulfache widmen, weil das Gehalt zu klein ist. Wir müssen darum Frauen anstellen, und Gottlob giebt es deren jetzt genug in der Welt, die auf diese Art ein Fortkommen suchen müssen. Wir haben jährlich ungefähr 350 hier zu prüfen, und das ist noch viel zu wenig für den Bedarf; denn sonderbarer Weise heirathen so viele von diesen Mädchen, nachdem sie sich einem Berufe gewidmet, der sie lebenslanglich versorgt. Es scheint den Männern zu gefallen, daß die Mädchen eine Prüfung bestanden, welche beweist, daß sie ihre Kinder erziehen können. — Wirklich? fragte Aline und lächelte gedankenvoll. Zu Hause wirft sie einen Blick in ihren Spiegel. Vierundzwanzig Jahr und zwei dazu macht sechsundzwanzig, sagt sie, dann kommt das Examen, darauf kommt die Stelle, von der sie die Schuld an ihren Vater abtragen soll; — einige Zeit muß dem Schicksale doch auch bleiben, um eine Gelegenheit zum Finden herbeizuführen. Darüber kann das dreißigste Jahr herankommen. Indessen, das ist nun nicht mehr zu ändern, besser spät als niemals. — Aber, wenn sie das gewußt hätte, so würde sie in ihrem achtzehnten Jahre ihr Examen bestanden haben. Eine junge Lehrerin wäre viel, viel interessanter gewesen und hätte auf eine viel, viel bessere Par-

tie hoffen dürfen, als eine in gekosteten Jahren. — Geschehenes ist indessen nicht zu ändern. — Sie setzt sich nieder und schreibt nach Hause an ihre jüngern Schwestern: Lieben Kinder! Laßt doch sogleich nach Empfang dieses Briefes Välle Välle sein, denn dort spinnet man keine Seide, und beißt Euch dafür alle Vorstudien zu dem Examen einer Lehrerin zu machen — wozu ich Euch jetzt die genaue Anweisung geben kann, — denn denkt nur! daß ich heute aus einer sichern Quelle erfahren habe, es fänden sich für solche Mädchen eine Menge Freier, ja sie gingen im wahren Sinne des Wortes wie warme Semmeln ab. — Benutzt darum Eure Jugend, so lange es noch Zeit ist, und nehmt euch an mir ein Beispiel. Wolte der Himmel! ich hätte es Euch vor Jahren schon geben können; zum Glück aber habe ich mich gut conservirt. In Eile, denn ich muß studiren.

[2755]

Eure

Aline.

## Seelenbund.

So lasse uns ein Bündniß schließen,  
Und unser Pact soll dieser sein:  
Ein Jedes sitze zu den Füßen  
Des And'ren heiter, keusch und rein.

Ich weihe Dir mein ganzes Wesen,  
Und huldige in Treuen Dir,  
Zu Gleichem sei Du auserlesen  
Und allezeit treudienstbar mir.

Ein Jedes müsse sich erwählen  
Des And'ren Wunsch zu Ziel und Stern,  
Und seiner Schwäche stets erzählen,  
Wie groß die Schönheit seines Herrn.

Nur an die eig'ne Brust zu schlagen  
Bereit sei Jedes Neue stets,  
Und dann des And'ren Bild zu tragen  
Hoch auf den Schwingen des Gebets.

Und endlich uns'rem inn'ren Leben  
Zum Richter sei nur Gott bestellt,  
Doch wie ich Dir, Du mir ergeben,  
Bleib' ein Geheimniß aller Welt.

[2776]

J. Neumann.



Wild- und Geflügel-Markt in London zur Weihnachtszeit (Leadenhallmarket).

Original-Musik des Bazar.

# Italienische Biegenhirten.

Gedicht von R. Löwenstein.

Andante con moto.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

Wilh. Lehmann.

1. Die Heer = den wei = den am Ber = ges = hang, die Hir = ten se = hen sich  
 2. Es schläft das Thal in der Mit = tags = glut, es streift kein Wind durch die

nie = der.  
 Wäu = me.

1. Es tö = net das schweigende Thal ent = lang, es tö = net das schweigende Thal ent =  
 2. Es hal = let das Lied, da Al = les ruht, es hal = let das Lied, da Al = les

lang vom lieb = li = chen Klang, vom Klang der Lie = ber das freu = di = ge Ge = ho wie = der.  
 ruht, wohl li = ber die Käu = me, die schlum = mern den Räume, wie se = li = ge Lie = bes = träu = me.

## Der Wild- und Geflügel-Markt

in London zur Weihnachtszeit.

(Leadenhallmarket.)

Die Bewohner großer Städte sind zwar gewöhnt an „reich assortirte Waarenlager“ jeder Art, an die strahlenden Bazars der Modehändler, an glänzende Krystall-, Spiegel- und Marmorläden, deren aufgehäuften Kunstschätze reiche Käufer anlocken, und die Bewunderung des Beschauers herausfordern. Sie sind gewöhnt an die eleganten Magazine, in denen Alles, was zur Leibes- und Geistesnahrung des Menschen gehört, in so ungeheuren Massen ausgestellt ist, daß man nicht weiß, soll man mehr die schöpferische Kraft, die Industrie des Menschen, oder seine — ungeheuerere Consumtionskraft bewundern.

Gleichwohl dürfte es nicht ohne Interesse sein für die Leserinnen, — sie mögen nun, als fleißige Landwirthinnen, das Geflügel für den Familientisch selbst groß ziehen, oder dasselbe auf dem Markt kleiner oder großer Städte kaufen — wenn wir ihnen ein Bild des Londoner Wild- und Geflügelmarktes vorführen, wie derselbe sich zur Weihnachtszeit dem Auge darstellt.

Freilich ist London groß genug, um stets allen Orten, wo Lebensmittel feil geboten werden, eine Masse von Käufern zuzuführen; doch das regste Treiben herrscht an derartigen Verkaufsplätzen zu der festlichen Weihnachtszeit. In ungläublichen Massen wüthen die Reihen der Hasen, mit und ohne ihren natürlichen Pelz den Käufern zu, im gemüthlichen Beieinander mit den zahllosen Schaaren der Gänse, die theils befedert, theils in appetitlicher Blöße reihenweise die Buden zieren, und, arme Schlachtopfer des menschlichen Appetits, von der Grausamkeit der Herrn der Schöpfung blutiges Zeugniß ablegen.

Indessen, wir sind gewöhnt, alle andern lebenden und leblosen Geschöpfe als für uns geschaffen zu betrachten, und schreiten ohne die mindeste Gewissenspein durch Fleisch- und Geflügelläden, ja wir werden uns sogar an einem Anblick wie der, welchen unser Bild darbietet; die dichten Reihen der gerupften Gänse, Truthähne, Enten und wie diese Geschöpfe alle heißen, die auf dem Altar des häuslichen Herdes geopfert werden sollen, bilden eine so lockende Zierde der Buden, daß keiner Hausfrau der Wunsch verdracht werden kann, einen oder den andern Vogel für ihren Tisch zu gewinnen, auch wenn es nicht, wie auf unserm Bilde, Weihnachtszeit, der Ort der Scene nicht London, und der Truthahn oder die Gans nicht zum Festbraten bestimmt sein sollte. Zur Weihnachtszeit freilich hat die Sache noch ein ganz anderes, wichtigeres Ansehn, das wissen die Verkäufer in den Buden auch gar gut, vom Eigenthümer der Hasen und der geschlachteten Gänse an bis zu dem kleinen Lausburschen, der den Kunden den Festbraten in spe zuträgt. Die Menschenmasse, die trotz der Kälte die Buden umdrängt, die vollen Börsen, die verlangenden Blicke der Käufer oder derer, die gern kaufen möchten,

Alles vereinigt sich, den Geflügel- und Wildhändler zur Weihnachtszeit zum stolzesten Mann einer civilisirten Stadt zu machen, oder doch mindestens eben so stolz, als die Spielzeughändler, die Pfefferkuchler, die Kuchenbäcker und noch einige glückliche Gewerbetreibende, ohne welche die Menschheit zur Weihnachtszeit schlechterdings nicht existiren kann.

Es ist eigenthümlich, und doch nicht zu leugnen, daß selbst die leblose Natur den seligen Traum der Weihnachtsfreude mit zu empfinden scheint. Es ist als tänzten die Schneeflocken lustiger als sonst unter den Menschen umher, die so eilig von einem Laden, von einer Bude zur andern fliegen, es ist als wollten die Flocken sich mit den lustigen Buben necken, denen die Weihnachtsfreude auf den rothwangigen, halberfrorenen Gesichtern geschrieben steht; ja als wollten sie den Menschen zum Trost den armen nackten Wögeln zum Ersatz für ihr geraubtes warmes Federkleid ein anderes schönes weißes Gewand anziehen, so dicht legen die zarten Flocken sich auf die todtten Körper, welche, wenn das Glück den Käufern und Verkäufern wohlwill, bald am Spieß oder in der Pfanne ein braunes Kleid anziehen und von fröhlichen Menschen bei fröhlichem Mahl verspeist werden! — oder schon verspeist worden sind, denn die Weihnachtszeit mit ihren Freuden und Sorgen, mit ihren goldenen Früchten und goldenen Träumen ist vorüber, die glücklichen Kinder schmelzen im Besitz der Herrlichkeiten, die das Christkind gebracht, die Eltern ruhen aus von der süßen Mühe des Freundespendens, von schlaflosen Nächten, in denen sie für die Yrigen die Christbescherung geordnet. — Müde das Christfest, auf welches wir jetzt zurückblicken, recht vielen, vielen Menschen ein freudiges gewesen sein!

## Die Mode.

Im letzten Modenbericht hatten wir uns die Aufgabe gestellt, unsere Leserinnen mit den beliebtesten Ballkleiderstoffen bekannt zu machen, und auf die Art der Garnitur der Ballroben hinzuweisen, da bei der phantastischen Richtung der jetzigen Ballparüre eine erschöpfende Besprechung aller Variationen derselben zu den Unmöglichkeiten gehört. Die jungen Leserinnen werden aus unsern Mittheilungen jedenfalls mit Freude entnommen haben, daß die Mode, obgleich sie im Ballsaal ihre luxuriösesten Capricen zur Geltung bringt, doch auch der Einfachheit nicht abhold ist, sobald diese nur die Phantasie zu Rathe zieht, und deren Rathschläge anmüthig ins Werk zu setzen nicht verschmäht. Denn so nachtheilig der Einfluß der Phantasie auf die häusliche Toilette einwirken kann, wenn wir ihren zuweilen baroquen Einfällen ohne Wahl und Ueberlegung Gehör geben, so unentbehrlich ist sie für die Balltoilette. Wie der nach den Rhythmen der Musik leicht dahinschwebende Schritt ein ganz anderer ist, als der, womit auch das leichtfüßigste junge Mädchen im Hause bei ihren Geschäften sich hin und her bewegt, so kann und darf das Gewand, welches

die jugendliche Tänzerin im blendend erleuchteten Ballsaal umhüllt, nicht die schmucklose Einfachheit eines Hauskleides haben. Es muß leicht und gracil sein, wie der Schritt seiner Trägerin, und durch gewählten Schmuck das Zeugniß geben, daß die junge Tänzerin sich zur Freude des Balles mit Sorgfalt vorbereitet.

Wie wir schon kürzlich bemerkt, theilen sich die Fächer mit den Bouquets in die Gunst der tangenden Damen, dagegen ist im Theater, in Concerten oder sonst zu großer Parüre der Fächer allgemein angenommen. Im letzteren Falle ist es vom bisinguirtesten Geschmack, den Fächer von der Farbe der Robe zu tragen, eine Uebereinstimmung, welche in Paris sogar auch in Bezug auf die Handschuh als elegant angesehen wird, also: zu einer blauen Robe ein blauer Fächer und blaue Handschuhe, zu einem rosa Kleide rosa Fächer, rosa Handschuhe etc. Man kann sich nichts Zarteres und zugleich Glänzenderes denken, als diese Fächer von weißer oder hellfarbiger Seide mit Gold-, Silber- oder Stahlfittern gestickt und mit einem Kranz von Marabouts umgeben. Die Wirkung dieser mit Fittlern gestickten Fächer ist wahrhaft blendend; von höherem Werthe in künstlerischer Beziehung sind die gemalten, deren Preis natürlich von der größeren oder geringeren Gebiegenheit der Malerei abhängt, sowie von der Kostbarkeit des Gestelles; man findet die Gestelle von Gold, Perlmutter, geschmücktem Eisenblech, Ebenholz oder anderem werthvollen Holz.

Zur Gesellschaftstoilette werden von jungen Frauen häufig Farben getragen von Spitzen, Blonde, oder auch von Illusionstill, mit goldenen Mousschen verziert. Daneben haben die Coiffüren von Band oder Chenille noch nichts von der Gunst der Damen verloren, und das sehr geschmackvolle, kleidsame Arrangement, welches im Allgemeinen den genannten Putzartikel auszeichnet, rechtfertigt diese Gunst vollkommen. Um unsere Leserinnen mit dem Charakter dieser Coiffüren bekannt zu machen, gaben wir in Nummer 6 einige der modernsten Genres in Abbildung und Beschreibung. Zu den vorher erwähnten Farben lieferte unsere Zeitung ebenfalls schon mehrfach Muster (auf Füll in Spitzenimitation oder leichter Stickerei auszuführen), welche den aufmerksamen Leserinnen nicht entgangen sein werden.

Für diejenigen, welche der Nachahmung durch eigene Arbeit nicht geneigt, den zarten, eleganten Toilettenartikel: Spitzen — zu kaufen vorziehen, seien hier die Namen der jetzt am meisten geführten Spitzen genannt. In weiß: Englisch, Mencomer, Brüsseler, Mechelner und die sogenannte point d'aiguille. Di Valenciennes wollen wir hier, da von Gesellschafts- und Balltoilette die Rede, nicht in eine Reihe mit jenen stellen. Die erste, gediegene „Valencienner“ sieht man selten auf dem Ball, sie hütet stets nur das Haus, und ist, so zu sagen, das Aschenbrödel unter den Spitzen. Von den schwarzen Spitzen sind die Chantilly-Spitzen und die reichen Guipurespitzen hervorzuheben.

Die Chausüre für Ball und Gesellschaft hat in sofern eine Veränderung erlitten, als bei diesen Gelegenheiten die Schuhe mit Absätzen fast vollständig die Stiefeln verdrängten. Nach dem Vorgang der schönen Kaiserin der Franzosen hat die

elegante Pariser Damenwelt die Schuhe adoptirt und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Neuerung auch in unsern Gefell-

Zur Promenade behaupten die Stiefeln stets noch ihren Platz und haben für diesen Zweck, namentlich in der rauhen Jahreszeit, so große Vorzüge vor den Schuhen, daß diese ihnen die Straße wohl als alleiniges Terrain werden überlassen müssen.

Eine sehr rühmliche Lizenz der Mode an der Straßentoiilette bei feuchtem Wetter sind die schwarzen Steifröcke; nur dürfen über dieselben keine weißen Röcke gezogen werden, das wäre der Eleganz und dem guten Geschmack zuwider.

In Anfertigung der Damenkleider sind die industriösen Pariser auf eine neue, sehr zweckmäßige Verbesserung gekommen, nämlich die Taillen der Roben nicht durch verbindende Nähen zu einem untrennbaren Ganzen zu machen, sondern die einzelnen Theile derselben, Laß, Schooß, Ärmel u. s. w. getrennt von einander zum An- und Abknöpfen einzurichten, was gewöhnlich durch Brandenburgs geschieht, die zugleich die Verzierung bilden.

Diese Einrichtung ist nicht nur auf Reisen sehr zweckmäßig, weil sie das Einpacken erleichtert und namentlich die Kleider vor dem Zerdrücken bewahrt, sondern sie gewährt auch die Möglichkeit, eine und dieselbe Robe nicht nur in zweifacher, sondern sogar in noch vielfältigerer Gestalt zu tragen. Hat man z. B. eine Robe von schwarzem Moiré oder Taffet, so kann diese durch Anknöpfen verschiedener Garnituren die verschiedenartigsten Toiletten geben; wünscht man ganz schwarz gefleckt zu erscheinen, so legt man einen Laß von schwarzem Sammet oder schwarzen Spitzen, entsprechender garnirter Ärmel und Schooß, sowie dergleichen Rockgarnituren (à bandes) an, soll dagegen die Toilette geschmüdter sein, so knöpft man z. B. einen schottischen à bandes-Befaz an den Rock und arrangirt die Taille in derselben Weise. Natürlich gehört zu einer so vielgestaltigen Robe mehr Stoff als zu einer solchen, die nur eine Rolle in Haus oder Gesellschaft zu spielen hat; dennoch ist der Vortheil der Erfindung zu überwiegend und unverkennbar, als daß sie nicht auch von den eleganten Damen unseres Vaterlandes, die ja den Ruhm der Sparjamkeit vor den über-rheinischen Nachbarinnen voraus haben, versucht und benutzt werden sollte. In Paris ist für jetzt noch den Erfinderinnen dieser Robes sans coutures, Mlls. Loviot soeurs (Rue Lafitte 13), der Vortheil ihrer Erfindung durch ein Brevet zugesichert, doch es läßt sich nicht bezweifeln, daß es deutschen Modisten ebenfalls gelingen müsse, einer Robe verschiedene Gestalt zu geben, ohne der Festigkeit und Grazie ihres Schnittes Eintrag zu thun.

Zur Verzierung der Mäntel und Casaque's ist Pelzwerk in hohem Grade beliebt, ja man hat sogar versucht, dem Bur-nous, dieser, dem heißen Orient entstammten Hülle, den seltsam contrastirenden nordischen Pelzschmuck zu verleihen.

In Betreff der Hüte müssen wir bemerken, daß man zu eleganter Visitentoiilette oder im Wagen die einfarbigen Sammet- oder Seidenhüte als zu einfach betrachtet und bei den genannten Gelegenheiten vorzugsweise hellfarbige oder weiße Hüte mit absteckender Garnitur trägt; oder vielmehr: ein Bus-but muß aus zwei verschiedenen Stoffen gearbeitet sein, z. B. weiß und schottisch, lila und weiß, paille und lila u. s. w. Zur Straßentoiilette dagegen sind einfarbige, namentlich dunkle Hüte den hellen, bunt garnirten mit allem Recht vorzuziehen; denn eine in auffallender Wintertoiilette auf der Straße sich zeigende Fußgängerin stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß sie „bemerkt werden wolle“.

Veronika v. G.

Das Arrangement eines Schreibtisches.

Wo sind sie hingekommen, die schönen einfachen Zeiten, da man in einer wohlverschlossenen Schublade oder in einem Seitensack des Secretairs sein Briefpapier aufbewahrte, da eine Schreibmappe als Luxusgegenstand angesehen wurde und man sich mit einer Leberunterlage und einem Tintenfass ganz behaglich zum Schreiben eingerichtet glaubte, da man die Briefe in sich selbst zusammenbog und ohne enveloppe expedirte!

Sie sind dahin, diese harmlosen Tage, und haben anderen Platz gemacht, die es sich vorgenommen zu haben scheinen, ihre Vorgänger durch den übertriebenen Luxus im Fache der Schreibmaterialien gleichsam zu beschämen und ihnen durch ihre Schöpfung: der Schreibtisch von heute — zeigen zu wollen, was Reichthum und Geschmack aus einem sonst so prunklosen Möbel zu schaffen vermochte. — Wenn man in den weiten Sälen großer Möbelmagazine umhergeht, so sind es gewiß die Schreibische, die unsere Aufmerksamkeit vor Allem fesseln werden. Mahagony-, Palisander-, Rosen- und Kirschbaumholz, Perlmutter, Bronze, die feinsten Sculpturen werden dazu verwendet, um dieses Möbel zur Krone einer neuen Einrichtung zu machen! Da sind kunstreich geschnitzte Gallerieen, prachtvolle angefräute Leuchter, vergoldete Büchertische als Füße und der Himmel weiß welche kostbare Einzelheiten alle angebracht, die für den Schreibtisch eine im höchsten Sinn elegante Umgebung beanspruchen.

Des Contrastes wegen dürfte es vielleicht unsern Leserinnen interessant sein, die Weise zu erfahren, wie man in vielen englischen Häusern die Schreibtische für Damen einrichtet, ja es wäre sogar nicht unmöglich, daß die Leichtigkeit und Einfachheit des Arrangements zur Nachahmung auffordert.

Ueber einen länglich-viereckigen Tisch wird ein einfach grüner oder sonst dunkelfarbiger Teppich geworfen, und die Stellung des Tisches so eingerichtet, daß sich eine seiner längeren Seiten

an die Wand lehnt und das Tageslicht so darauf fällt, daß die schreibende Hand keinen störenden Schatten wirft. — In der Mitte des Tisches, nahe an die Wand gerückt, steht die Papeterie, welche verschiedene Briefpapiere, enveloppes u. dergl. einschließt; vor derselben liegt die Schreibmappe. Rechts von derselben, etwas zurückgerückt, befindet sich das Schreibzeug links, ein kleiner Handleuchter nebst elegantem Streich-feuerzeuge und eine sogenannte vesta-box, eine kleine Metallbüchse mit Reibwachslichtern, die auf dem Deckel derselben aufgesteckt, gerade zur Vollendung eines guten Siegels ausreichen. Ferner bedarf der Schreibtisch, in beliebiger Ordnung aufgestellt, ein Briefmarkenkästchen, einen Federwischer, ein Etui mit verschiedenen Oblaten, ein gleiches mit Stahlfedern (insofern solche nicht in der Papeterie angebracht sind). Briefbeschwerer und Papierhalter können in verschiedener Anzahl und Form vorhanden sein, eben so Papiermesser und Reißhase.

An der Wand, gerade über der Papeterie, hängt ein Kalender, groß und deutlich genug gedruckt, um, ohne aufzustehen, während des Schreibens das Datum sehen zu können; auf der einen Seite befindet sich eine Wandtasche, auf der anderen ein Kartenhalter, der größere Adresskarten, Geschäftsempfehlungen u. dergl. aufzunehmen bestimmt ist. Der Tisch muß eine verschließbare Schublade haben, die, wieder in mehrere Fächer getheilt, Papiere von größerem Format, Pack- und Fließpapiere, sowie Leinwand und Bindfaden, kurz, Alles enthält, was zum Expediren größerer und feinerer Pakete notwendig ist.

Unter dem Tische liegt ein schönes Reßfell mit gestickter Bordüre, oder auch, wenn man solches nicht hat, ein kleiner Blüschteppich, der beim Schreiben so wohlthuend auf die gewöhnlich leicht erkaltenden Füße wirkt.

Endlich brauchen wir noch, halb unter den Tisch geschoben, den unentbehrlichen Papierkorb, dazu bestimmt, die verunglückten Kinder unserer schriftstellerischen Muse oder auch nur die verkehrte Stylisirten oder sonst verdorbenen Gratulations- und anderen Formbriefe aufzunehmen und in seinem weiten Magen zu begraben.

Will man dieser Einrichtung noch etwas zufügen, so kann man wohl an der Wand, über dem Kalender, noch ein kleines Büchertisch anbringen, das die nöthigen Hilfsbücher: Conversationslexikon, französisches und englisches Wörterbuch u. s. f. enthält, auch wohl zu beiden Seiten desselben kleine pedestaux mit den Büsten oder Statuen von Lieblingschriftstellern; allein man überlade den Tisch nicht mit nippes-Gegenständen, die keinen eigentlichen Zweck für's Schreiben haben; sie gehören nicht dahin und machen den Tisch nur unbequem. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Gegenstände stets in guter Ordnung und staubfrei erhalten werden, weil sie im entgegengekehrten Fall das hübsche Ensemble nur stören würden.

Sollten der jungen Leserin auch ein oder der andere Gegenstand fehlen und das meublement ihres Schreibtisches nicht vollständig sein, so darf sie dies nicht abhalten, doch ihren Tisch einzuweihen zu arrangiren; das Fehlende ergänzt sich schon nach und nach durch Geschenke von Freunden und Bekannten, und es ist doch etwas gar Anmuthiges um einen wohlgeordneten, bequemen Schreibtisch im eigenen trauten Zimmer!

Marie Luise.

Der Gesellschaftstanz.

Zweiter Artikel:

Die Polonaise.

Jeder Ball wird mit der Polonaise eröffnet, so wollen wir denn auch diesem graziosen Tanz sein uraltes Recht nicht nehmen und in dem Reigen der Gesellschaftstänze, die wir den Leserinnen vorzuführen denken, ihm den ersten Platz einräumen. Die Polonaise, wie schon ihr Name bekundet, polnischen Ursprungs, ist auf gewisse Weise der leichteste aller Tänze zu nennen, weil er scheinbar keine Kunstforderungen an die Tänzer stellt. Dennoch liegt gerade in der edlen Einfachheit dieses Tanzes für die Tanzenden die Aufforderung und zugleich die Möglichkeit, ihn mit Grazie und Anmuth der Bewegungen von Seiten der Damen, und mit ritterlicher Galanterie von Seiten der Herren auszustatten.

Um einen Begriff von der hohen Schönheit der Polonaise zu erlangen, muß man diesen Tanz von Herren und Damen des polnischen Adels tanzen sehen, neben der graziosen Geschmeidigkeit dieser Tänzer und Tänzerinnen wird auch die tadelloste Ausführung von Deutschen als ein bloßes pathetisches Einhererschreiten erscheinen.

Die Polonaise ist bei uns zu dem sogenannten „Ehrentanz“ geworden, welcher weniger als Tanz, denn als festlicher Umgang betrachtet wird, und gleichsam den Uebergang bildet aus dem gewöhnlichen Gleise ruhigen Einhererschreitens zu den feurigern Rhythmen der von der Jugend so geliebten Rundtänze.

Diese Bestimmung der Polonaise als Ehrentanz, welche auch älteren Personen gestattet, in ihre Reihen zu treten, darf gleichwohl die Jugend nicht zu der Meinung veranlassen, die Polonaise sei kein Tanz für sie. Das wäre ein großer Irrthum; die Polonaise ist, wie die Menuet, ein Prüfstein weiblicher Anmuth, ein Tanz, welcher Gelegenheit giebt, alle die Vorzüge zu entfalten, welche die Natur und seine äußerliche Bildung dem Menschen, und besonders den Damen verliehen.

Soll die Polonaise Tanzenden und Zuschauenden ein Vergnügen sein (und dieses ist doch der Hauptzweck aller Gesellschaftstänze), so dürfen nicht mehr Paare antreten, als in dem vorhandenen Raum sich frei bewegen können, d. h. der Raum muß groß genug sein, die Wendungen des Tanzes, die Touren, deutlich hervortreten zu lassen, da bei der Polonaise, wie bei allen Ensembletänzen, die Klarheit der Figuren Hauptbedingung ist.

Der künstlerische Schritt der Polonaise, das Pas de bourrée dessous, ist in seiner schönsten Ausführung eben nichts weiter, als ein anmuthiges Gehen, welches, durch die

Löne der Musik, fast ohne Willen des Tänzers, den rechten Accent erhält.

Die Musik der Polonaise, 3/4 oder 6/8 Takt, ist nicht zu langsam auszuführen (nach Mägels Metronom: 88 = ♩), denn ein schleppendes Tempo beeinträchtigt die Schönheit dieses Tanzes bedeutend.

Dem vortanzenden Paare ist das Arrangement der Touren überlassen, und haben die nachfolgenden Paare genau die Wendungen desselben zu beobachten. Häufig sind labyrinthische Bindungen der ganzen Colonnen die einzige Abwechslung, welche der Polonaise gegeben wird, und glauben wir daher um so eher, daß einige neue, beliebte Touren den Leserinnen willkommen sein werden.

A. Freisting, Königl. Tänzer und Tanzlehrer.

Beschreibung einiger Polonaise-Touren.

Erklärung der Zeichen: Herr. Dame. Richtung des Ganges. Der zu nehmende Weg.

Nr. 1. Grande promenade à une couple.

Die Tanzenden gehen in einzelnen Paaren hintereinander.

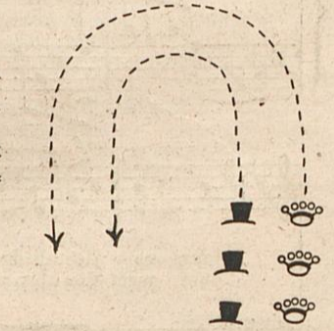


Fig. 1.

No. 2. Grande promenade à deux couples.

Stets das zweite Paar tritt dem vorgehenden Paar zur Seite (Fig. 2a.), so daß sich eine doppelte Reihe von Paaren bildet. (Fig. 2b.)

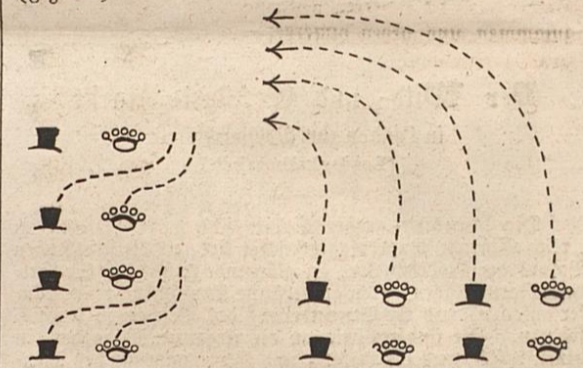


Fig. 2a.

Fig. 2b.

Nr. 3. Grande promenade deux dames ensemble et deux cavaliers.

Es treten stets 2 Damen und 2 Herren zusammen und machen in dieser Ordnung promenade. (Fig. 3.)

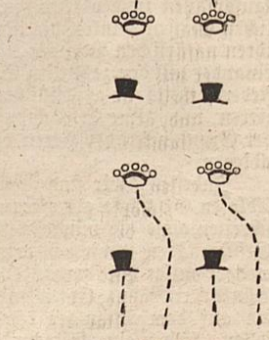


Fig. 3.

Nr. 4. Die Herren treten zur Seite (Fig. 4a.),

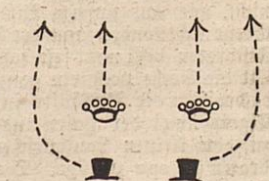


Fig. 4a.

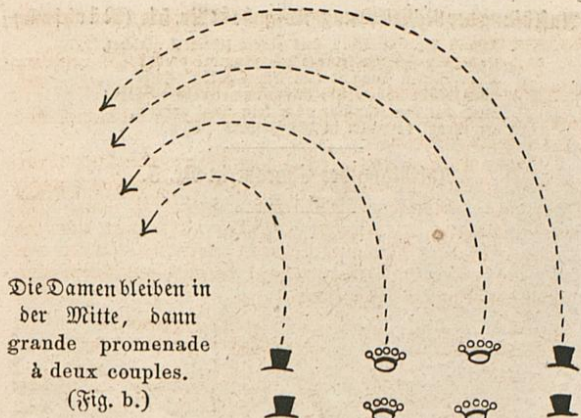


Fig. 4b.

Nr. 5. Die Herren bleiben zur Seite stehen und lassen die Damen paarweise in der Mitte hindurch gehen. (Fig. a.)

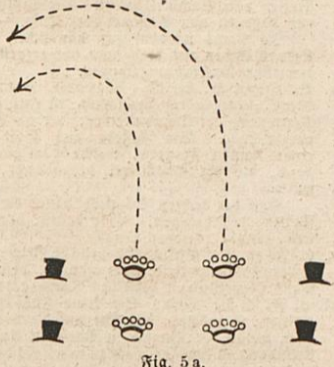


Fig. 5a.

Zuletzt treten die Herren paarweise zusammen und gehen hinterher — grande promenade.

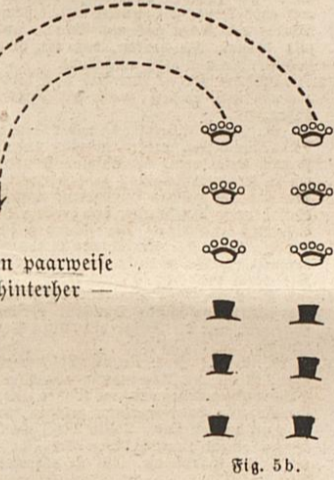


Fig. 5b.

Nr. 6. Die Damen treten zur Seite und bleiben stehen — die Herren gehen in der Mitte hindurch (Fig. a.)

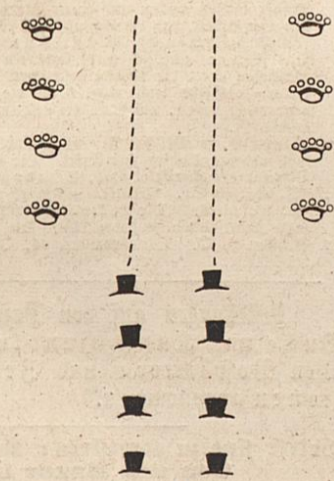


Fig. 6a.

bis zu ihren Damen — dann in derselben Ordnung grande promenade, so daß also die Damen zu beiden Seiten, die Herren in der Mitte gehn. (Fig. b.)

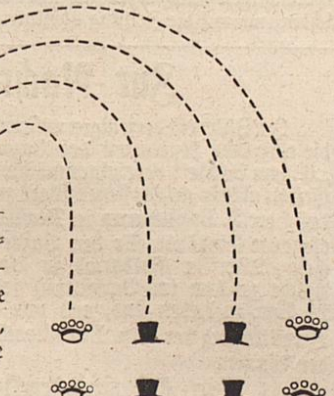


Fig. 6b.

Nr. 7. Die Damen bleiben nochmals zur Seite stehen, die Herren gehen in der Mitte hindurch (Fig. 7a.) und machen promenade,

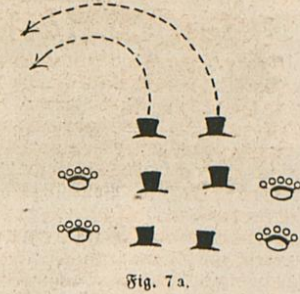


Fig. 7a.

theilen sich dann in der auf Fig. 7 b. bezeichneten Weise und begeben sich alle wieder an die linke Seite der Damen,

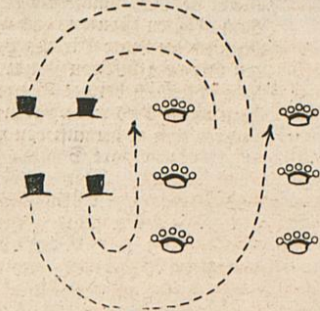


Fig. 7b.

dann grande promenade à deux couples. (Fig. 7c.)

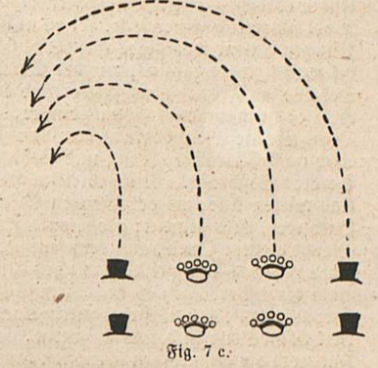


Fig. 7c.

Nr. 8.

Von den tanzenden Paaren tritt stets das Paar zur linken Seite hinter das Paar zur rechten Seite, so daß sich wieder eine Colonne à une couple bildet. Dann grande promenade und compliment.

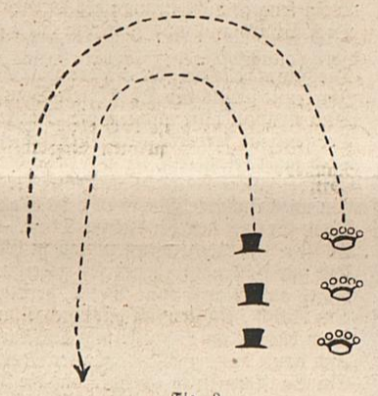


Fig. 8.

### Der Spiegel der Alten.

Von G. A. Ritter.

Wenn wir jetzt unsere Toilette machen, sehen uns Spiegel zu Gebote, die uns unser Bild vom Kopf bis zum Fuß zurückwerfen und jede Unregelmäßigkeit eines Kleidungsstückes auf das Genaueste zeigen. Die älteren Völker hatten nicht jene sichern Hülfsmittel, und deshalb erforderte die Toilette auch eine weit größere Sorgfalt, und namentlich Zeit, bis die Menschen auf Mittel kamen, jene Unbequemlichkeiten zu beseitigen.

Die ersten Spiegel zeigte uns die Natur in dem Kristall der Bäche und Gewässer, doch bald genügten jene natürlichen Mittel nicht mehr, da sie das Bild meist nur trübe und in unbestimmten Umrissen zurückwarfen. Die ersten künstlichen Spiegel waren von Metall, und Cicero schreibt ihre Erfindung dem Aesculap zu. Die Spiegel, die zu Brundis aus Erz mit Zinn versezt verfertigt wurden, waren als die besten von dieser Art berühmt. Man machte sie auch von bloßem Erz, bloßem Zinn, und polirtem Eisen. Man gab aber in der Folge den silbernen den Vorzug, die ein gewisser Praxiteles erfand.

Zu Homers Zeiten müssen die Spiegel in Griechenland für kein so außerordentlich wichtiges Stück gehalten worden sein, weil man sie nicht in seiner schönen Beschreibung von Juno's Toilette antrifft, wo er doch Alles zusammenhäuft, was zum ausgesuchtesten Putz beitragen konnte.

Bald verschönerete die Prachtliebe und Brunnstucht die Spiegel; man verschwendete Gold, Silber und Edelsteine daran, und verfertigte Spiegel von sehr großem Werthe. Seneca sagt: Der Werth einiger derselben habe den der Mitgift überstiegen, welche der Senat aus dem öffentlichen Schatz der Tochter des Scipio angewiesen hatte. Man putzte die Wände der Gemächer mit Spiegeln, man überzog damit die Schüsseln, worin die Speisen auf die Tafeln gesetzt wurden, und sogar die Becher und Trinkgeschirre,

die das Bild der Gäste bis ins Unendliche vervielfachten, „ein Volk von Bildern“ nennt es Plinius.

Gewöhnlich waren die Spiegel rund oder oval. Metall war lange Zeit das einzige Material, das man dazu brauchte. Dennoch kannten die Alten das Glas und machten seit seiner Entdeckung große Fortschritte in seiner Vervollkommnung und seinem Gebrauch. Nichts z. B. gleich an Pracht dem zweiten Stockwerk des Theaters des Scaurus, das ganz mit Glas gedeckt war. Eben so wenig können wir uns eine Vorstellung von dem herrlichen Anblick der gläsernen Säulen machen, welche den Tempel der Insel Aradus zierten. Sie waren von ungeheurer Größe und Dicke.

Es ist unbekannt, um welche Zeit die Alten anfangen sich der Spiegel von Glas zu bedienen. Wir wissen nur so viel, daß die ersten in den Glasfabriken zu Sidon verfertigt wurden, die wegen ihrer vortrefflichen Glasarbeiten berühmt waren.

Man darf jedoch die Spiegel der Alten nicht mit dem „Frauen eis“ verwechseln, von dem jene einen ganz andern Gebrauch machten. Sie bedienten sich seiner durchsichtigen Scheiben zu Fenstern, besonders während des Winters in den Speisefälen, um sich vor dem Regen und schlechter Witterung zu schützen. Auch wurde das Frauen eis zu Scheiben für Damenkästen, wie unsere jetzigen Wagenfenster, und zu Bienenkörben gebraucht, um die Arbeit der Bienen zu beobachten.

Unter der Regierung des grausamen römischen Kaisers Nero kam eine andere Steinart, Rhengites genannt, in Gebrauch, die dem Frauen eis an Durchsichtigkeit nichts nachgab, und aus Cappadocien gebracht wurde. Nero ließ in dem Bezirk jenes ungeheuren Palastes, den er „das goldene Haus“ nannte, einen Tempel des Glücks von diesen Steinen aufzuführen, und sie verbreiteten inwendig ein so blendendes Licht, daß nach dem Ausdruck des Plinius „der Tag nicht hinein zu fallen, sondern darin verschlossen zu sein schien.“ — Domitian, dem beständig vor Nachstellungen graute, ließ alle Mauern mit solchen Steinblöcken einfassen, um sehen zu können, was hinter ihm vorgehe, und den Gefahren vorzubeugen, die sein Leben bedroheten. [277]

### Der Hund Napoleons III.

Der jetzige Kaiser der Franzosen, bekanntlich mehrere Jahre Gefangener in der Festung Ham, hatte die Anstalten zu seiner Flucht getroffen. Der Prinz, als Arbeiter verkleidet, wollte zur Mittagszeit, unter die Arbeiter sich mischend, durch den Hof über die Zugbrücke gehen, als der Director, dessen Amt es war, die Vorübergehenden zu mustern, den Vorgänger des Prinzen anhielt, sich von seiner Identität zu überzeugen. Glücklicherweise ward die Aufmerksamkeit des Inquirenten durch einen Fehler des in Arbeit stehenden Baues abgelenkt, und der Prinz konnte während der an diese Bemerkung sich knüpfenden Untersuchung mit den übrigen Arbeitern ungefährdet die Brücke passieren.

Hier schlug er eine andere Richtung ein, die, wie schon früher verabredet, ihn einer in geringer Entfernung sich erhebenden, steilen Anhöhe zuführte. Sich umschauend, gewahrte der Flüchtling plötzlich seinen Hund, der zwar aus Vorsicht eingesperrt worden, doch seiner Haft entflohen war, in vollem Laufe auf ihn zukommen. Das treue Thier hatte seinen Herrn, trotz der Verkleidung, erkannt, sprang mit ausgelassener Freude ihm nach, ohne in seiner thierischen Einfalt die Gefahr zu kennen, in welche seine Anhänglichkeit den geliebten Herrn in dieser Lage führen konnte.

Hätte der Prinz seinen Schritt beeilt, so lange er noch im Gesichtskreis der Arbeiter oder der Festungsbewohner sich befand, oder irgend ein Zeichen der Unruhe bliden lassen, wäre der Hund jedenfalls zum Verräther an ihm geworden, doch, die Wichtigkeit des Augenblicks erwägend, ließ er die Besorgnis, welche sein Inneres erfüllte, in keiner Miene, in keiner Bewegung durchblicken, und erreichte glücklich die Stelle, wo er, von dem Hügel gedeckt, die stürmische Bewillkommung seines treuen, thierischen Anhängers ruhiger erwarten konnte. Doch kaum war der Prinz hier angekommen, so stürzte der Hund mit den heftigsten Liebkosungen auf seinen Herrn zu, sprang an ihm hinauf — und sein Herr wehrte ihm nicht, denn der Hügel verbarz die Scene den Blicken derer, die seine Freiheit auf's Neue gefährden konnten.

An welchen kleinen, unscheinbaren Zufällen hängen zuweilen die Schicksale der Menschen und ganzer Völker! Hätte der Hund des Prinzen Louis Napoleon seinen Herren einige Augenblicke früher ereilt, hätte ein Auge die Freude des treuen Thieres gesehen, wer weiß, ob Frankreichs Herrscher jetzt den Namen führte: Kaiser Napoleon III. [278]



### Ragout von Hammelfleisch.

Man schneidet die Nese des etwa übrig gebliebenen Hammelbratens oder gekochten Hammelfleisches in dünne Scheiben, legt sie auf eine flache Schüssel nebeneinander, und streut Mehl, Salz und Pfeffer darüber. Dann thut man die abgelösten Knochen in einen Topf oder ein Casserol, gießt so viel Wasser darüber, daß die Knochen grade bedeckt sind, fügt eine große, geschnittene Zwiebel hinzu und läßt das Ganze eine gute Weile kochen. Hierauf nimmt man die Knochen heraus,

Hut in die Brühre einige Moucheron's oder Pilztract, legt die Fleischschnitten ebenfalls hinein, und läßt dieselben langsam kochen, doch nur einige Minuten, sonst wird das Fleisch hart. Unterdessen hat man einige dünne Brodscheiben auf den Boden einer ziemlich tiefen Schüssel gelegt, und gießt nun den Inhalt des Casserols darüber. Das Gericht kann noch mit einigen braungerösteten Brodschnitten belegt werden. Am geeignetsten zu dieser Fleischspeise sind feine gerührte Kartoffeln oder Kartoffel-purée mit Butter, Salz und Pfeffer. [2719]

**Pflaumenmuskuchen.**

Man nimmt 1 Pfund Butter, 1/2 Meße Mehl, 1 Maas Milch und ein Weinglas voll Hefen, macht davon einen Teig, mangelt die größere Hälfte desselben auf und bestreicht sie mit Pflaumenmus. Dann macht man von der kleineren Hälfte des Teiges eine Decke über den Kuchen, bestreicht diese Decke mit Butter und läßt den Kuchen beim Bäcker backen.

**Flüssigkeit zum Zeichnen der Wäsche.**

Gute, reine Eisenfeilspäne oder kleine eiserne Nägel werden in ein Gefäß gethan und mit reinem Weinessig begossen. Nun wird das Gefäß an die Sonne oder auf den Ofen gestellt und bleibt 6—8 Tage stehen, bis das Eisen völlig oxydirt ist; dann gießt man das Klare ab, filtrirt es durch Löschpapier und zeichnet vermittelst einer Feder die Wäsche mit dieser Tinctur, welche nach dem Trocknen gelb erscheint. Diese Buchstaben können nie aus der Leinwand vertilgt werden.

**Deflecken aus der Wäsche zu bringen.**

Die Wäsche wird zuerst mit Wasser und Seife rein gewaschen, dann hält man die besetzten Stellen über angezündeten Schwefel, wodurch die Flecke verschwinden.

**Papier von Fettflecken zu reinigen.**

Ein Fettfleck in einem schönen Buche ist ein so störender Anblick, daß ein Mittel, ihn zu entfernen, sicher willkommen sein wird.

Etwas calcinirtes Hirschhorn oder etwas Asche von verbrannten Knochen wird in Säcken von feinem Mouffeline gethan. Man füllt zwei solcher Säcken, drückt sie etwas platt, legt dazwischen das besetzte Blatt Papier, und drückt es vermittelst eines heißen Brenneisens (zum Brennen der Haare) mit den zwei Säcken einige Augenblicke fest zusammen. Durch diesen Druck des heißen Eisens theilt das Fett sich der Asche mit und das Papier wird rein.



Nur, wer selber tiefes Leiden ertragen, wer, verdient oder unverdient, durch böse oder gute Menschen gekränkt ward, nur, wer Mitleid mit sich selber fühlte, trägt dieses Mitleid selbst auf seine Feinde über. Nur das Gefühl, das wir für uns selbst heget, können wir Andern entgegenbringen, wir können Andere nicht ehren, wenn wir uns selbst nicht ehren, Andere nicht lieben, wenn wir uns selbst nicht lieben, denn würdige Selbstliebe ist die höchste Weisheit.

D, laß den Kampf erdichteter Gefühle, Laß fern von Dir die düst're Täuschung fliehen, Die, gleich des Irlichts trügerischem Spiele, Dich in das Graun phantastischer Wüsten ziehn. D, lerne Wahn von Schmerzen unterscheiden Und ayre nicht dem Gott, den Du gemacht! Erspäre Kraft in Dir für wahre Leiden, Muth für Gefahr, Gefühl für künft'ge Freuden, Der Hoffnung Stern für's dunkle Reich der Nacht. Ein schleichend Gift ist jedes eitle Sehnen, Für Geist und Herz ist jeder Gram ein Gift, Was frommen, wenn kein Schmerz Dich trifft, die Thränen, Was frommt die Thräne, wenn der Schmerz Dich trifft?

Frauen sehen nur darauf, daß man sich entschuldige, nicht wie.

Der stärkste Ausdruck der Liebe greift nie so tief und innig in die Seele, als der seine Fe.

Der Mensch liebt heißer und treuer die Seele über ihm, als die Seele unter ihm.

Behe dem Herzen, das nicht aufrichtig ist gegen ein aufrichtiges, nicht groß gegen ein großes, nicht warm gegen ein warmes, da es schon das Alles sein sollte gegen ein Herz, das nichts von allen Dingen ist.

Es ist ein weiter, ermüdender Schritt von der Bewunderung zur Nachahmung.

Manchem Herzen thut es wohl, wenn längst vergessene Beklemmungen in ihm wieder aufgeregt werden. Die Leiden, dieses herbe Lagerobst, welches einen so großen Raum in unserer Erinnerung einnimmt, wird so milde durch das Liegen, daß ein geringer Unterschied ist zwischen einem vergangenen Schmerz und einer jetzigen Lust.

Wahre Ueberlegenheit verleiht eine vollkommene Güte; man ist zufrieden mit sich, mit der Natur, mit andern Menschen; welche Art von Ueberlegenheit sollte man empfinden?

Ein Spiegelglas nur ist die Welt, Sie zeigt uns das eigene Angesicht. Wer drum sie für gar zu häßlich hält, Der gefällt sich eben selber nicht.



**Sylbenräthsel.**

Zweisylbig.

Wenn ich Dir auch der Ersten Deutung sage, Bleibt sie Dir immer doch noch eine Frage. Vom größten Ganzen, das wir Menschen kennen, Muß ich die Letzte Dir als Drittel nennen. Laß Dir vom luft'gen Zaubervolk der Elfen Nun schließlich bei des Ganzen Lösung helfen; Sein düst'ig Lied von ihrem Spiel und Tanz Erwarb ihm ja dereinst den Lorberkranz.

[2779]

**Charade**

Zweisylbig.

Zu einem weit verbreiteten Geschlechte Gehört, was Euch die erste Sylbe nennt, Und wahrlich — unter Europäern möchte Wohl schwerlich Einer sein, der es nicht kennt. Mit der Cultur ward dies Geschlecht geboren, Es wuchs, ward zahllos, wie der Sand am Meer. Der Weisen Freund, der Zeitvertreib des Thoren, Geht es in mancherlei Gestalt einher, Denn wie die Menschheit in dem Lauf der Zeiten Sich nach Charakter, Rang und Ständen schieb, So dies Geschlecht. Nicht Gleiches stets bedeuten Und wirken Alle, als des Ganzen Glied. Bald edel, bald gemein; groß, bald geringe, Gleich es dem Quell, aus dem sein Dasein floß, Bald ist's das heiligste der ird'schen Dinge, Bald birgt Verderben es in seinem Schooß. Hier trägt es edlen Wissens guten Samen Mit Windeseile in die Welt hinein, Und dort die schmutzigen Genossen kamen Das zu besetzen, was sonst keusch und rein! Wohl trug es Licht in manches Geistes Nacht, Doch Sünde auch und Irthum hat's gebracht!

Die Zweite kennt Ihr als der Herrschaft Zeichen, Ihr kennt sie als der Dürftigkeit Symbol, Dem Krüppel hilft es durch die Strafen schleichen, Der seufzend fordert Gutes Mitleids Zoll. Doch zaget, eingedenk der eignen Schwächen, Es über Gutes Nächsten Haupt zu brechen. Ein unscheinbares Etwas ist das Ganze, Vom Ersten nur der kleinste Theil. — Allein Es ist notwendig, wenn zu vollem Glanze Und zur Vollendung jenes soll gehn. Ist es an sich auch ohne Werth, geringe, Ein Nichts, ein ärmlich dürftiges Atom, Doch bühlt's an Schmelze mit des Aares Schwinge, Und baute auf der Wissenschaften Dom. Ein Saatkorn ist es, welches auf die Fluren Der Zeit gestreuet, tiefe Wurzeln schlug, Und längst des Menschengeistes Riesenspur So leicht, als kühn, nach allen Winden trug. Doch — die das segensreiche Saatkorn säten, Das ahnten sie wohl nicht: Es kann auch tödten!

[2777]

Marie Harret.

**Rebus.**



Auflösung des ersten Rebus in Nr. 5.

Politische Combinationen trügen sehr leicht.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 5.

Hinter'm Berge wohnen auch Leute.

**Auflösung der Räthsel-Aufgabe in Nr. 51. (Räthsel.)**

Kennt Du das Ding, das einem Uhrwerk gleicht, Und ewig sich um seine eigne Spindel dreht? — Dem Weisen Stoff für all sein Denken reichet, Was blüht und weilt, doch nimmermehr vergeht; Auch hat den Künstler noch kein Aug' geseh'n, Er thront verhüllt in des Aethers Höh'n.

**Auflösung der Charade in Nr. 5.**

Land	See
Nord	Sturm



Fr. v. W. in F. Zäpfchen und sogenannte Pasquinen werden im Hause noch viel getragen, besonders von schwarzem Taffet, mit Schrägstreifen von Sammet belegt. Für Straßen-Toilette sind die Pasquinen dagegen von Sammet oder Tuch. — In Paris werden zur häuslichen Morgentoilette auch kurze Schoofjäckchen aus roth- und schwarzgestreiftem Wollenstoff mit eingewirkten Goldfäden getragen.

Fr. L. O. in S. bei D. Was die französischen Modisten mit dem Wort „fourragere“ bezeichnen, ist eine jetzt sehr beliebte militärische Verzierung der Damenkleider, der an den Uniformen der Sularen vergleichbar. Sie besteht aus Seidenschnur, von der Stärke eines kleinen Fingers, welche von einer Schulter zur andern gehend, auf der Brust frei herabhängt, d. h. ohne festgenäht zu werden.

Von der rechten Schulter hängt diese Schnur in einer großen, flachen, dreitheiligen Quaste herab, von der linken in einer einzelnen, langen, runden Quaste.

Fr. v. J. in B. Graue und braune Filz- oder Belpelshüte sind zu einfacher Straßentoilette noch modern, besonders wenn sie mit Federn, Band oder Blumen derselben Farbe garnirt werden.

Fr. v. J. in L. Wenn Sie keine Fußbänke, sondern Fußwärmer meinen, so möchten wir Sie auf die von Gauthoue aufmerksam machen, welche seit Kurzem in Paris in Aufnahme gekommen sind; die Erfindung ist indessen noch zu neu, als daß sie sich schon als praktisch erwiesen haben könnte.

Diese erwähnten Fußwärmer von Gauthoue verrathen durch ihr Neuere ihre Bestimmung nicht. Das heiße Wasser befindet sich zwischen zwei Lagen Gauthoue; die obere ist mit Sammet oder Klett, die untere mit feinem Wollenstoff überzogen; die Mänder und Ecken sind mit Schnur und Quasten reich geschmückt; also können Sie denken, daß ein derartiger Fußwärmer auch das schönste Zimmer nicht verunzert.

Fr. G. W. in R. — Wir sind noch reichlich versorgt — und Sie mögen uns nicht jürnen, wenn wir Ihrer Sendung nicht den Vorzug geben.

Fr. F. K. in S. Allerdings, wir haben erst kürzlich darüber berichtet; Bandmanschetten werden in allen nur erdenklichen Farben getragen, je nach Anforderung der übrigen Toilette, mit welcher die Manschetten in Uebereinstimmung gebracht werden müssen. Die gebräuchlichsten sind die um das Handgelenk eingezogenen, nach dem Arm zurückfallenden Manschetten von breitem Bande mit glattem, eine Spitze bildendem Aufschlag. Am sichersten ist Ihnen das Gelingen der Arbeit, wenn Sie Nr. 22 und 24 des vorigen Jahrgangs zur Hand nehmen, welche Abbildungen derartiger Bandmanschetten enthalten. Die Form derselben ist ganz der herrschenden Mode gemäß.

Fr. D. L. in D. Ihr Diamantring kann Ihnen dazu nichts nützen. Der polirte, geschliffne Diamant verliert die Eigenschaft, Glas zu schneiden; nur die Spitze des rohen Diamanten ist für diesen Zweck tauglich.

Fr. v. H. in D. Eine sehr empfehlenswerthe Art, Handschuhe zu waschen, ist die mit Anwendung von Pseifenthon. Zuerst werden die Handschuhe mit lauwarmem Wasser und Seife gewaschen, dann auf die hölzerne Handhuhform gezogen, und so lange dort gelassen, bis sie ganz trocken sind. Dann rührt man etwas Pseifenthon mit Wasser zu einem ziemlich dicken Brei, bestreicht damit vermittelst einer Bürste die Handschuhe, läßt sie abermals trocknen, schlägt sie hernach so lange, bis der Thon sich abgeößt, und reibt sie schließlich noch mit einem reinen weichen Tuche ab.

Fr. v. F. in D. Ja, ja; trotz des Komma ist die Erzählung damit wirklich zu Ende, und wenn Sie sich nur statt des Komma ein Punkt denken wollen und einen Strich unter das Ganze, so werden Sie finden, daß der Schluß: „Sich und war unter all diesen Glücklichen die Glückliche“ vollkommen befriedigend ist. Das Komma muß sich wohl wie ein höher neddischer Skold in Sekstaken unter die Punkte geschlichen haben, und auch in der Correctur (was sehr leicht möglich ist) die Gestalt eines Punktes angenommen haben, um dann die Leserinnen zu täuschen und uns zu erschrecken.

Fr. Clara H. in M. bei B. Ob. Auch war verheiratet und hinterläßt mehrere Töchter und Enkel. Die eine der Töchter ist an den Director der Kunstakademie, Schadow, in Düsseldorf verheiratet. Herr F. St. in St. Erbalte und wird benutzt werden.

Fr. C. G. in Tr. Die Postvorschriften sind der Art, daß sich der besagte Uebelstand nicht heben läßt. Sie werden jetzt im Recht sein.

Fr. C. Pr. in D. Wir bedauern es, Ihr Erbieten zurückweisen zu müssen.

**Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.**

**Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.**

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

**Zur Nachricht.**

Im Interesse derjenigen unserer Abonnentinnen, welche die einzelnen Nummern des Bazar (Jahrgang 1857) zu „Einem Bande“ vereinigen möchten, um denselben in fester Gestalt als ein geschlossenes Werk zu besitzen, bemerken wir, daß Herr J. Bachmann in Berlin (Holtgartenstraße 4) elegante Einbände für den Bazar in Leinwand mit reichem Titel in Golddruck in Vorrath angesetzt hat, welche zu dem im Verhältniß sehr billigen Preise von 20 Sgr. zu haben sind, und von Nicht-Berlinern durch Vermittelung der resp. Buchhandlungen bezogen werden können.

**Die Administration des Bazar.**

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 8. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 25. Februar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

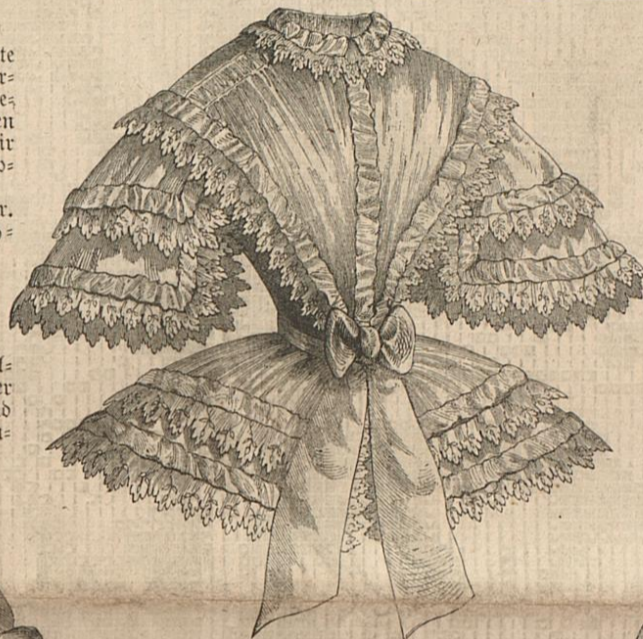
VIII. Band.

## Für die Toilette.

Wir wenden uns heute demjenigen Gebiet der Toilette zu, welches in jeder Saison eine gleiche Berücksichtigung fordert und für welches wir hiermit unsere Leserinnen mit verschiedenen Abbildungen moderner Modelle versorgen; ersuchen einige darunter auch in schon bekannter Façon, so dürfen wir ihnen darum nicht das Prädicat „modern“ entziehen, in sofern sie noch durch nichts Neueres ersetzt worden sind.

Wir geben fogleich zur Beschreibung der Abbildungen über.

Nr. 1. Canezon von weißem Tüll mit rosa Bänderauspuf. Das Leibchen — vorn in Falten gezogen — hat einen kraus angelegten Schoof und halblange, an der Seite offene Aermel, oben mit einem kleinen Ueberärmel verziert. Eine reiche Garnitur von Spitzen und mit rosa Bänder unterlegten Puffen giebt dem Canezon das Ansehen reizender Eleganz. Diese Garnitur ist auf der Abbildung vollkommen treu wiedergegeben und bedarf daher keiner weiteren Beschreibung. Die Taille ist mit einem rosa Band umfaßt, welches vorn zu einer Schleife mit lang herabhängenden Enden geschlungen ist.



Nr. 1. Canezon von weißem Tüll.

an den Aermel gefest, sondern mittelst eines darunterliegenden Bündchens von etwas geringerer Breite als die Manschette. Dieses Bündchen, zuweilen wie die Manschette gerundet geschnitten, hat den Zweck, daß letztere nicht durch die bauschigen Falten des Aermels nach vorn gedrängt wird, sondern nach hinten stehend, glatt aufliegen kann. Bei dem hier unter Nr. 4 gegebenen Aermel hat die Manschette in der Mitte einen Einschnitt und besteht theils aus einem mit Band unterlegten Puff, theils aus Stiderei. Vorn am Einschnitt ist eine blaue Bandschleife befestigt.

Nr. 5. Ballonärmel von weißem Mull. Der Ballon ist ebenfalls abgerundet wie bei Nr. 4 und unten mit einem doppelten breiten Volant zugleich an ein gestiftes Bündchen gefast.

Nr. 6. Aermel von weißem Tüll mit grünem Bänderauspuf. Bei diesem Aermel ist der Ballon durch 4 mit grünem Band unterlegte schmale Spitzeneinsätze der Länge nach in Puffen gefast. Das untere Bündchen ist ebenfalls mit grünem Band durchzogen.



Nr. 6. Aermel von weißem Tüll.



Nr. 7. Aermel von halbwelter Form.



Nr. 8. Aermel mit Bänderauspuf.



Nr. 9. Aermel mit rosa Bändergarnitur.



Nr. 3. Fichu von schwarzem Tüll.

Nr. 2. Canezon von weißem Organdi mit schwarzem Sammet und Spitzenauspuf. Dieser Canezon hat eine sehr einfache glatt anschließende Façon mit Tüllhornärmeln — hingegen einen sehr eleganten originellen Auspuf und würde, zu einem Kleide von lebhafter Farbe getragen, der Toilette einen außerordentlichen Reiz verleihen. Der Auspuf besteht in einzelnen schmalen „Barettes“ (Spangen), von schwarzem Sammet mit schwarzen Spitzen besetzt und ist in der auf der Abbildung sichtbaren Weise am Leibchen herunter, auf den Schultern, Aermeln und um den Schoof angebracht. Aermel und Schoof haben noch eine Einfassung von Sammet, welcher sich eine breite Spitze anschließt; außerdem sind die Aermel mit schwarzen Sammetstreifen verziert.



Nr. 5. Ballon-Aermel.

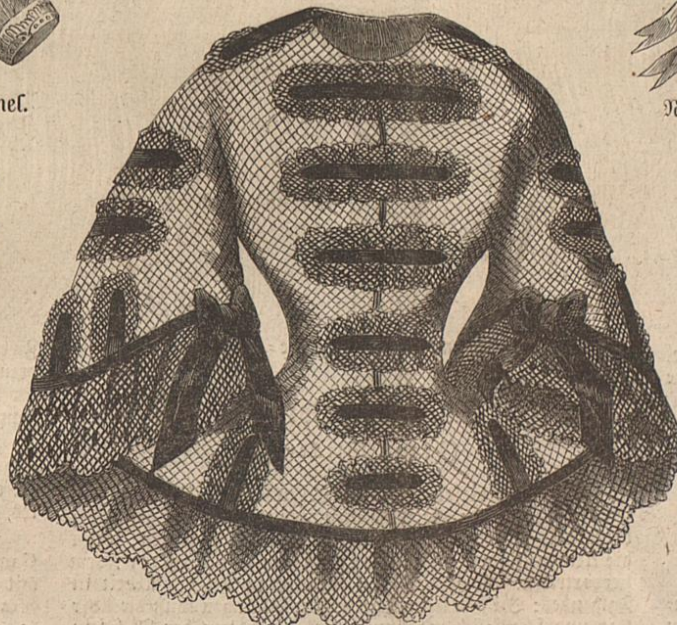


Nr. 4. Ballon-Aermel.

Nr. 7. Aermel in halbwelter Form. Die untere Garnitur besteht aus 2 dicht aneinander schließenden Puffen und einem breiten Volant, welcher, wie auf der Abbildung zu sehen, in der Mitte gespalten, und rings herum mit Spitze besetzt ist. Ein glatt aufliegender krauser Puff deckt die Schlupfnath des Aermels — eine Verzierung — welche man den Aermeln in Rücksicht auf die jetzt beliebten aufgeschlungenen Kleiderärmel giebt.

Nr. 8. Aermel mit lilafarbener Bändergarnitur. Der Ballon des Aermels ist ungefähr  $\frac{1}{4}$  Elle über dem unteren Rand nochmals in Falten gereiht und demzufolge ein Puff gebildet, welcher mit gestifteten Nüssen verziert und mit schmalen Band in bestimmten Entfernungen umfaßt ist. Oberhalb des Puffes befindet sich eine Schleife ohne Enden, unten schließt sich eine herabfallende krause Manschette an.

Nr. 9. Aermel mit rosa Bändergarnitur. Zu diesem Aermel gehört ein sehr kurzer, weit sich öffnender Kleiderärmel, um den mit Schleifen verzierten Ballon völlig sichtbar werden zu lassen. Dieser Ballon reicht nach unten zu nur etwas über den Ellenbogen, läßt also den unteren Theil des Armes frei; der sich anschließende weite Volant ist da, wo er auf dem Arm liegt, um die Hälfte schmaler geschnitten, als nach der Mitte zu.



Nr. 2. Canezon mit schwarzem Sammet- und Spitzen-Auspuf.

Nr. 4. Ballonärmel von weißem Mull mit blauer Bändergarnitur. Die erforderliche Weite eines solchen Ballonärmels ist mindestens 1 Elle. Gewöhnlich wird der Ballon oben und unten nach der Naht zu etwas abgerundet, damit er einen größeren Bausch bildet. Die zurückstehende Manschette wird nicht unmittelbar

### Lichtschirm. (Tapisserie-Arbeit.)

Material: feiner Ganevas, Stahl- und Kristallperlen, Bephrwolle in Grün oder Hochroth; ein Drahtreif, u. s. w.

Wir liefern hiermit den Leserinnen eine Arbeit, deren Gegenstand, wenn auch nicht in allen Haushaltungen zum wirklichen Gebrauch gelangt, doch jedenfalls gern als Zimmer-schmuck aufgenommen wird.

Die hier gegebene Abbildung eines Lichtschirms zeigt allerdings nur ein einfaches, weiß und schwarzes Dessin ohne den Effect der Perlen, welche geschmackvoll mit dem farbigen Wollgrund contrastiren; doch gehört von Seiten unserer Leserinnen nur eine geringe Phantasie dazu, sich die Arbeit in ihrer Vollendung vorzustellen. Die Contouren und Andern des Dessins (durch weiße Punkte bezeichnet) werden aus Stahlperlen gebildet, das Innere der Blumen und Blätter wird mit weißen Kristallperlen gefüllt; der Grund ist mit Wolle in hochroth, grün oder blau zu arbeiten.

Da die Stickerei auf sehr feinem Ganevas ausgeführt werden muß um der auf der Abbildung angegebenen Größe möglichst zu entsprechen, so kann man beim Ausfüllen sich des halben Kreuzstichs bedienen und dadurch die Arbeit sehr erleichtern. Offene Seide würde auch ein passendes Material zum Ausfüllen sein, doch aber die Perlen weniger vortheilhaft hervortreten lassen.

Die vollendete Stickerei wird ganz straff über einen, in passender Größe dazu gefertigten Drahtreif gespannt, welchen man in den, außerhalb der Stickereifrei-gebliebenen Ganevasrand faßt und dicht einsetzt. Dies muß insofern mit einiger Sorgfalt geschehen, als die Stickerei sich leicht schieft zieht, und dadurch das Ganze an Schönheit verlieren würde. Man sültert dann die Rückseite des Schirms mit leichtem Seidenzeug in passender Farbe und setzt um den Rand eine lange Seidenfranze, entweder

in weiß, oder übereinstimmend mit der Grundfarbe der Stickerei. Will man die Eleganz mehr als die Dauer berücksichtigen, so wäre hier jedenfalls wei ß zu empfehlen. Außerdem wird der Rand der Stickerei, den Kopf der Franze bedeckend, noch mit einer dreifachen Flechte von Kristallperlen verziert, oder mit einer weißen seidenen Quimpe, auf welcher man in regelmäßigen Entfernungen kleine weiße Wachsperlen anbringt.

Die Befestigung des Schirms in das Fußgestell, welches entweder aus Steinpappe, oder von einem Drechsler gefertigt sein kann, ist Sache des Galanterie-Arbeiters. [2732]

### Kragen-Dessin

(Französische Stickerei.)

Für wenig geübte Stickerrinnen ist es schwierig, die französische Stickerei in sehr zierlichen dichtgedrängten Figuren auszuführen, und die größte Ausdauer kann in diesem Fall oft nur ein unbefriedigendes Werk schaffen. Wir geben da-

her heut ein Dessin zu einem Kragen, mit sehr einfachen, mehr vereinzelt stehenden Figuren, welches auch unsicheren Versuchen den Lohn einer hübschen effectvollen Arbeit gewähren wird.

Die breiten weißen Linien, welche die Hauptfiguren des Musters bilden, werden doppelt (also zweimal) vorgezogen und beim Vorziehen zugleich die daran schließenden Blätter und Zweige gestickt; dann wird die doppelt vorgezogene Linie dicht languettirt. Der äußere Rand des Musters wechselt mit schmalen und breiten Languetten ab; die letzteren müssen eine dichte Unterlage von Baumwolle erhalten, bezugleich alle übrigen hoch zu stichenden Figuren. Die großen mit einer Ader versehenen Blätter werden getheilt gestickt, die damit zusammenhängende große Rundung erhält innerhalb die Verzierung eines Zwirnrädchens. [2730]



Lichtschirm. (Tapisserie-Arbeit.)

### Taschentuch-Bordüre.

(Franz. Stickerei.)

Der Effect dieses einfachen Dessins als Stickerei ist ein sehr schöner, wenn die Ausführung mit Sorgfalt geschieht; die Arbeit würde aber ganz ohne Ausdruck erscheinen, wenn die kleinen Figuren nicht in deutlicher und leichter Form hervortreten. Wesentlich von Bedeutung bei der Arbeit ist folgendes: Bei den kleinen getheilten Blättchen muß die Ader klar und scharf sich markiren, was nur dann der Fall sein kann, wenn die gegeneinander gerichteten Stiche sich zwar in einer Linie berühren, aber nicht ineinander gehen. Bei den

Blättern dürfen die einzelnen Blättchen nicht zu breit ausfallen und den für das innere Bindloch bestimmten Raum nicht zusammendrängen. Dieses Bindloch wird, nachdem es einmal umzogen und ausgebohrt, recht dicht und knapp umstochen. [2737]

### Kaninchen als Nadelfläßen.

Material: ein Stückchen weißer Plüsch in der ungefähren Größe 1/4 Elle im Quadrat, ebensoviel weißer Gambrie, Kleie, verschiedenes Moos, Pappe, grünes Papier u. s. w.

Unter den kleinen Tändeleien, welchen weiblicher Scharsinn einen nützlichen Zweck zu geben versteht, ist dieses Kaninchen in seinem grünen Nest gewiß eine der anmutigsten und nachahmenswerthesten; wir bieten damit den geschickten Händen unserer Leserinnen einen höchst amüsanten belohnenden Zeitvertreib und lassen hier die nöthigen Angaben zur Anfertigung dieses zierlichen Gegenstandes, welchen die Abbildung in natürlicher Größe zeigt, folgen.

Zuvörderst wollen wir dem Thierchen sein Lager bereiten und brauchen dazu als Grund und Boden ein länglich rundes Stück Pappe, dessen Länge 15 Centimeter (einen Finger breit) weniger als 1/4 Elle beträgt, die Breite 12 Centimeter (beinahe 3/16 Elle).

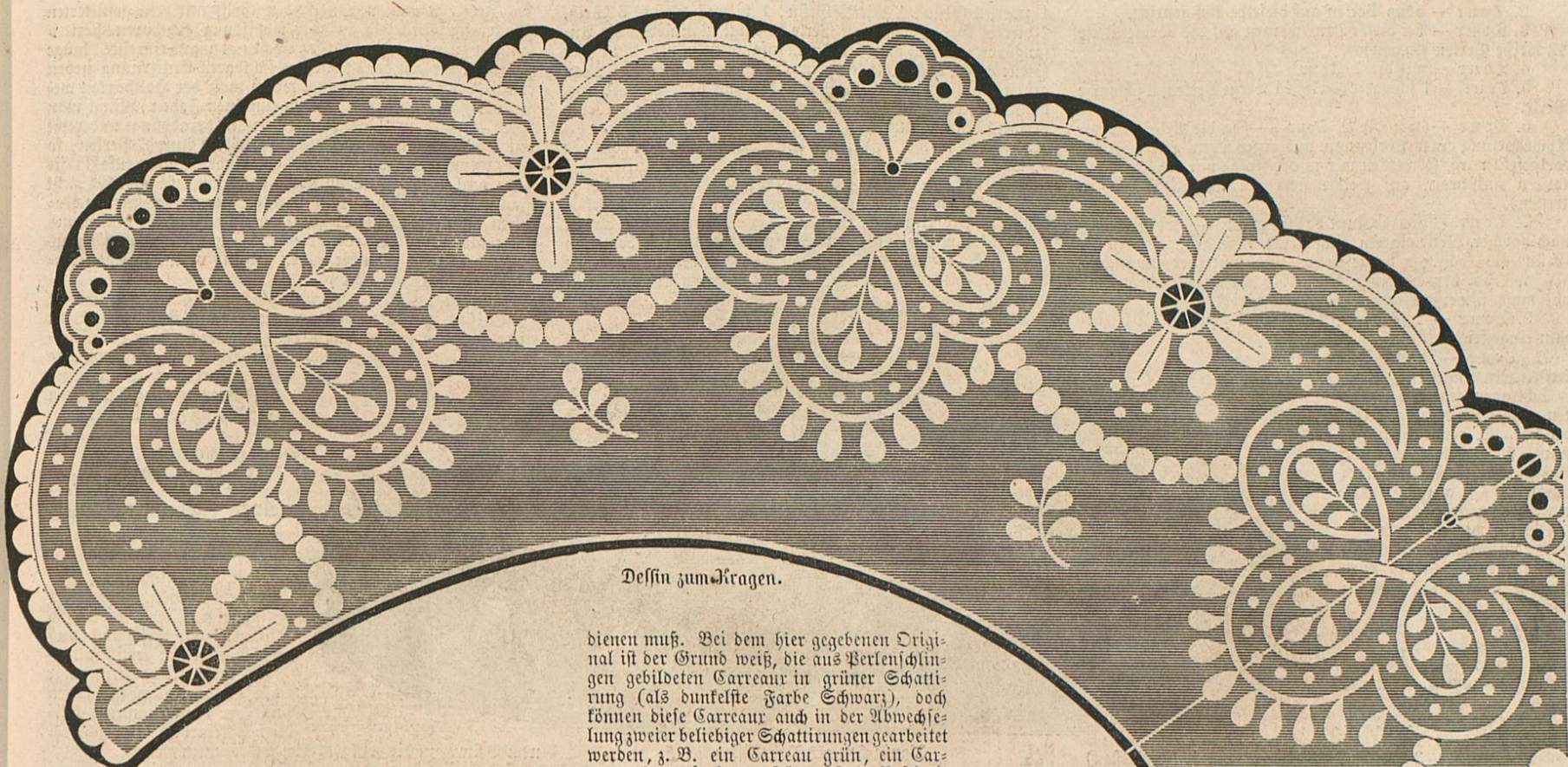
Diesen Pappboden überklebt man auf beiden Seiten mit grünem Papier und wenn dies völlig ange-trocknet, bildet man auf der einen Seite der Pappe einen ungefähr 2 Finger breiten Moosrand, indem man verschiedenes frisches, aber trockenes Moos in einzelnen Zweigen aufstellt — auch kleine ausgeschnit-tene Papierblätter kann man mitverwenden. Eine sehr genaue Anleitung für das Arrangiren der Blätter und Moos-zweige, läßt sich nicht geben, Geschmack und Phantasie müssen hierbei die Hand leiten.

Haupt-sächlich zu beachten ist, daß man die Zweige gleichmäßig vertheilt, sie nicht platt auflegt, sondern stets in die Höhe biegt, sie möglichst leicht und so ordnet, daß die Stiele nicht sichtbar sind. Die Gummiauslösung muß sehr dick sein, wenn das Moos sich kleben lassen soll, auch ist es gut, nachdem man einige

Zweige aufgeklebt hat, sie erst völlig antrocknen zu lassen, ehe man neue dazwischen oder daneben klebt. Zum äußeren Rand der Pappe kann man etwas kleines Grün auswählen und nach Innen zu die größeren Zweige bringen.

Wir gehen nun zur Anfertigung des Kaninchens über und geben die beiden hierzu gehörigen Schnittformen: Fig. 1. die eine Seite des Körpers — und innerhalb dieses Theiles, Fig. 2, das Ohr.

Man schneidet Fig. 1 zuvörderst zweimal aus weißem Gambrie, legt beide Theile passend auf einander und näht sie mit dichten Hinterstichen ringsum zusammen, nur an dem gerade geschnittenen Rand eine Oeffnung lassend, groß genug, daß man das Ganze umwenden kann, und also die Naht nach innen kommt. Ist dies geschehen, so füllt man den Körper mit trockener Kleie aus, doch nicht so fest, als man es bei einem



Deffin zum Kragen.

Nähstücken zu thun pflegt, und näht die Deffnung vollends zu; den Hals zieht man mit einem darum geschlungenen Faden noch etwas zusammen, um das Genick schärfer zu markiren. Hierauf versteht man den Körper mit einem Ueberzug von weißem Plüsch, den man dazu ebenfalls in 2 Theilen nach Fig. 1 schneidet, auf der innern Seite bis zum unteren geraden Rand zusammen näht, und hinten an jeder Seite den Schenkel durch eine nach innen genähte kleine Falte in etwas gerundeter Form markirt. Dann wendet man das Ganze um, zieht es über den fertigen Körper und näht den Ueberzug unten herüber überwendlich zusammen, indem man den Plüsch von beiden Seiten gegen einander einschlägt. Schneidet der Ueberzug im Genick nicht tief genug ein, so muß man dies ebenfalls durch eine kleine Falte bewirken, welche man mit Leisten, etwas nach innen gerichteten, d. h. möglichst unsichtbaren Stichen näht. Nun schneidet man nach Fig. 2 zwei Ohren von Plüsch, rollt jedes derselben ein wenig nach innen zusammen und näht sie oberhalb des Kopfes fest, in der Weise, wie es die Abbildung zeigt. Das kleine Mäulchen und die Nasenlöcher bezeichnet man an gehöriger Stelle mit einigen kleinen Stichen aus rother Seide, an Stelle der Augen näht man auf jede Seite eine rothe Perle und zieht unterhalb der Nase anstatt der Barthaare einige mit Gummi gesteierte feine Zwirnsfäden ein. Hiermit ist das niedliche Thierchen vollendet, welches freilich erst dann sein originelles und natürliches Aussehen erhält, wenn es auf den für ihn bestimmten Platz festgeklebt ist und man sich die fehlenden Pfötchen unter dem Körper verborgen denken kann. Das Moos muß sich dicht an den Körper anschließen; den mangelhaften Stellen läßt sich leicht durch ein Zweiglein oder Plättchen, welches man einklebt, nachhelfen.

Ist dieses kleine Werk an sich schon vollständig und für den Schmuck eines Toiletentisches würdig zu betrachten, so könnte es an Reiz noch gewinnen und doppeltem Zwecke dienen, wenn man es auf den Deckel eines Kästchens, als dessen zugehörigen Zierrath, placirte. [2791]

**Glockenzug von Perlen gestrickt.**

Material: böhmische Perlen in Kristall oder Milchweiß, Schwarz und eine Schattirung Grün (4 Nuancen), harter weißer Hauszwirn (ganz feiner weißer Bindfaden), feste weiße Leinwand.

Wir liefern hiermit unsern Leserinnen eine ähnliche, wenn auch bedeutend größere Arbeit, als die des Lambrequins in letzter Arbeitsnummer — einen gestrickten Glockenzug, dessen untern Theil nebst daran befindlichen Griff die Abbildung in natürlicher Größe zeigt. Wir können in Betreff der Farben für das Material nichts Bestimmtes vorschreiben, da hierbei allein die Farbe und Dekoration des Zimmers, dessen Wand der Glockenzug schmücken soll, als Richtschnur

dienen muß. Bei dem hier gegebenen Original ist der Grund weiß, die aus Perlensträngen gebildeten Carreaux in grüner Schattirung (als dunkelste Farbe Schwarz), doch können diese Carreaux auch in der Abwechslung zweier beliebiger Schattirungen gearbeitet werden, z. B. ein Carreau grün, ein Carreau bronzefarben. Für unsere Beschreibung des Glockenzuges lassen wir die oben erwähnte Zusammenstellung von Weiß und Grün gelten.

Die zu einem 2 1/2 Elle langen Glockenzug und dem Griff nöthige Quantität Perlen ist folgende: 6 Maschen Weiß — 3 1/4 Masche Schwarz — 2 Maschen Dunkelgrün — 1 1/2 Masche vom 2. Grün — 1 Masche vom 3. Grün — 1/2 Masche vom hellsten Grün.

Die Art der Strickerei ist ganz dieselbe, wie wir sie bei dem schon erwähnten Lambrequin beschrieben haben und empfehlen wir der Arbeiterin diese Beschreibung zu genauer Durchsicht, um da, wo wir uns heute kürzer fassen, zu klarem Verständniß zu gelangen.

Die Perlen kann man nicht mit einem Mal für die ganze Länge des Glockenzuges (ungefähr 12 Carreaux) aufreihen, besser ist es wenigstens, während der Arbeit den Faden zuweilen abzuschneiden, von Neuem Perlen anzureihen und den Faden wieder anzuknüpfen, wobei man es so einzurichten sucht, daß der Knoten in einer Perle verborgen wird. Für das Aufreihen der Perlen ist die möglichste Aufmerksamkeit zu empfehlen, da ein in der Perlenzahl vorkommender Fehler beim Stricken eine unangenehme Verzögerung bewirkt, indem man abermals den Faden abschneiden und nach Beseitigung des Fehlers wieder anzuknüpfen muß.

Aus nachstehender Beschreibung ist zugleich die Folge der aufzureihenden Perlen zu entnehmen.

Vorher noch folgende Bemerkung: (Beim Umschlagen wird stets der Faden von hinten nach vorn um die Nadel genommen; das Abnehmen geschieht stets geschränkt, d. h. man sticht von rechts nach links (nach hinten) in die Maschen und zieht den Faden von hinten hindurch.)

Man schlägt ganz so je 28 Maschen auf und strickt folgende Tour darüber: umgeschlagen, 2 Maschen geschränkt zusammengestrickt — so fort bis zu Ende der Nadel. Nun beginnt das eigentliche Muster mit den Perlen.

1. Tour: Umgeschlagen, abgenommen, d. h. die folgende Masche mit dem dahinter liegenden Faden geschränkt zusammengestrickt — 1 schwarze Perle vorgehoben und umgeschlagen, abgenommen, \* 1 weiße Perle herangeshoben und umgeschlagen, abgenommen — vom \* wiederholt, bis 11 weiße Perlen eingestrickt sind; dann folgt eine schwarze Perle.



Taschentuch = Bordüre.

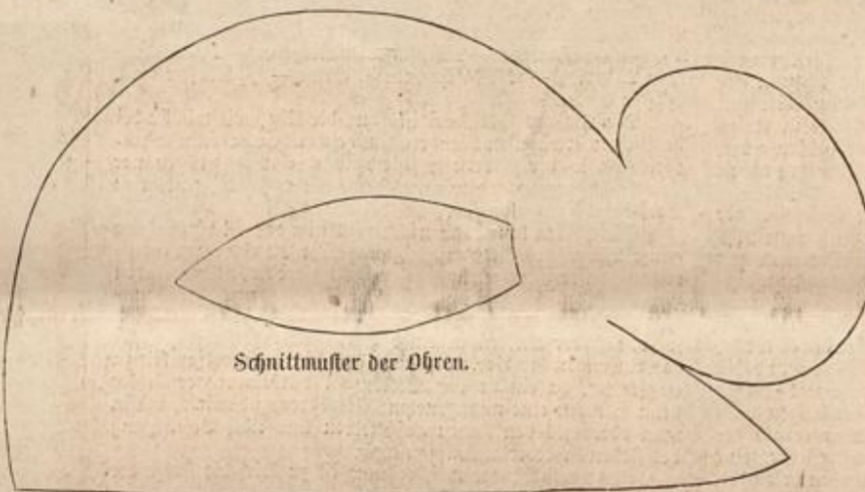


- 2. Tour — ohne Perlen auf dieselbe Art gestrickt.
- 3. Tour — bei dieser Tour werden auf die vorige Weise 13 weiße Perlen eingestrickt.
- 4. Tour — wie die 2. Tour.
- 5. Tour — 1 schwarze Perle, 11 weiße Perlen, 1 schwarze Perle.
- 6. Tour — wie die 2. Tour — (da die Arbeit in der Abwechslung einer Perlentour und einer Tour ohne Perlen fortgesetzt wird, so werden von der Folge nur die Perlen entworfen anführen, auf welche stets die ungeraden Zahlen treffen).
- 7. Tour — hier beginnt das Carreau: — 6 weiße Perlen nach voriger Weise einzeln eingestrickt, 7 hellgrüne Perlen (4. Grün) als Schlinge vorgestoben und hinterher umgeschlagen, wie bei den einzelnen Perlen; dann abgenommen, und abermals 6 weiße Perlen einzeln eingestrickt.
- 8. Tour — 1 schwarze, 11 weiße, 1 schwarze Perle einzeln eingestrickt.
- 9. Tour — 5 weiße Perlen einzeln eingestrickt, dann 3 Schlingen, jede aus 7 Perlen vom 3. Grün eingestrickt; die mittlere der 3 Schlingen muß über die hellgrüne Schlinge der 7. Tour treffen; abermals 5 weiße Perlen einzeln eingestrickt.
- (Wenn wir uns von hier an bei unseren Zeichnungen noch kürzer fassen, so wird dies die Deutlichkeit nicht beeinträchtigen.)
- 10. Tour — 1 Schwarz, 11 Weiß, 1 Schwarz.
- 11. Tour — 4 Weiß, 5 Schlingen vom 2. Grün, 4 Weiß.
- 12. Tour — wie die 13. Tour.
- 13. Tour — 3 Weiß, 7 Schlingen vom 1. (dunkelsten) Grün, 3 Weiß.
- 14. Tour — wie die 13. Tour.
- 15. Tour — 2 Weiß, 9 schwarze Schlingen, 2 Weiß.
- 16. Tour — wie die 13. Tour.
- Man wiederholt jetzt rückwärts von der 23. bis zur 7. Tour und hat damit das Carreau beendet. — Dann folgen 7 Perlentouren ohne Schlingen in der bei den Anfangstouren angeführten Ordnung und beginnt man hierauf das nächste Carreau — so fort — bis der Gledenzug die gewünschte Länge hat; nach dem letzten Carreau strickt man wieder eine gebürge Anzahl weißer Touren und dann 5 Touren in einfacher Aufeinanderfolge der grünen Farben mit Anschlag des Schwarz als Schluß hinzuzufügen.
- Der Gledenzug wird hierauf mit weißer Feinwand gefüttert, einen Befeh mit Schur erhält derselbe erst, wenn der Griff daran befestigt ist.
- Der Griff des Gledenzuges. Der obere Theil desselben — in Form einer vierblättrigen Gledenblume — ist in Wollfäden, und zwar jedes der 4 Blätter einzeln, gearbeitet. Die Farben, um sie genau anzugeben, sind folgender Art arrangirt. Der äußere Rand der Blume, also der herabhängenden Blätterenden, wird durch eine Reihe schwarzer Perlen gebildet (als unterste Reihe jedes Blattes ist an unserm Original eine Kupferperle verwendet), an die schwarzen Perlen schließen sich ebenfalls in Radform die 4 grünen Farben, von jeder eine Reihe; die hellste Farbe ist als Einfassung der oberen Blätterspitze fortgesetzt, und umschließt auf diese Weise ein aus 16 weißen Perlen bestehendes schräges Carreau, welches den übrigen Raum des Blattes füllt.
- Man beginnt jedes der Blätter mit der längsten Reihe verfehlt liegender Perlen, das ist die, welche von der oberen Spitze des Blattes zur unteren geht. Wir nennen die Perlen, welche hier der Reihe nach aufzunehmen sind: 1 Hellgrün (4. Grün), 7 Weiß, 2 Hellgrün, 2 vom 3. Grün, 2 vom 2. Grün, 2 vom dunkelsten Grün, 2 Schwarz. Die letzte schwarze Perle bildet jedoch nicht die Spitze des Blattes, sondern ommt aufricht neben die andere schwarze Perle zu stehen und gehört also zur 2., jetzt zu arbeitenden Perlentour — man zieht den Faden durch die erste dunkelgrüne Perle und arbeitet weiter, indem man folgende Perlen anschnürt: 1 Dunkelgrün,

1 zweites Grün, 1 drittes Grün, 1 viertes Grün, 3 Weiß, 1 viertes Grün, diese letzte Perle befestigt man neben die Anfangsperle, indem man die Fäden zusammenknüpft. An dieser Stelle erhält das Blatt seine einzelne Perle als Spitze. — Man arbeitet nun weiter, reihenweise hin und her, erst die eine, dann die andere Hälfte des Blattes — und indem man bei jeder Reihe, oben und unten, eine Perle weniger anschnürt als bei der vorigen Reihe, bildet sich ein schräges Carreau (das als 4. Theil zur Blume gehörige Blatt). Wir verweisen hier zugleich auf die in Nr. 4 dieses Jahrgangs, in der Beschreibung des Lampenentellers gegebene, sehr detaillierte Erklärung der Wollarbeit, nach welcher die vorliegende Arbeit mit vollkommener Sicherheit auszuführen ist (zu bemerken bleibt noch, daß die Perlen möglichst fest anschnürt werden müssen). Sind die 4 Blätter beendet, so schnürt man sie in der Weise, wie die Abbildung zeigt,



Kaninchen als Nadelstich.



Schnittmuster der Ohren.

Schnittmuster des Kaninchen. (1/2)

zusammen, so daß oben, wo die hellgrünen Spitzen zusammenstreffen, eine kleine Oeffnung bleibt.

Darauf fertigt man einen runden und festen Ball, dessen Ueberzug weiße Feinwand, die innere Füllung Watte oder Werg, und dessen Größe den Korb der Perlenkloben bis an die Radeneinschnitte ausfüllt. Die Perlenkloben wird dann zunächst über den Ball gezogen und darauf fest genäht. — Man bildet dann innerhalb der Kloben unmittelbar an dem weißen Ball eine lange wolle Puschel, aus 10—12 Perlenfäden bestehend; zu jeder Schleiße reibt man folgende Perlen auf: 15 Weiß, 2 Hellgrün, 2 von jedem folgenden Grün, 2 Schwarz, 2 von jedem Grün in entgegengesetzter Folge der Schattirung, 15 Weiß. — Ferner bildet man innerhalb der Perlenkloben auf dem weißen Ball 4 einzelne kleinere ganz weiße Puscheln, je eine an der Stelle der Radeneinschnitte. Jede dieser Puscheln besteht aus 3 Schleißen, deren Länge die untere große Puschel nur ungefähr bis zur Hälfte bedecken darf.

Jetzt hat man nur noch den Griff mit dem gefütterten Gledenzug durch die auf der Abbildung sichtbaren Perlenkloben zu verbinden. Dazu schnürt man einzelne lange Fäden in der auf der Abbildung sichtbaren Entfernung neben einander an den Gledenzug, wobei man der Haltbarkeit wegen das Futter mit faßt. Jeden einzelnen Faden schnürt man so an, daß er in 2 gleichlangen Enden herabhängt und reibt auf die doppelten Fäden stets die gehörige Anzahl Perlen, so daß, wenn man alle Schüre am Ende zusammenfaßt, sie ganz egal straff liegen. Mittelt einer langen Nähnadel zieht man nun alle Fäden durch den Ball, indem man mit der Nadel in die obere kleine Oeffnung der Perlenkloben hinein und unterhalb an der Stelle der großen Perlenpuschel wieder heraus zieht; hier zieht man die Fäden fest an, verknüpft und übernäht sie gebürrig.

Um zu verhüten, daß der Gledenzug durch die Schwere des Griffes in Falten gezogen wird, fann man am unteren Ende zwischen Futter und Ueberzug quer herüber ein Fädenlein schieben. Eine passende Schur wird als Vollendung des Ganzen rings um den Gledenzug genäht. [2799]

### Gehäkelter Ueberzug einer Gledinenquaste.

Material: Starke weiße Strickbaumwolle.

Den Beschäftigungen, welche der Ausschmückung des Zimmers gelten, geben sich Damen von Geschmack und Schönheitsinn gewiß mit besonderer Berlickehung und wir dürfen daher glauben, ihnen mit der obengenannten Feinnetzarbeit, als beachtenswerthen Beitrag zu dieser Kategorie, willkommen zu sein.

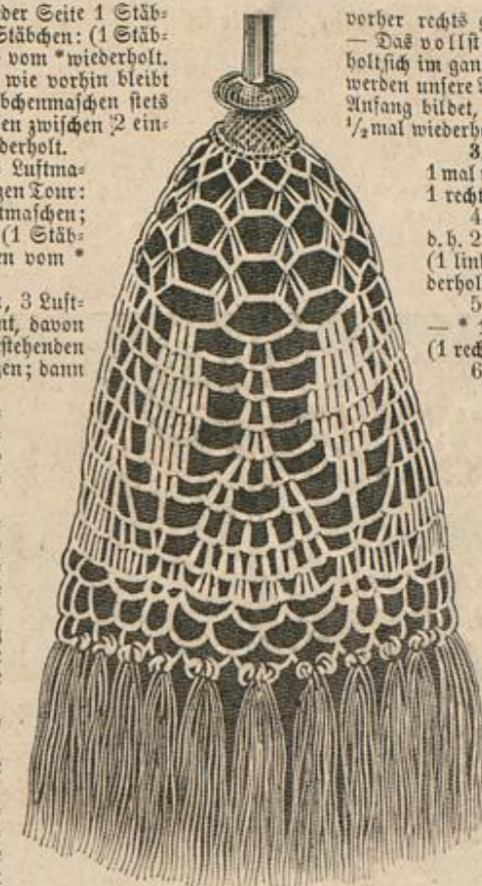
Das einfache Netz, welches die hierzu gehörige Abbildung zeigt, benutzt man in verschiedenen Größen zu sehr reizenden, graziosen Ausschmückungen der Fensterordnungen, indem man aus demselben Zweige von künstlichen Blumen und Blättern auf den Vorhang herabhängen läßt. Ebenfalls kann man auch eine weiße oder bunte Gledinenquaste mit solch lustiger Bekleidung versehen.

Das Material zu dieser einfachen Arbeit ist starke Strickbaumwolle, auch starkes Häfelgarn, wenn man das Netz in der auf der Abbildung gegebenen Größe auszuführen wünscht.

### Erklärung der Häfelarbeit.

- Man macht einen Anschlag von 24 Maschen, schließt sie zur Rundung und überhäkelt dieselben gleich einer Schur mit 30 festen Maschen, so daß sich ein etwas harter Ring bildet; dies nennen wir die 1. Tour.
- 2. Tour — fortlaufend in die dritte Masche 1 feste Masche, dazwischen stets 7 Luftmaschen; demzufolge hat man 10 Luftmaschenbogen gebildet.
- 3. Tour — in jeden Luftmaschenbogen häkelt man: (2 Stäbchenmaschen, 3 Luftmaschen, 2 Stäbchenmaschen), dann stets 1 Luftmasche.
- 4. Tour — wie die 3. Tour — die 4 Stäbchenmaschen kommen in die Mitte der 3 Luftmaschen.
- 5. Tour — wie die 4. Tour, nur mit dem Unterschied, daß man anstatt 1 Luftmasche stets 2 Luftmaschen zwischen jedes Muster häkelt.
- 6. Tour — in jeden aus 3 Luftmaschen bestehenden Bogen 1 feste Masche, dazwischen stets 8 Luftmaschen — demzufolge hat man 10 große Bogen gebildet.
- 7. Tour — in den ersten der großen Bogen 8 Stäbchenmaschen, dann 3 Luftmaschen; in den nächsten großen Bogen folgende Maschen: 1 Stäbchenmasche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche, dann 3 Luftmaschen — vom \* wiederholt.
- 8. Tour — \* auf die 8 Stäbchenmaschen werden 10 Stäbchenmaschen gehäkelt, nämlich: auf jedes der 3 ersten 1 Stäbchen, auf jedes der 2 folgenden zwei Stäbchen, auf jedes der 3 letzten 1 Stäbchen; dann 3 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche, dann 3 Luftmaschen — vom \* wiederholt.

- 9. Tour — \* auf die 10 Stäbchen 8 Stäbchen, so daß auf jeder Seite 1 Stäbchen stehen bleibt; dann 3 Luftmaschen; zwischen die beiden einzelnen Stäbchen: (1 Stäbchenmasche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche), dann 3 Luftmaschen — vom \* wiederholt.
  - 10. Tour — \* auf 8 Stäbchenmaschen 6 Stäbchenmaschen, wie vorher bleibt auf jeder Seite ein Stäbchen stehen; dann 3 Luftmaschen; 4 Stäbchenmaschen stets jenen Stäbchen der vorigen Tour; dann 3 Luftmaschen, vom \* wiederholt.
  - 11. Tour — \* auf 6 Stäbchenmaschen 4 Stäbchenmaschen, 3 Luftmaschen, dann zwischen die ersten 2 einzelnen Stäbchenmaschen der vorigen Tour: (1 Stäbchenmasche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche) dann 3 Luftmaschen; zwischen die beiden folgenden Stäbchenmaschen der vorigen Tour: (1 Stäbchenmasche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchenmasche) dann 3 Luftmaschen vom \* wiederholt.
  - 12. Tour — \* auf 4 Stäbchenmaschen 2 Stäbchenmaschen, 3 Luftmaschen, dann 6 Stäbchenmaschen, stets durch 3 Luftmaschen getrennt, davon kommen die beiden mittleren Stäbchen auf den aus 5 Luftmaschen bestehenden Bogen, die 2 und 2 andern auf die zu beiden Seiten befindlichen Bogen; dann 3 Luftmaschen vom \* wiederholt.
  - 13. Tour — \* auf 2 Stäbchenmaschen 1 Stäbchenmasche, 3 Luftmaschen, dann 10 Stäbchenmaschen stets durch 3 Luftmaschen getrennt; von diesen Stäbchen kommen stets 2 und 2 in die mittleren 5 Luftmaschenbogen der vorigen Tour; dann 3 Luftmaschen vom \* wiederholt.
  - 14. Tour — 1 feste Masche auf das einzelne Stäbchen zu Anfang der vorigen Tour, 1 Luftmasche; \* dann in die zunächstliegenden 3 Luftmaschen folgende Maschen: (1 Stäbchenmasche, 1 Luftmasche, 1 Stäbchenmasche, 1 Luftmasche, 1 Stäbchenmasche) dann 1 Luftmasche, 1 feste Masche, in den folgenden Luftmaschenbogen der vorigen Tour — vom \* noch 5 mal wiederholt, (vor der Wiederholung wird aber noch die nötige Luftmasche gehäkelt), die letzte feste Masche dieser Tour kommt wieder auf die einzelne Stäbchenmasche, welche die Spitze einer der dichten Fäden bildet — so fort.
  - 15. Tour — stets eine feste Masche in das mittlere Stäbchen jedes Bogens der vorigen Tour, dazwischen jedesmal 7 Luftmaschen.
  - 16. und 17. Tour — wie die 15. Tour — die feste Masche kommt stets in die Mitte des Luftmaschenbogens.
- In die Bogen der letzten Tour werden die Frauenhaarsleiten gesteckt, welche aus 15 Fäden starken Strähnen bestehen und also eingeknüpft die doppelte Stärke haben; die Länge der Franze zeigt die Abbildung an, doch kann deren Maß auch nach Belieben verlängert werden.
- Die fertige Arbeit wird, nachdem sie gewaschen, sehr fest gestärkt und mittelst der oberen kleinen Oeffnung über die Quastenschur gezogen. [2799]



Gehäkelter Ueberzug einer Gledinen-Quaste.

vorher rechts gestrickten Maschen sowie die umgeschlagenen Maschen links gestrickt — Das vollständige Muster (auf der Abbildung einen Bogen einnehmend) wiederholt sich im ganzen 12 mal; außerdem bildet sich zu beiden Seiten ein halber Bogen. Wir werden unsere Angaben auf ein vollständiges Muster unter den halben Bogen, welcher den Anfang bildet, beschränken; folglich muß das vollständige Muster stets 11 und 1/2 mal wiederholt werden.

- 3. Tour — (1 rechts, 2 links — noch 4 mal wiederholt) 1 rechts. — \* 1 mal umgeschlagen, 1 rechts, 1 mal umgeschlagen, (1 rechts, 2 links — noch 9 mal) 1 rechts — vom \* wiederholt.
- 4. Tour — (1 links, 2 rechts — noch 3 mal) 1 links, abgenommen, d. h. 2 Maschen rechts zusammengestrickt, 1 links. — \* 4 links, abgenommen, (1 links, 2 rechts — noch 7 mal) 1 links, abgenommen, 1 links — vom \* wiederholt.
- 5. Tour — (1 rechts, 2 links — noch 3 mal) 1 rechts, 1 links, 1 rechts. — \* 1 mal umgeschlagen, 3 rechts, 1 mal umgeschlagen, 1 rechts, 1 links, (1 rechts, 2 links — noch 2 mal) 1 links, 1 rechts — vom \* wiederholt.
- 6. Tour — (1 links, 2 rechts — noch 2 mal) 1 links, 1 rechts, abgenommen, (1 rechts, 1 links — noch 6 links, 1 rechts, 1 links, abgenommen, (1 links, 2 rechts — noch 5 mal) 1 links, abgenommen, 1 links, 1 rechts, 1 links — vom \* wiederholt.
- 7. Tour — 1 rechts, 2 links, 1 rechts, 2 links, 1 rechts, 2 links zusammengestrickt, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 1 links, 1 rechts — \* 1 mal umgeschl., 2 rechts, 1 mal umgeschl., 1 abgehoben, 1 rechts, die abgehobene über die gestrickte Masche gezogen, 1 rechts, 1 mal umgeschl., (1 rechts, 1 links — noch 1 mal) 1 rechts, links abgenommen, (1 rechts, 2 links — noch 3 mal) 1 rechts, links abgenommen, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 1 links, 1 rechts — vom \* wiederholt.
- 8. Tour — 1 links, 2 rechts, 1 links, 1 rechts, abgenommen, (1 links, 1 rechts, 2 rechts, 1 links, abgenommen, 1 links, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 1 links, abgenommen, (1 links, 1 rechts — noch 2 mal) 1 links — vom \* wiederholt.
- 9. Tour — 1 rechts, 2 links, (1 rechts, 1 links — noch 3 mal) 1 rechts. — \* 1 mal umgeschl., 1 rechts, abgenommen, 1 mal umgeschl., 1 rechts, 1 mal umgeschl., abgenommen, 1 rechts, 1 mal umgeschl., (1 rechts, 1 links — noch 3 mal) 1 rechts, 2 links, 2 links, (1 rechts, 1 links — noch 3 mal) 1 rechts — vom \* wiederholt.
- 10. Tour — 1 links, abgenommen, (1 links, 1 rechts — noch 3 mal) 1 links. — \* 10 links, (1 rechts, 1 links — noch 3 mal) abgenommen, 1 links, abgenommen, (1 links, 1 rechts — noch 3 mal) 1 links — vom \* wiederholt.
- 11. Tour — (1 rechts, 1 links — noch 4 mal) 1 links — \* 1 umgeschlagen, 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 3 rechts, 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, 1 umgeschl., 1 rechts, (1 links, 1 rechts — noch 9 mal) — vom \* wiederholt.
- 12. Tour — (1 links, 1 rechts — noch 4 mal) 1 links — \* 11 links, links abgenommen, 1 links, (1 rechts, 1 links — noch 8 mal) — vom \* wiederholt.
- 13. Tour — (1 rechts, 1 links — noch 3 mal) 2 rechts — \* 1 umgeschl., 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 1 rechts, abgenommen, 1 rechts, abgenommen, 1 rechts, abgenommen, (d. h. das Glied einer Masche der vorigen Tour gehoben), 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 1 zugenommen (d. h. das Glied einer Masche der vorigen Tour gehoben), 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, 1 umgeschl., (1 abgehoben ohne zu stricken, 1 rechts die abgehobene Masche über die gestrickte gezogen) 1 rechts, (1 links, 1 rechts — noch 7 mal) 1 rechts — vom \* wiederholt.
- 14. Tour — (1 links, 1 rechts — noch 3 mal) 2 links — \* 16 links, links abgenommen, 1 links — vom \* wiederholt.
- 15. Tour — 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, abgenommen, 2 rechts — \* 1 umgeschl., 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 3 rechts, 1 umgeschl., 3 rechts, 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, 1 umgeschl., 1 rechts, abgenommen, (1 rechts, 1 links — noch 4 mal) 1 rechts, abgenommen, 2 rechts — vom \* wiederholt.
- 16. Tour — (1 links, 1 rechts — noch 2 mal) 3 links — \* 23 links, (1 rechts, 1 links — noch 4 mal) 2 links — vom \* wiederholt.
- 17. Tour — 1 rechts, 1 links, 1 rechts, abgenommen, 3 rechts — \* 1 umgeschl., 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 1 zugenommen (d. h. das Glied einer Masche der vorigen Tour gehoben) 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 3 Maschen zusammengestrickt, 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 1 zugenommen, 1 umgeschl., abgenommen, 1 rechts, 1 umgeschl., 3 gestrickt, abgenommen, nochmals abgenommen, 1 links, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, abgenommen, 3 rechts — vom \* wiederholt.
- 18. Tour — 1 links, 1 rechts, 5 links — \* 26 links, 1 rechts, 1 links, 1 rechts, 5 links — vom \* wiederholt.
- 19. Tour — 1 rechts, abgenommen, 4 rechts — \* 1 umgeschl., 1 rechts, abgenommen, 1 umgeschl., 3 rechts, 1 umgeschl., 3 zusammengestrickt, 1 umgeschl., 3 rechts, 1 umgeschl., 3 zusammengestr.

### Muster zu einem Schleier

in Wolle gestrickt für kleine Kinder.

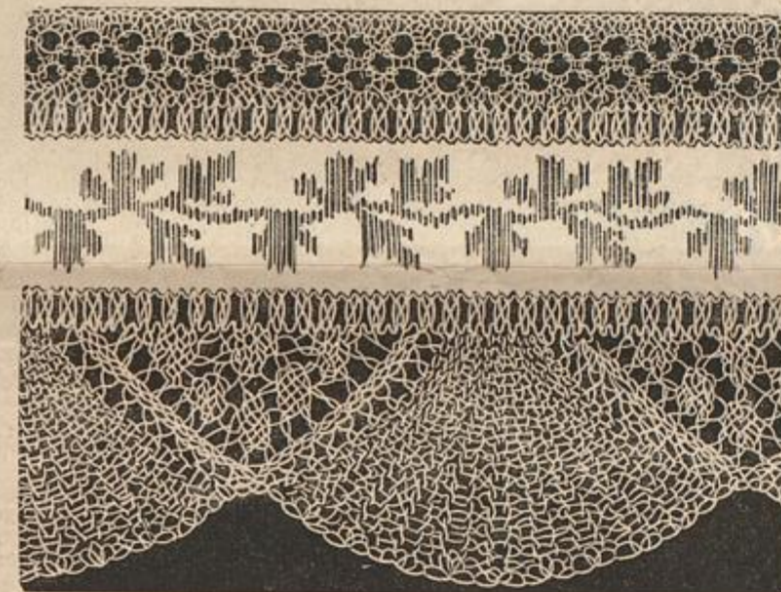
Material: Wollwolle und große Schürverlen.

Die Wollwolle, besonders die weiße, sogenannte „Eiswolle“ ist noch stets ein so beliebtes Arbeitsmaterial, daß man nicht allein große Shawls und Mantillen in Bourneusform daraus strickt, sondern sie in derselben Weise auch zur Anfertigung sehr zweckmäßiger Schleier für kleine Kinder anwendet; jedenfalls sind die zarten Gefächchen hinter einem solchen Schleier sicherer bewahrt vor Wind und rauher Luft als hinter einem Schleier von Tüll oder Flor, und an Leichtigkeit geben sie diesen nur wenig nach.

Das Muster, welches wir heute zu einem solchen gestrickten Schleier liefern, bildet einen durchbrochenen Fond und am unteren Rand desselben eine dichtgestrickte schmale Bordüre mit breiter hoher Spitze. Die Bordüre — ein kleines Wollmuster — kann in farbiger Wollwolle, sowie auch in schwarzen oder farbigen Schürverlen ausgeführt, der Schleier selbst sowohl von weißer, als von schwarzer Wolle gestrickt werden.

Man wählt hierzu die Stricknadeln in solcher Stärke, daß die Striderei dem auf dem Muster angegebenen Verhältnis möglichst entspricht. Die Bordüre muß mit etwas stärkeren Stricknadeln gestrickt werden, damit sich das lose Muster des Fond und der Spitze nicht zusammenzieht; doch trägt gerade dieser dichtere Streifen zum besseren Fall des Schleiers bei.

Man schlägt zur ganzen Breite des Schleiers 404 Maschen ganz lose auf und strickt 1 mal links darüber.

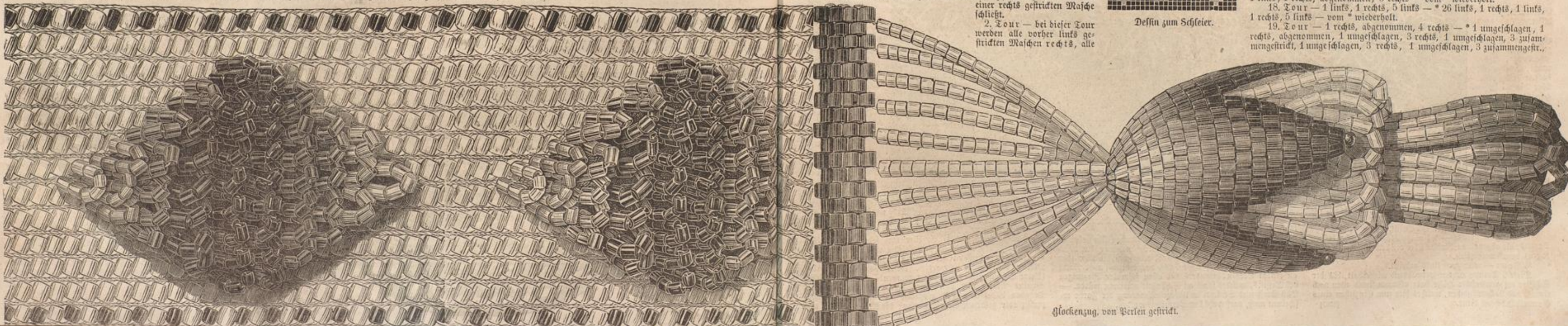


Muster zum gestrickten Schleier.



Desin zum Schleier.

- 1. Muster-Tour. — (1 Masche rechts, 2 Maschen links gestrickt — das wird noch 4 mal wiederholt) dann, 1 Masche rechts, 1 mal umgeschlagen. — \* (1 Masche rechts, 2 Maschen links, noch 9 mal wiederholt) 1 Masche rechts, 1 mal umgeschlagen — dann vom \* noch 14 mal wiederholt. — Dann (1 rechts, 2 links, bis zu Ende wiederholt), so daß die Tour mit einer rechts gestrickten Masche schließt.
- 2. Tour — bei dieser Tour werden alle vorher links gestrickten Maschen rechts, alle



Glockenzug, von Perlen gestrickt.

1 umgeschlagen, 3 rechts, 1 umgeschlagen, abgenommen, 1 rechts, 1 umgeschlagen, 5 rechts, abgenommen, nochmals abgenommen, 4 rechts — vom \* wiederholt.

20. Tour — wird durchgängig links gestrickt und in dem dichten Theil des Musters stets 3 mal abgenommen, so daß die Maschenzahl mit der des Anfangs wieder genau übereinstimmt, also jedes vollständige Muster 31 Maschen enthält.

21. und 22. Tour — ganz rechts gestrickt.

23. Tour — 1 rechts — \* 1 umgeschlagen, doch so, daß man den Faden von hinten nach vorn über die Nadel nimmt, abgenommen — vom \* wiederholt bis zu Ende der Tour.

24. Tour — wird ganz rechts, — der umgeschlagene Faden dabei stets als eine Masche abgestrickt.

25. und 26. Tour — wird ganz rechts gestrickt und zwar mit etwas stärkeren Stricknadeln.

Hierauf beginnt der dicke Streifen, welcher die kleine Blättergirlande zeigt. Diese Girlande kann, wie schon gesagt, mit farbiger, z. B. hochrother Mooswolle, oder großen Schnürperlen eingestrickt werden. Die beigegebene Type dient als Vorlage zur Ausführung der Girlande. Geschieht dies in Perlen, so muß man auf der rechten Seite der Strickerei links, auf der linken Seite rechts stricken, weil die Perlen stets auf der linken Strickseite mehr hervortreten. Führt man die Borte in zwei Farben Wolle aus, so findet das umgekehrte Verfahren statt. Der Wollfaden, mit welchem man das Muster strickt, muß stets von einer Musterfigur zur andern auf der linken Seite hängen bleiben, während man mit der Grundfarbe strickt.

Ist die Borte beendet, dann strickt man wie zu Anfang derselben 2 Touren rechts herüber, so daß die Borte mit einer gerippten Tour eingefast ist, und wiederholt alsdann das Löcherrändchen, wobei man wieder die feineren Nadeln braucht und mit diesen auch den Fond folgender Arbeit beitet.

1. Tour — 2 rechts — \* 1 umgeschlagen, (1 abgehoben, 2 rechts, die abgehobene Masche über die beiden gestrickten gezogen) vom \* wiederholt bis auf die beiden letzten Maschen der Tour, welche rechts gestrickt werden.

2. Tour — wird ganz links gestrickt.

3. Tour — 4 rechts — \* 1 umgeschlagen, (1 abgehoben, 2 rechts, die abgehobene Masche über die beiden gestrickten gezogen) vom \* wiederholt.

4. Tour — wird ganz links gestrickt.

5. Tour — 3 rechts — \* 1 umgeschlagen, (1 abgehoben, 2 rechts, die abgehobene Masche über die beiden gestrickten gezogen) vom \* wiederholt.

6. Tour — wird ganz links gestrickt.

Diese 6 Touren werden fortwährend wiederholt, bis der Schleier die gewünschte Höhe hat; alsdann strickt man noch einmal das Löcherrändchen, welches hier zum Einziehen eines Gummibändchens dient.

Deffin zu einer Weste.

Material: Cashmir oder Piqué, feine Lige oder dreifache Seide.

In einer der letzten Nummern des vorigen Jahrganges gaben wir zu gleichem Zweck ein Deffin in Plattstich zu arbeiten, welches von vielen unserer Leserinnen mit großem Beifall aufgenommen, von andern als zu schwierig für ihre Leistungen befunden wurde. Wir freuen uns auch den Ansprüchen dieser letzteren genügen zu können, indem wir heut ein ebenfalls sehr hübsches Deffin zu ganz leichter Ausführung liefern. Obgleich der Stoff des pariser Originals, dem das Deffin ent-

Um sicher zu wissen, wie weit das Deffin nach oben zu weiter geführt wird, raten wir vor Beginn der Arbeit von dem Schneider die nöthige Größe der Weste auf den Stoff zeichnen zu lassen.

Bordüre in Plattstich zu arbeiten

um Kinderkleider, Körbe, Fuß- oder Fensterkissen u. s. w. Material: zu Grundstoff feiner Moosstoff, Tuch oder Sammet. Zur Sideret dreifache Seide oder Halbseide; feine Wolle oder Perlen.

Daß die Plattstickerei jetzt einen bedeutenden Rang unter den weiblichen

Handarbeiten einnimmt, haben wir schon öfter erwähnt und dürfen es kaum wiederholen, da die vielfachen Gesuche unserer Abonnentinnen um passende Deffins zu dieser Arbeit uns den Beweis liefern, daß sie fast überall heimisch ist und mit Vorliebe geliebt wird. — Das hiermit gegebene Deffin ist eine Bordüre, zu den verschiedensten Zwecken verwendbar, von denen wir in der Ueberschrift nur einige im Allgemeinen genannt haben, andere im Verlauf der Beschreibung anführen werden, indem wir auch für die Ausführung der Stickerei verschiedene Angaben liefern.

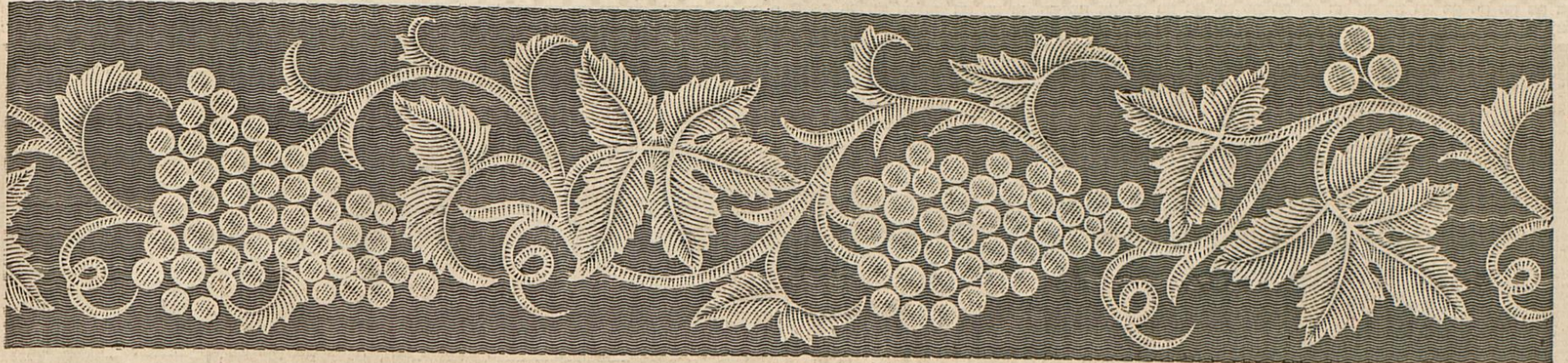
Die einfachste Art der Ausführung ist die ohne Schattirung, mit einer Farbe Seide oder Wolle; doch kann man, ohne Material zu besitzen, mindestens 3 bis 4 Tönen verwenden, indem man die getheilten Blätter an der Spitze mit der ersten (hellsten) Farbe beginnt und die folgende Farbe stets bei einer neuen Abtheilung des Blattes zu beiden Seiten anlegt — so daß z. B. die großen Blätter 3, die kleineren 2 und 1 Farbe erhalten; Andern, Stiele und Ranken arbeitet man abwechselnd mit der 3. und 4. Farbe. Bei den Trauben schattirt man nicht jede einzelne Beere, sondern die ganze Traube, von der Spitze an hell, nach dem Stiel zu dunkler, oder um künstlerischer zu verfahren, legt man den Schatten stets mehr nach der rechten Seite. Verwendet man diese Bordüre zu einem Kinder-



Deffin zur Weste.

kleiden, so giebt eine oder mehrere Reihen großer runder Nadeln die passende Garnitur zu Taille und Armeln. — Mit Plüsch oder Sammet überzogene Fensterkissen, Sessel, Fußsäcke, Fußkissen erhalten durch eine in eben beschriebener Weise gestickte Bordüre eine sehr geschmackvolle Eleganz. Die Einfachheit des Deffins macht es ferner zur Perlenplattstickerei geeignet; in diesem Falle können die Blätter theils von schwarzen, theils von Kristallperlen (kleine Schnürperlen) gearbeitet werden — natürlich jedes einzelne Blatt nur von einer Farbe Perlen. — Die Trauben bildet man aus größeren und kleineren Wachspärchen oder goldenen Schaumperlen; die Andern, Stiele und

nommen, Moirée ist, so müssen wir dennoch als vortheilhaftere Stoffe Cashmir und Piqué nennen. Das Deffin wird entweder mit Soutache (Lige) oder in Kettenstich mit Seide ausgeführt; der erstgenannten Art würden wir jedenfalls den Vorzug geben, doch muß die Lige sehr schmal sein und so viel als möglich hochstehend (nicht platt) aufgenäht werden, besonders bei allen schmalen Biegungen des Deffins, welches sonst an Schönheit verlieren würde. — Daß Stoff und Stickerei in Uebereinstimmung der Farbe erscheinen muß, darf wohl kaum erwähnt werden.



Ranken werden mit Goldfaden in schrägem Stielstich gestickt. Zu den Blättern schneidet man die Form derselben aus starkem weißen Papier, mit etwas tieferen und weitläufigeren Rändern, als sie auf der Zeichnung angegeben sind, heftet die Form auf die betreffende Stelle und führt darüber die Stickerei aus, indem man stets so viel Perlen aufreicht, als zur Länge eines Stiches nöthig sind.

In dieser eleganteren Ausführung würde die Bordüre um einen hohen Nähstein, oder ein Arbeitskörbchen passend sein; ein Messerkörbchen wäre auf diese Weise zu einem sehr zierlichen Geschenk auszustatten; auch zum Reif um eine Mehlspeisenform könnte die Stickerei einen geeigneten Platz erhalten und der ihr gebührenden Bewunderung nicht entgehen.

Wir empfehlen diese Art der Ausführung in Perlen unseren Leserinnen als eine sehr dankbare Arbeit, welche jedenfalls zu den distinguirtesten unserer Zeit gehört. [2792]

**Deffin zum Kindermützchen.**

(Französische Stickerei.)

Material: feiner Mull.

Dieses kleine Mützchen — ungefähr für ein 1/2 bis 1jähriges Kind passend — ist ein dreitheiliges und das Muster Nr. 1, als das Seitentheil, zweimal zu arbeiten; Nr. 2 giebt das obere (mittlere) Theil und zeigt mit A den vorderen, mit B den hinteren Rand des Mützchens an. Dieselbe Bedeutung haben die Buchstaben an Nr. 1 und muß beim Zusammensetzen der Mütze A an A, B an B treffen.

Der am meisten für die Stickerei geeignete Stoff ist feiner Mull, und deshalb dem Tüll vorzuziehen, weil das Ausschneiden des untergelegten Mulls bei diesem feinen Deffin jedenfalls schwierig sein würde. Jedes der 3 Theile wird einzeln gearbeitet. Beim Zusammensetzen aber müssen die Lanquetten der Bordüre an den Nähten möglichst in Verbindung gebracht und die Nähte an dieser Stelle damit übersticht werden. Bei den beiden Seitentheilen hat man darauf zu merken, daß sie nicht beide für eine Seite des Kopfes, sondern in entgegengesetzter Richtung gearbeitet werden.

Durch die zusammenhängende Bindlöcher-Reihe, welche Fond und Bordüre trennt, läßt sich ein farbiges Bändchen

Bordüre in Plattstich zu arbeiten.

ziehen; eine weitere Garnitur ist nicht nothwendig und dürfte, wo sie gewünscht wird, nur in sehr einfacher Weise angebracht werden. [2788]

**Capisserie - Deffin**

zum Ofen- oder Kaminschirm.

Material: Ganevas, Perlen in Kristall, und Stahl- oder Kreidelperlen; hochrothe Zephyrwolle.

Ehe wir zu den Angaben für die Stickerei selbst schreiten, wollen wir über deren Verwendung zum Kamin- oder Ofen-

schirm Näheres berichten. — Es ist wohl natürlich, daß die Mode auch an diesem Gegenstande, welcher zu den elegantesten, distinguirtesten Zimmerausstattungen gehört, ihre Capricen zur Erscheinung bringt. — Während man früher den Ofenschirm nur als viereckiges, die Stickerei fest umschließendes Gestell kannte, sieht man jetzt auch häufig ein freihängendes Banner den Platz vor dem Kamin oder Ofen einnehmen. Ein solcher Kaminschirm hat als Gestell unten einen drei- oder viertheiligen Fuß, oben nur ein Querholz, über welches die Stickerei geschoben und wie eine Fahne daran befestigt wird. Für die Größe schreibt die Mode kein bestimmtes Maß vor, doch sind die Ofenschirme meistens von sehr zierlicher Form.

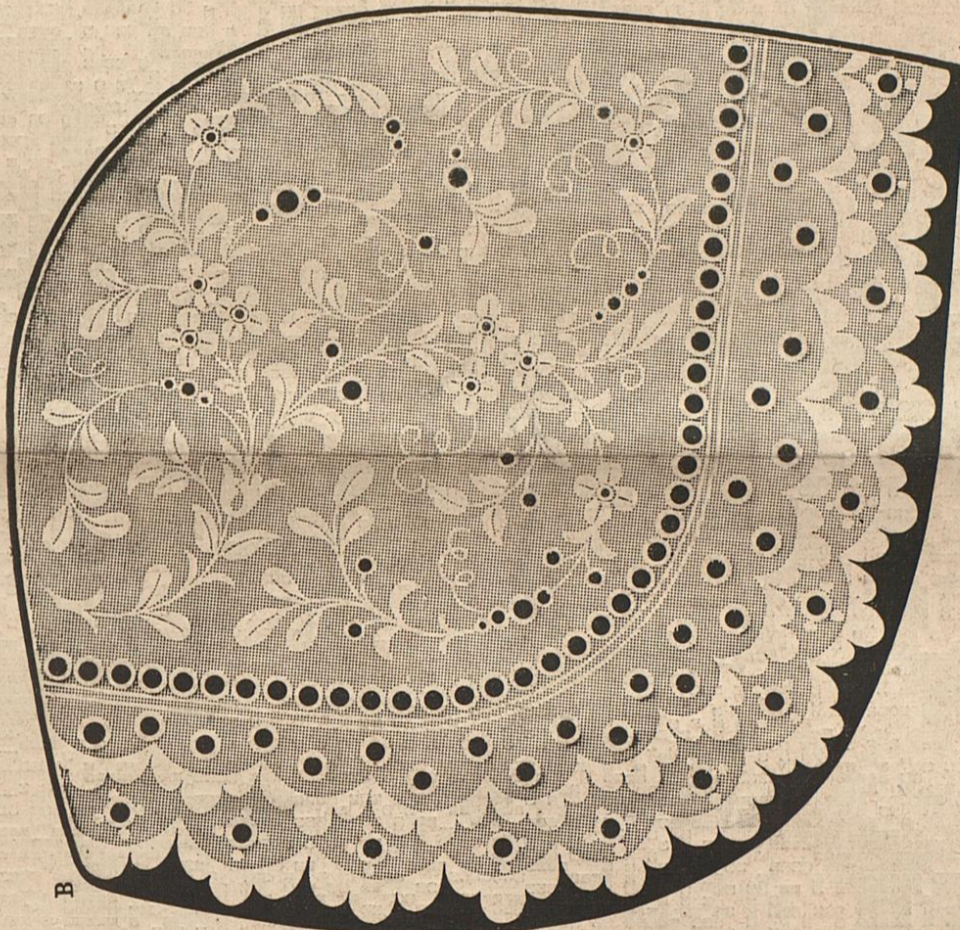
Das hier gegebene Muster ist mit Pfundperlen in

A

Kristall und dazu passenden Stahlperlen zu arbeiten; und zwar dienen die letzteren zur Ausführung der Contouren des Musters, d. h. Alles was auf demselben ganz weiß erscheint; das Uebrige des Musters wird mit Kristallperlen gearbeitet, der Grund mit hochrother oder dunkelfarbiger Wolle, je nachdem die Dekoration des Zimmers es bedingt. Will man ökonomischer verfahren, so wählt man anstatt der Stahlperlen Kreidelperlen, da diese ebenfalls vorthailhaft von den Kristallperlen, sowie auch von dem einfarbigen Wollgrund abstecken. Die Stärke des Ganevas muß genau mit der Größe der Perlen übereinstimmen, so daß eine Perle stets den Raum eines Kreuzstiches einnimmt.

Die fertige Stickerei wird steif gefüttert, ringsum mit Schnur befestigt und erhält hinten 5 Quasten, nämlich eine an jeder der äußeren Ecken, eine in der Mitte und eine an jedem der Einschnitte des bogigen Randes. Die Art der Befestigung an das Gestell ist oben schon angegeben.

Die Anfertigung des Gestells muß einem geschickten Drechsler übertragen werden, da von der Zierlichkeit des Gestells die Schönheit des Ganzen eben sowohl abhängt als von der der Stickerei.



Deffin zum Kindermützchen. Nr. 1. Das Seitentheil.



Deffin zum Kindermützchen. Nr. 2. Das mittlere Theil.



Tapissérie-Deffin zum Ofenschirm oder Kaminschirm.

1988

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 9.

Alle 3 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. März 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VIII. Band.

## An die Leserinnen.

Seit dem Beginn unserer Zeitung gaben wir in dem unterhaltenden Theile derselben grundsätzlich stets nur kurze Novellen, oder skizzenhafte Erzählungen, welche selten den Raum einer Nummer überschritten.

Soviel dieses Princip für sich hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine längere Erzählung, neben der Möglichkeit größeren Personenreichtums und tieferer Characteristik auch interessanten und spannenden Local- und Situations-Schilderungen ein weiteres Feld bietet, während der engere Rahmen der kleinen Novelle nur „Genrebilder“ zu fassen vermag.

In Erwägung dessen entschließen wir uns, fernerhin nicht mehr so streng, als bisher, an dem erwähnten Princip zu halten, sondern die Spalten unserer Zeitung auch größeren historischen Erzählungen, längeren Novellen u. s. w. zu öffnen, sobald dieselben durch Gediegenheit und fesselnden Inhalt die Aufnahme rechtfertigen.

Die Erzählung „Amy Moss“, von welcher wir, als das erste größere novellistische Werk, unseren Leserinnen heute die ersten Kapitel übergeben, wird durch die genannten Eigenschaften ohne Zweifel den allgemeinen Beifall gewinnen und wahres, stets wachsendes Interesse erregen, zu dessen Erhöhung die der auf Ebsafaden beruhenden Erzählung beigegebenen Illustrationen noch wesentlich beitragen dürften.

Die Redaction.

## Amy Moss oder das Blockhaus am Scioto.

I. Kapitel.

Die blaue Quelle.

Die Gule hatte ihren Tagesschlaf beendet; mit blinzeln- den, glänzenden Augen saß sie im Kreise ihrer Jungen, der kleinen Waldbolbe, in der Höhle einer alten Buche, und begann sich zu rüsten für ihre nächtlichen Abenteuer. Manche vorwichtige Krähe, mancher rücksichtslose Holzheber und manch schnippisches Bachstelzchen hatten den Schlummer der weisen Gule gestört mit ihrem Geschrei und Geschnatter, doch diese Störenfriede waren nun zur Nachtruhe auf die vom Abendroth vergoldeten Baumwipfel gestiegen, und die Gule fühlte mit Behagen, daß es Nacht sei.

Es war eine schöne alte Buche, worin die Gule mit ihrer Brut wohnte, oder vielmehr, es war eine schöne Buche gewesen, denn obgleich ihre Aeste hoch in den Himmel ragten, obgleich ihre Wurzeln einen großen Raum des Waldbodens einnahmen, so waren ihre schönen Tage doch längst vorbei; ihr Stamm war hohl vom Grund aus bis zu der Stelle, wo die Aeste sich spalteten, ihre Rinde war dürr und löste sich ab. Die Buche stand da, eine Zeugin der Vergangenheit, ein geisterhaftes Monument, den Sturm erwartend, welcher es stürzen würde.

Einige frische junge Zweige hatten sich vor die Oeffnung

des Baumes gedrängt, durch welche die Gule ein- und ausflog; das Innere dieser Höhle war jetzt von goldenem Glanz erhellt, welcher zwar in Wahrheit von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne herrührte, doch den funkelnden Augen der Gule sein Dasein zu danken schien.

Die Buche stand an einem fast zirkelrunden, freien Plage von mäßiger Größe, welcher einige Meilen von den Ufern des Scioto und Ohio entfernt war und eingeschlossen von den majestätischen, grünen Wäldungen eines jungfräulichen Waldes. Diese Gegend, in welcher heut das geschäftige Gewühl von Tausenden sich regt, war damals nur wenig bevölkert; undurchdringliches Dickicht und riesenhafte Bäume, Indianerfahrten und Höhlen von Panthern und Wölfen waren zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, an der Stelle, wo jetzt volkreiche Städte sich ausbreiten; Wigwams (Indianerzelte) standen da, wo jetzt des Pfluges friedliches Eisen den Boden lockert, und Schlachtgebrüll und Mordlust schnaubte durch die Ebenen, wo schöne Damen jetzt ungefährdet luftwandeln.

Doch bewohnt war diese Gegend auch damals, obgleich die Loghütten (aus Baumstämmen gefügte Hütten), Plantagen und Blockhäuser in bedeutender Entfernung von einander lagen.

Die alte Buche stand allein unter den Bäumen und Büschen anderer Gattung; die Gipfel der stolzen Cedern und der wehenden Fichten auf der Anhöhe nur waren noch von den letzten Strahlen des erlöschenden Tages verklärt, der wie ein zarter Duft von Licht über dem Walde schwebte zögernd von der geheimnißvollen Schönheit des Ortes sich trennend und mit seinem Verschwinden die Scene in tiefes Dunkel hüllend.

Mit einem Schrei flog die Gule aus ihrer Höhle, die



Versammlung der Rothhäute; Dick und Gusta lauschend.  
„Der Indianer war ein Thor, er liebte das Feuerwasser mehr als die alten Waldgründe etc.“ (Seite 66.)

Stimmen der übrigen gestäuberten Waldbewohner verstummten gänzlich, nur der Wind seufzte noch in den Bäumen. — Dann war Alles still, so still, als wäre diese Waldesstille seit der Schöpfung nie gestört worden, als wäre hier nicht die Wohnung des Wolfes und Pantheres und der noch blutdürstigeren Indianer, welche so leise durch die Wildnis schleichen, daß ihr Schritt kein Echo weckt, und ihr Fuß keine Spur zurückläßt.

Ueber den freien Platz, von welchem ein frischer Windstoß die Blätter hinweggeblasen, ging jetzt das Licht des Mondes auf, und machte die Beschaffenheit des Ortes deutlicher erkennbar. Mitten auf dem Platz hüpfte ein schmaler, rauschender Bach hervor, nach Süd zufließend, und sich in dem Hügel weißer Blätter verlierend, welche der Wind in einer Ecke wie Schneeflocken zusammengeweht. Da, wo der Quell entsprang, war die Erde etwas blau gefärbt, von welcher Eigentümlichkeit derselbe seinen Namen erhielt.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang hatte der mächtige Wald in fast atemloser Stille geruht, selbst der Nachwind schien eingeschlafen, und ließ die schlanken Kronen der Fichten regungslos die Nachtstille athmen. — Was schleicht da mit leisen, unhörbaren Schritten, wie ein Geist der alten Wälderbewohner, hinter der Buche hervor? Es ist eine menschliche Gestalt, oder doch ein Wesen, welches eine menschliche Hülle angenommen, und geräuschlos, ohne zu schreiten, über die Erde gleitet, vorsichtig durch die Bäume lugend, und lauschend, als wolle es das Summen des Glühwürmchens unterscheiden. — Nirgends ein Feind, nirgends eine Gefahr in der tiefen Stille der Nacht! durch diese Ueberzeugung ermutigt, betrat der geheimnißvolle Anführer den freien Platz, ohne sich jedoch aus dem Schatten der Bäume zu entfernen.

Es war ein großer Indianer im kriegerischen Schmuck, d. h. bemalt, wie die Eingeborenen Nordamerikas sich zum Kampfe bemalen, und bei weitem schöner, als diese rothen, rohen Naturköpfe sonst zu sein pflegen.

Das Licht des Mondes ließ ein Antlitz erkennen, über das, trotz seines wilden Ausdrucks, noch nicht 20 Sommer gegogen waren, und Mund, Augen, Nase und Kinn gaben dem Gesicht das Gepräge von Adel und Majestät, welches an Gottes größtem Werk, dem Mann, auch unter civilisirten Nationen da noch bemerkt wird, wo das ursprüngliche animalische Kraftbewußtsein nicht in Verfeinerung und Ueppigkeit untergegangen.

Der Krieger, dessen Züge sogar durch die der Schönheit so unvortheilhafte Malerei des Gesichts nicht ganz entstellt wurden, trug Mocassins (die wildledernen Schuhe der Indianer), Gamaschen, die vom Knöchel bis hinauf zum Gürtel reichten, und in der Gegend der Knie mit langen Franzen geschmückt erschienen. Ueber seine Schultern fiel ein reich verzierter Mantel in malerischen Falten, während von dem Halsstragen allerlei Quasten und Amulette auf die nackte Brust herabhingen, welche seltener als ein Messer, eine Hand, die ein Messer faßt, zeigte. Der Kopf, gegen die Sitte der Indianer mit langem Haar bedeckt, war mit einigen Adlerfedern geschmückt.

An der Seite des Mannes glänzte die scharfe Streitart, der sogenannte Tomahawk; das lange fürchterliche Messer, dessen schneidender Gebrauch nur zu wohl bekannt ist, eine Patronenfahne und ein Pulverhorn; in seiner linken Hand hielt er eine Flinte, auf die gelehnt er den Platz, wo er sich befand, genau zu erforschen schien.

Nachdem seine schwarzen durchdringenden Augen nach jedem Winkel ihre Pfeile geschossen, ohne einen Grund zur Beunruhigung zu erblicken, ließ er einen schwachen Gulenschrei hören, auf welches Zeichen eine andere Gestalt hinter den Bäumen hervortrat.

Der neue Anführer war kleiner als der Indianer, und seine Kleidung, sein Gang, seine Bewegungen bezeichneten ihn sogleich als einen Weißen. Er trug hohe Stiefeln statt der Mocassins, Beinkleider, einen hübschen Jagdrock, auf dem Kopf eine Bärenmütze und im Arm gleichfalls eine Flinte. Auf dem Rücken hatte er ein Felleisen und schritt gemächlich vorwärts, bis er den Indianer erreichte.

„Ein schöner Ort, Custaloga!“ sprach der Weiße, mit ernstem Blick das liebliche Fleckchen Erde und dann den Himmel beschauend, welcher wie eine blaue See über den Häuptern der Bäume lag; „so schön, daß ich am liebsten mich gleich niederlegen möchte und ihn zeichnen.“

„Mein Bruder liebt, die Bäume des Waldes in seinem Bude zu sehen.“ erwiderte der Indianer mit sanfterer Stimme, als sonst den Männern seiner Race eigen; „und seine Finger machen, daß das Papier aussieht wie die Eiche und Buche. Custaloga ist ein Krieger, doch wenn die Streitart ruht, so schaut er aus wie sein weißer Bruder und lächelt. Jetzt aber ist es Nacht, der Wolf heult durch die Wälder, mein Bruder hat einen Scalp (Kopfhaut, vornehmlich bei den Indianern, die sie überwundenen Feinden abziehen), und wird nicht gern mit nacktem Kopf ins Blockhaus zu den weißen Rosen zurückkehren wollen.“

„Hört, Nothhaut, Ihr habt eine ungemüthliche Art zu schwätzen.“ sagte der Andere, mit der Hand über den Scheitel fahrend, als wolle er sich versichern, daß sein Haupt noch von der natürlichen Hülle bedeckt sei, „aber hättet Ihr nicht Jane und Amy erwähnt, ich hätte mich hier ins Gras gefauert, und diesen Platz skizzirt; 's ist zu verführerisch, Adler-Auge!“

„Mein Bruder ist ein großer Zauberer, er kann ein Blatt Papier machen gleich dem Himmel, gleich dem Hirsch des Waldes und gleich dem holden Antlitz eines Mädchens, aber mein Bruder ist auch ein weiser Mann und wird im Walde sich umschauen und wachsam sein, daß er dem Nothfink und einem Hundert Shawneekriegern nicht in die Hände falle, die nach seinem Blut dürsten.“

Der junge Weiße, dessen sonnegebräuntes, doch angenehmes Gesicht sich beim Lichte des Mondes deutlicher erkennen ließ, faßte seine Flinte und blickte aufmerksam umher. „Glaubt mir, Custa, ich bin nicht einer von denen, die sich leicht schrecken lassen, ich habe gejagt, habe Thiere, Bäume und Blumen gemalt, hier im Bereich dieser Bagabunden mehr als einmal, aber wenn Ihr den „Nothfink“ nennt und so ein hundert Stück seiner bemalten Shawnee-Teufel (Shawnee, ein Indianerstamm), da muß auch einem Mann das Herz in die Schuhe fallen, als sähe er auf allen Bäumen Gespenster. Ja gebe kein Wieselschwanzchen für unsere Köpfe, wenn wir den blutgerigen Schurken begegnen; wir müssen uns einen sichern Hinterhalt suchen.“

„Mein Bruder spricht wie ein tapftrer Mann; wenn seine Feinde kommen, wie die Blätter des Waldes, welche kein Mensch zählen kann, so muß er sich verbergen in der Nacht, damit er am Morgen seine Zeit ersehen könne zu sechten wie ein Held; komm!“

Der Indianer verließ den offenen Platz und wandte sich einem alten Baum zu, der vor langen Jahren umgebrochen, jetzt von einem dichten Gebüsch überragt war, welches aus der weiten Höhlung des umgefallenen Stammes hervorzuwachsen schien. Sorgfältig die Spur seiner Tritte hinter sich vertilgend, verbarg der Krieger sich hinter der dichten Laubwand des Busches, während sein Gefährte mit derselben Vorsicht ihm folgte. Sie sprachen nicht, sie schienen kaum zu athmen und bald war die minutenlang unterbrochene Stille wieder zurückgekehrt.

Custaloga, der junge Indianer, welchen wir so eben auf seiner nächtlichen Wanderung kennen gelernt, war als Knabe von 12 Jahren bei einem heftigen Scharmügel zwischen Weißen und Eingeborenen in die Gefangenschaft einer weißen Familie gerathen, welche ihn anfangs als Gefangenen behandelte. Nach und nach stößte der Jüngling seinem Herren solches Vertrauen ein, daß ihm gestattet wurde, nach Belieben in den Wäldern zu jagen unter der Bedingung, zu bestimmten Zeiten nach Cane-Brakehouse zurückzukehren, dem Blockhaus, welches der Richter William Moss mit seiner Familie bewohnte, und das zuweilen auch „Wigwam“, oder kurzweg „das Moss“ genannt ward.

So seltsam es scheinen mag, Custaloga, von den Wyandots, den Indianern seines Stammes, Adler-Auge genannt, war gehorsam und sanft wie ein Kind den reizenden Töchtern des Anführers, Amy und Jane, gegenüber. Sie hatten ihn sogar so weit gebracht, lesen und schreiben zu lernen, wenn auch nicht vollkommen gut, so doch gut genug, ihn weit über seine Brüder zu stellen und ihm selbst Freude zu gewähren. Oftmals sogar wenn der wilde Indianer, der Spur eines Hirsches folgend, an einen Lieblingsplatz im Walde gekommen war, zog er sein Buch hervor, und vertiefte sich so in das Lesen, daß er den eigentlichen Zweck seines Ausflugs fast darüber vergaß.

Die übrigen Anführer der Gegend wunderten sich, daß der Richter Moss so thöricht sei, eine Schlange im Busen zu nähren, die ihn früher oder später verwunden werde. Doch der Richter hatte nichts einzuwenden gegen das, was seine geliebte verstorbene Gattin Mary, was seine theuren Töchter, Amy und Jane, gut und recht fanden, und behandelte den Jüngling als Hausfreund, obgleich er oft bedenklieh den Kopf schüttelte, da Custaloga, wie einmal geschah, ein ganzes Jahr ausblieb und die Mädchen schon anfangen, ihren verlorenen Liebhaber zu betauern.

Eines Abends, als die Familie beim Mahl saß im Schatten ihres sichern Blockhauses, sich über Angelegenheiten der Colonie und über den Krieg der Anführer mit einigen Indianerstämmen unterhaltend, dessen Annäherung man befürchtete, flog ein Kanot über die Wellen hin ans Ufer, ein Mann stieg aus und — Custaloga kam nach zwölftägiger Abwesenheit, seinen Platz am Tisch seines Wohlthäters einnehmend, als sei er gestern erst geschieden. Er hatte in den Wäldern gejagt, hatte dem Rest seines Stammes im Kampf beigestanden, und kehrte nun zurück, weil er von einem großen Aufstand der Nothhäute gehört, und seinen weißen Freunden nützlich zu sein hoffte.

Mr. William Moss warf einen Blick finstern Argwohn auf den Jüngling und wollte diesem Argwohn Worte geben, als Amy ihre Hand auf des Vaters Arm legte und ihm ein Wort zuflüsterte. Darauf wandte sie selbst sich zu Custaloga, und warf ihm in dem kältesten Ton, dessen sie fähig war, seine Undankbarkeit vor. Des Indianers Augen sprühten Feuer, doch wandte er sich still ab und fuhr fort zu essen. Von dieser Stunde an ward die Vergangenheit nicht mehr erwähnt, Custaloga bezog seine Loghütte im Innern der Blockade und fischte und jagte für die Familie. Nichts ward mehr vernommen von einem Aufstand der Indianer mehre Monate hindurch und das Leben in Cane-Brakehouse ging seinen gewöhnlichen ruhigen Gang.

Amy blieb, im Vergleich zu ihrem frühern Benehmen, kalt und ernst gegen den jungen Indianer, ja sie schlug sogar seine Begleitung aus, als sie zu einer kranken Verwandten berufen ward, welche, in einer benachbarten Loghütte wohnend, sie um freundschaftlichen Beistand ersucht hatte.

Custaloga zeigte sich nicht im mindesten betroffen oder verletzt durch diesen Beweis von Empfindlichkeit.

Die Harvey, des jungen Indianers Gefährte bei seinem heutigen Ausfluge, der Maler der Wälder, war ein junger Mann, welcher mit unerschrockenem Muth eine glühende Liebe für das Leben in der Wildnis verband und eine unbezwingliche Neigung zur Kunst. Nicht zu der Kunst, welche im Gewöhnlichen großer Städte, in prächtigen Museen erlernt wird, sondern zu der Kunst, die sich vom Thau des Morgens nährt, von den warmen Sonnenstrahlen des Tages, und unterm Blätterdach auf grünem Mooscanapee ihre süßesten Träume träumt. Seit drei Jahren zog der junge Mann jagend, fischend und malend am Ohio und dessen Nebenflüssen umher — hier fand er auch Custaloga, der, sich ihm hilfsreich erweisend, das Herz des Künstlers in Dankbarkeit entzündete, und sich in ihm einen warmen Freund gewann.

Nach diesen nothwendigen Andeutungen über die Persönlichkeit der zwei jungen Männer kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Ungefähr eine halbe Stunde hatten Custaloga und Harvey in ihrem schattigen Hinterhalt gelegen, ohne daß auch nur ein Laut die Stille unterbrach, das Rauschen der Quelle ausgenommen und das Flüstern des Windes in den Zweigen.

Da plötzlich ward die Nähe auf seltsame Weise unterbrochen. Ein Mann kam in vollen Lauf durch den Wald, stamfend, keuchend, die Zweige unter seinen Füßen zertretend, kurz, einen völligen Mangel der Vorsicht zeigend, welche zu jener Zeit auf den Streifzügen durch die amerikanischen Wälder beobachtet wurde.

„U!“ sagte der Schwarze keuchend und nach allen Seiten sich umschauend, „'s Kind hat keine Lust mehr. — Will's die alte Nothhaut betrügen? Dem Kind ist kalt — hört die alte Here, lieft Stöcke auf für den alten Mann — wollen den Neger damit verbrennen. Hu — garstiger Platz, finstler — 's Kind mag nicht sehen. — Hei — was ist das — Peitsche knallt? Nein — ist ein alter Kobold, grinst den Mond an —

häßlicher alter Kobold — der die Henne stiehlt, Eier ausjaugt. . . . Warum ist der Neger hier? — Ho — ho — kein Spaß — Neger hat böses Blut — ha! ha! — Sie denken ich liege im Bett — heisa — sie irren sich. — Warum schlug junger Massa mich? 's Kind läßt sich nicht schlagen — ho!“

„Mein Bruder schwatz wie ein altes Weib — sagt alle seine Geheimnisse — warum nicht ruhig warten, bis der Häuptling kommt?“ Der Neger wäre bei dem kräftigen Schlag auf die Schulter, von welchem diese Worte begleitet waren, fast zu Boden gefallen. — Vorsichtig, doch mit Entsetzen im Gesicht, mit schlotternden Knien blickte er seitwärts und erkannte zu seiner Verwunderung einen Indianer des Shawneestammes, der fast nackt, in der greulichen Weise indianischer Krieger tätowirt war.

„Huffa!“ begann der Neger.

„Still!“ gebot der Indianer, ging einige Schritte vorwärts, setzte sich in den Baumschatten in geringer Entfernung von Custaloga's und Harvey's Versteck und begann seine Pfeife zu rauchen. Der Neger setzte sich an seiner Seite nieder.

Andere Nothhäute schlichen nun heran, bis 14 derselben versammelt waren. Alle nahmen in der Nähe ihrer zwei Gefährten Platz, zündeten ihre Pfeifen an und begannen gemächlich zu rauchen.

Nach einigen Minuten ernstes Schweigens erhob sich ein junger Krieger, mit einer kurzen Klinge bewaffnet, dessen Gewand reich mit allerlei Tand und silbernen Gehängen verziert war. Den Arm ausstreckend deutete er nach West, und hielt in seiner Sprache, die dem Neger jedoch gekläufig genug war, den Sinn zu fassen, folgende Rede:

„Vor langen Jahren kam, aus einer fernen Gegend unter der Sonne, ein Volk von Menschen her ohne Herzen, mit feurigen Bogen und Pfeilen, und begierig nach Land. Sie hatten ein Feuerwasser, das war sehr heiß und wärmte den armen Indianer, aber es machte ihn krank und tödtete ihn nach und nach. Der Indianer war ein Thor, er liebte das Feuerwasser mehr, als die alten Waldgründe, in denen er gejagt hatte; er trank das Feuerwasser der weißen Männer, und da er im Todesstadium von dem Trunke, nahmen die „Blasgesichter“ die „Langmesser“ (Long-knives und Pale-faces, Namen der Weißen bei den Indianern) ihm sein Land. Die Nothhäute erwachten und sahen sich ohne Land. Doch der Wald war groß, und sie gingen hinweg und begruben sich in seine Schatten, und ließen einen breiten Weg zwischen den Blasgesichtern und ihnen. Aber eines Morgens kamen die weißen Männer und schrien: „mehr Land!“ und nahmen es, „mehr Land!“ und sie nahmen es, und sie jagten den Nothhäuten, daß sie nicht mehr im Walde jagen sollten, sondern die Erde aufwühlen wie Maulwürfe; und einige listige Männer unter den Weißen schlossen Freundschaft mit den Nothhäuten und entwaffneten sie. Jeden Tag forderten sie mehr Land und sie nahmen es!“

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne, lehnte seine Flinte an einen Baum, legte eine Hand auf die Brust, hielt die andere erhoben und fuhr fort:

„Wo ist mein Volk? Die Blätter des Waldes sind roth von ihrem Blute; der Wald hat keine Thiere mehr für sie, bald werden sie hungern müssen, denn die Blasgesichter nehmen Alles. Aber die Nothhäute sind Männer, sie haben Kriegerherzen, ihre Hand ist wie der Blitz, ihr Fuß wie die eilende Welle, die keine Spur zurückläßt, ihr Auge ist wie das des Adlers in den Wolken! — Wägen die Nothhäute ihre Streitart wieder aufgraben, und den Feind überfallen wie ein Wirbelwind, daß Freude sei in den Wigwams unserer Brüder.“

Er setzte nun unter dem Beifallsgeflüster seiner Zuhörer auseinander, daß alle Indianerstämme sich vereinigen wollten, das Joch der verhassten Weißen abzuschütteln, daß bald der Tag zum Beginn der Fehde bestimmt werden solle, und daß, als ein günstiges Omen für ihr Unternehmen, ein Neger anwesend sei, welcher als Diener eines Weißen bereit sei, ein mit Waffen und Munition reich versehenes Fort in ihre Hände zu liefern nebst großen Reichthümern, unter der einzigen Bedingung, daß er einen Theil der Beute erhalte, und seine Stammgenossen und die weißen Weiber verschont bleiben; die Männer überließ er ihnen sämmtlich.

„Alle Worte wahr!“ sagte der Neger aufstehend, nachdem der Sprecher geendet. — „Das Kind wird Alles thun — warum schlug Massa Charles armen Neger — Ho, ho . . .“

Nach diesem schwachen reberischen Versuch nahm der Neger seinen Platz wieder ein.

Die Krieger bewilligten die von dem Neger gestellten Bedingungen und trennten sich, nachdem noch eine Zusammenkunft zwischen Nothfink und Jonas, dem Neger, verabredet worden. In 10 Minuten war der Ort so still, als habe er nie Worte wie Blut und Krieg vernommen.

Eine Viertelstunde verging, ohne daß auch nur ein Rauschen gehört ward; dann erst erhob der Indianer sein Haupt, spähte nach dem Platz hinaus und kroch dann hervor wie eine Schnecke, gefolgt von Dick Harvey.

„Das ist ja die schändlichste Verschwörung, die jemals in einer halben Stunde ausgebrütet wurde!“ murmelte der Maler empört; „dieser abscheuliche Neger, Spity Jonas, ich hätte ihm am liebsten seine schwarze Haut gleich tüchtig gekläut, oder noch lieber den alten Schafal niedergeschossen!“

„Still!“ unterbrach ihn der Indianer. — „Custaloga ist heiß, seine Zunge ist verdorrt; die Rede des wilden Nothfink brannte gleich Feuer. — Die Singvögel von Cane Brake müssen gerettet werden. Custaloga wird trinken und dann sprechen mit seinem Bruder!“

Der junge Indianer betrat den freien Platz, trank aus der an seiner Seite hängenden Kürbisflasche einen tiefen Zug, und setzte sich dann nieder, Speise hervorziehend, von der er Harvey mittheilte. „H, Bruder, wir haben einen weiten Pfad bis morgen.“

„Denkt Ihr zuerst ins Blockhaus zu gehen?“ fragte der Maler.

„Custaloga hat andere Gedanken,“ erwiderte der Indianer, „er will die Spur der bösen Männer verfolgen, die den weißen Kisten der Ehen Gefahr drohen.“

„Ich thue, was Ihr thut, Nothhaut; ich folge Euch, wohin Ihr geht;“ war des Malers Antwort, und nachdem Beide sich durch Speise und Trank zu ihrer Wanderung gestärkt hatten, lenkten sie ihre Schritte in das Dunkel des Waldes.

2. Kapitel. Das Blockhaus.

Die Morgendämmerung hatte mit rosigem Finger den fahlen Schleier der Mondnacht hinweggezogen; der Nebel, welcher, ein schwerer feuchter Mantel, auf den Bäumen des Waldes gelegen, sank auf die Hügel hinab; der Gesang der Vögel, das Brüllen des Rindviehs und die schnatternden Stimmen der Gänse ließen sich bereits vernehmen, doch kein Lebenszeichen menschlicher Bewohner war an dem Blockhause zu bemerken, welches der Richter Mooss mit den Seinen bewohnte.

Der Tag, welcher in Amerika ursprünglich der Dämmerung folgt, hatte den ganzen Reiz eines herrlichen Morgens über diese Stelle ausgegossen, welche die Natur so schön geschaffen; und die Menschenhand hatte ihre Schönheit nicht verdorben, sondern dieselbe, die sonst eine todte gewesen wäre, nur belebt.

Hier, am Ufer des Sciotosflusses, hatte noch vor kurzer Zeit der jungfräuliche Wald sich ausgedehnt, unangestastet von dem nivellirenden Beil der Civilisation; da waren die weißen Männer gekommen, hatten die Art an die uralten Bäume gelegt, das Feuer zu Hilfe genommen, und Loghütten waren entstanden; doch, so ist der Mensch! Bald genügte die Loghütten nicht mehr, und feste Häuser nahmen ihren Platz ein.

Der Ort, dem wir hier unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, zeigt uns eine weite, an drei Seiten mit dichtem Wald umgürtete freie Ebene, welche, wie hier und da verholzte Baumstümpfe zeigten, von der Hand des Menschen gelichtet worden war. Grüne Wiesen, reizende Kornfelder und Obstgärten zogen sich in der Nähe des Flusses hin, im Ganzen ungefähr 200 Acker umfassend. Ein Heuschäfer vom vergangenen Jahre erhob sich in den blauen Morgenhimmel, und ein zierlich umzäunter Garten bekundete die fleißige Hand schönheilliebender Menschen.

Was der Landschaft indessen erst ihren eigenthümlichen Ausdruck gab, war das Wohnhaus des Farmers, welcher sich hier, an der äußersten Grenze der Civilisation, angesiedelt, und sein Haus durch alle, ihm zu Gebote stehende Mittel befestigt, welche zur Abwehr der wilden Eingebornen dienen konnten.

Das Haus, oder besser, die Vereinigung von Häusern, war ringsum von Pallisaden umgeben, die aus gespaltenen Eichenstämmen bestanden. Jeder Balken (von 10—12 Zoll im Durchmesser) hatte 15 Fuß Höhe, deren dritter Theil, in die Erde eingelassen, dieser hölzernen Mauer Festigkeit gab. Außerhalb der Pallisaden war die Erde aufgeworfen, und dadurch ein Graben gebildet, der ohne große Schwierigkeit mit Wasser gefüllt werden konnte, hätte die vollkommene Ruhe, in welcher die Bewohner der Farm seit langer Zeit hier lebten, diese Vorsichtsmaßregel gerechtfertigt.

Diese Pallisaden aus gespaltenen Eichenstämmen, deren glatte Seite nach außen stand, erhielten noch mehr Festigkeit durch starke Bretter, welche durch lange Baumnägel an jene festgenagelt waren. Zur Linken, nach dem Walde zu, war ein Thorweg, breit genug, einen Wagen hindurch zu lassen. Dieser Thorweg ward stets von innen fest verrammelt, denn die Hausbewohner liebten ihre Sicherheit zu sehr, um diese Vorsicht jemals zu vergessen.

Von der vierten Seite war die kleine Festung mehr durch die Natur als durch menschliche Bemühung sicher gestellt, indem die Pallisade auf jener Seite nur so weit vom Fluß entfernt stand, um einem, gegen die Macht der Wellen errichteten Wall Raum zu geben, hinter dem zwei große Wolfsjunde Lag und Nacht Wache hielten.

Inmitten dieser Festungsmauer befanden sich verschiedene, an sich nicht eben ausgezeichnete Gebäude. Ein nettes einstöckiges Wohnhaus mit einer bedeckten Veranda an der Vorderseite und wohlgepflegten Blumenbeeten vor der Thür. Gegenüber standen bescheidenere Häuschen, für die schwarze und weiße Dienerschaft des Hauses bestimmt, vor deren Fenstern sich ebenfalls ein Garten ausbreitete, doch nicht mit Blumen, sondern mit „nützlicheren Gewächsen“ bepflanzt. Ein breiter, wohlerhaltener Weg trennte die Wohnung Derer, die zu beschaffen, von der Wohnung Derer, die zu geborgen hatten.

Auf einem etwas erhöhten Platze, zwischen diesen zwei Theilen der Farm-Gebäude, erhob sich das eigentliche Blockhaus, ein hölzernes Fort, welches nicht nur die Bewunderung, sondern oft den Neid der benachbarten Ansiedler erregte. Das untere Stockwerk hatte 28 Fuß ins Gevierte, das obere 30 Fuß, so daß dieses über jenes hinweglief; eine Bauart, welche bei amerikanischen Blockhäusern gewöhnlich angewandt ward, da dieselbe den Vortheil bietet, auf die, das untere Stockwerk Angreifenden mit größerer Sicherheit zu schießen.

Das Blockhaus war, wie zu jener Zeit und in jener Gegend natürlich, nur aus roh behauenen Holzstämmen gefügt, die, jeder 1 Fuß im Durchmesser, durch Bürtel mit einander verbunden waren. Starke eichne Fensterläden, schwere hölzerne Mangel und ein festes abschüssiges Dach, glatt genug, um nicht leicht Feuer zu fangen, vollendeten das Äußere dieser Bastei, für deren Benutzung sich, wenn die Gerüche nicht trügten, die baldige erste Gelegenheit finden sollte.

Es war im Spätommer 1790, noch waren die Greuel nicht vergessen, welche die Eingebornen in Verbindung mit verrätherischen Ueberläufern der Weißen in andern Gegenden verübt, doch von den Ufern des Scioto und Ohio war der Krieg bisher fern geblieben.

Eine köstliche Ruhe lag über dem Orte ausgebreitet, welchen wir so eben dem Leser vorgeführt, und schwerlich konnte in dem Beschauer des friedlichen Plazes die Ahnung aufstauen, daß es so bald Verrath, Schrecken und Todesangst beherbergen werde.

Die Dämmerung war noch nicht lange von der Gegend gewichen, als sich Hufschlag in einiger Entfernung vernehmen ließ und bald darauf ein starkes Pferd mit zwei Reitern jenseits des Flusses auf die Farm zu galoppirte, ohne doch von den Bewohnern derselben bemerkt werden zu können. Augenscheinlich war den Reitern auch viel daran gelegen, unbemerkt zu bleiben, denn rasch stiegen sie ab und hielten sich hinter den Bäumen des Ufers verborgen.

Der zuvorderst im Sattel gesessen, war der uns schon bekannte Neger, der andere ein Indianer, doch war es keiner der gewöhnlichen Rothhäute, ja, man darf behaupten, daß er selbst unter diesen seinen Brüdern als häßlich galt, und dem

Europäer, der ihn unvorbereitet gesehen, jedenfalls einen Ausbruch des Entsetzens entrisen haben würde. Er war ein alter Mann von beträchtlicher Größe. Sein Gesicht war theils weiß, theils roth gemalt, d. h. Nase und Stirn weiß, bis dahin wo das Haar begann, welches, mit Oker roth gefärbt, auf dem Wirbel zusammengebunden erschien. In Verein mit diesem Haarbüschel hing ein Federbüsch vom Scheitel herab; seine Nase, deren wir als weiß bemalt erwähnt, existirte eigentlich nicht, sondern nur ihre Stelle war bemalt, da er dieselbe so nützliche und zur Schönheit unentbehrliche Glied bei einer Schlägerei in der Trunkenheit eingebüßt hatte. Ueber Mund und Kinn war eine rothe Hand gemalt; auch die nackten Arme waren tätowirt. Ein Halsband von Krähensehern nebst Wampumschnur (Kette der Wilden aus Muschelschalen) umgab seinen Nacken; übrigens trug er Beinkleider, lederne Mocassins und einen schmutzigen Mantel. Außer mit einer Flinte nebst Pulverhorn war er noch mit dem Tomahawk und dem Scalpirmesser versehen. Wie ein Gespenst seiner Race erschien dieser Wilde, ein abschreckendes Bild dessen, was die verderbliche Macht des „Feuerwassers“ aus den zwar rohen, aber kräftigen Naturhähnen gemacht.

„Ha, ha,“ lachte der Neger, die geballte Faust gegen das Blockhaus erhebend. — „Ist schön jetzt und stolz anzusehen; wart' nur — Lachen soll euch vergehn.“

„A!“ rief der Indianer und holte lang Athem, als wäre er froh, von der unbequemen Stellung auf dem Pferde erlöst zu sein — „Giebt's keinen Rum mehr?“

„Ja, Massa Ohneas,“ versetzte der Schwarze, die Kürbisflache der Rothhaut hinreichend, die einen so kräftigen Zug daraus that, daß man wohl sah, diese Kehle sei an Feuerwasser gewöhnt, „s' Kind geht fort von Euch, muß thun, was Massa Ohneas befiehlt.“

Der Indianer, ein Verstoßener seines Stammes, der erst kürzlich bei dem erneuten Kriegslärm zurückgekehrt war, nickte und ging schweigend hinweg, als sei fernerer Wortwechsel unnütz.

„Kind traut dem Burschen nicht,“ murmelte der Schwarze in sich hinein; „will scharf Auge haben auf ihn.“ Mit dieser klugen Bemerkung schreitet er dem Ufer des Flusses zu, winkte zum Blockhaus hinüber und nach kurzer Pause erschienen drüben zwei junge Neger, fuhrten mit einem flachen Boot hinüber und holten ihren Gefährten nebst dessen Pferd zurück in die Farm.

Der Indianer war unterdessen im Walde verschwunden. Nach einer halben Stunde erschienen zwei andere Männer am jenseitigen Ufer, augenscheinlich erschöpft und müde. Es waren Custaloga und Harvey. Langsam gingen sie den Fußweg entlang, bis zu der Stelle, wo der Indianer und der Neger vom Pferde gestiegen.

„Meiner Treu!“ sagte Harvey, sich ermattet auf einem Baumstamm niederlassend, „diese Ratter hat mich außer Athem gehetzt. Wenn ich den Neger in meine Gewalt bekomme, ich wollte ihm seine schwarze Haut schröpfen, so wahr ich Dich heiße.“

„Es waren zwei,“ bemerkte Custaloga, die Fußstapfen am Boden untersuchend, „und einer davon eine Rothhaut.“

„Woher wißt Ihr das?“ fragte Harvey bestürzt.

„Das hier ist ein Negersfuß — das der Mocassin und die Fußspur eines trunkenen Indianers.“

„Vorwärts denn,“ sagte Custaloga, seine Flinte ergreifend und Custaloga folgend, welcher bereits der Spur in den Wald nachging. „Ich bin freilich wie zerschlagen, aber wo es darauf ankommt, einer solchen tüchtigen Rothhaut auf den Leib zu rücken, will ich nicht hinten bleiben.“

Die Spur führte sie in ein Gebüsch ungefähr 200 Yards (ein Yard = 3 Fuß) vom Blockhause entfernt. Custaloga spähte in das Dickicht, und eine lange Weile verriethen seine Züge keine Spur einer Entdeckung. Plötzlich aber leuchtete es auf in seinem Gesicht, dann wich der Ausdruck der Ueberwachung dem des Widerwillens, und ohne eine Wort zu sprechen, machte er Harvey durch Pantomimen begreiflich, daß der trunkene Indianer in festem Schlafe liege.

Hierauf übergab er die Flinte seinem Gefährten, nahm einen Riemen hervor und ging mit leisen Schritten ins Gebüsch, seinen Begleiter in erster Besorgniß zurücklassend. Harvey lugte durch das Laub und beobachtete das Beginnen des befreundeten Indianers. Als dieser bei dem gesuchten Gegenstand angekommen, welcher, den Rücken an einen Baum gelehnt, fest schlief, kniete er nieder, legte den Riemen um den Schlafenden und schnalzte ihn am Baum fest.

„Kommt,“ rief nun Custaloga, „ich wanderte durch den Wald und fand einen Fuchs!“

Harvey slog, so schnell er vermochte, dem Schauspiel dieser Scene zu, bis er athemlos dem Trunkenbold sich gegenüber befand, der, entwandert und gefesselt, seinen Ueberwinder mit dummem Erstaunen anstarrte.

„Ist das ein Shawnee?“ fragte der Maler, „wenn's einer ist, so ist er der scheußlichste seiner Race. — Also das ist einer von den Kriegern, vor denen wir uns fürchten sollen?“

„Sah mein Bruder jemals die wilden Rasse auf den Prairien?“ fragte Custaloga.

„Ja wohl; — warum?“

„Wenn die wilden Rasse sehen, daß ihrer Eines schwach und unfähig ist, so reizen sie es und treiben es so lange umher, bis es wild wird, bis seine Mähne sich sträubt und es über den rauschenden Strom setzt. Wenn die Ströme nach Ost fliegen, nach der Gegend, woher die Sonne kommt, so versammeln sie sich und prüfen ihre Flügel, und der nicht fliegen kann, wird getödtet. Wenn ein Shawnee eine Memme ist, so nehmen die Männer seines Stammes Riemen und peitschen ihn hinweg. Ein solcher ist Mustwash. Sein Volk sah, daß er eine Memme war und das Feuerwasser liebte, so trieben sie ihn fort, daß er Weiberröde machte bei den Blafgesichtern.“

„Warum aber hat das Gefindel ihn wieder aufgenommen?“ fragte Harvey.

„Die Augen der Shawnee's sind dunkel, sie sehen nicht, daß sie statt eines Aares eine Krähe gefangen.“

Die Blicke des gefesselten Indianers glühten jetzt erst wie im Licht des Bewußtseins auf.

„Ha, Custaloga?“ rief er mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens.

„Mustwash! Ja, ich bin Custaloga — ich jagte einst mit meinem Vater; aber mein Vater trank das Feuerwasser der Weißen so lange, bis er Freund und Feind nicht mehr unter-

scheiden konnte. Was haben die Shawnee's gewonnen durch den Kampf mit den Blafgesichtern? Der weiße Mann jagte dort, der rothe hier — warum holt Ihr die begrabene Streitart wieder hervor? Custaloga lebte bei den Weißen und kennt sie — sie sind stark genug, die Rothhäute zu tödten und Felder zu machen aus ihren Jagdgründen.“

„Was?“ rief der alte Indianer, mit einem Versuch, sich emporzurichten; „die Blafgesichter sind Spitzbuben — siehden den rothen Männern ihre Wälder, die der große Manitou ihnen gab. Sollen wir sie nicht vertheidigen?“

„Mustwash, euer Sohn hört euch und lacht. Die Blafgesichter waren ruhig. Der „alte Weißkopf“ da drüben,“ sagte Custaloga und deutete nach der Farm, „hat nimmer einen der Euren skalpirt. Er kam her, um hier zu leben und zu jagen, gleich den Shawnee's, da er sah, daß die Wälder genug der Thiere beherbergten für ihn und für die Rothhäute. Und er und die Rothhäute wurden Freunde, sie rauchten zusammen die Friedensspise, und die Streitart war begraben. Warum hat die schwarze Schlange sich zwischen den Weißkopf und seine Freunde geschlichen?“

Schweigend, doch mit wuthsprühenden Blicken hörte der truntne Indianer zu und duldete ohne Widerstreben, daß die zwei jungen Männer ihn vom Baum lösten, aufs Neue banden und in ein Boot führten, welches Custaloga aus einem sichern Versteck unter aufgehäuften Holzstämmen hervorholte. Rasch glitt das Canot mit den drei Männern dem Blockhause zu, und in der Nähe des Ufers angelangt, rief ihnen eine laute, herzliche Stimme entgegen:

„Guten Morgen, meine Freunde, welchen Kobold habt Ihr denn da aufgetrieben?“

Custaloga sprang ans Land und begrüßte den statlichen weißen Mann mit weißem Haar, hoher Stirn, und einfachem, doch elegantem Anzug, welchen wir dem Leser als den Richter Mooss vorstellen. Obgleich er bereits das vierzigste Jahr überschritten, und sein Gesicht einen etwas kalten Ausdruck zeigte, war er dennoch ein schöner Mann, der auf dem Gipfel männlicher Kraft zu stehen schien.

„Richter, es ist nur einer von den 500 Teufeln, die in den Wäldern wüthen. Gebt Acht heut auf den Schwarzen, der aus war diese Nacht; er ist der Verräther, der den Rothhäuten Euer Thor öffnet.“

„Mein Kind, meine Amy!“ rief der Richter, zitternd bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher seine abwesende Tochter ausgesetzt sein konnte.

„Muß nach Haus gebracht werden;“ entgegnete der Indianer.

„Barmherziger Himmel!“ fuhr der Richter händeringend fort; „o, warum mußte ich so thöricht sein, dem Treiben der Städte in dieser Abgeschiedenheit entziehen zu wollen?“

„Wo ist der Schwarze?“ fragte Custaloga.

„In der Küche, beim Essen;“ erwiderte der Richter.

„Laßt den Indianer in das Gefängniß im Block bringen,“ sagte Custaloga, von dem Hausherrn und dem jetzt auch ans Land gestiegenen Maler sich trennend.

Wohlbekannt mit allen Räumen des Hauses, schritt er geräuschlos nach der Küche zu, blickte in die Thür, sah den Neger im Kreise seiner schwarzen Genossen sitzen, beim Essen seine Abenteuer erzählend mit aller Wichtigkeit eines Reisenden, der aus fernem Ländern zurückkehrte.

„Laßt nur Kind Zeit zum Essen; denkt Ihr, Neger ist nicht hungrig?“

„Mein schwarzer Freund war im Walde; sah er wirklich Rothhäute?“ fragte Custaloga, der Gruppe näher tretend.

„Wo kommt Massa Custaloga her?“ fragte der Neger flutend.

Von der blauen Quelle, wo ich viele rothe Krieger sah und einen schwarzen Verräther. Ford, Schlange, dieser Tomahawk soll Dein elendes Leben enden! Mit diesen Worten ergriff Custaloga den Neger beim Kragen und führte ihn, die Streitart über seinem Haupte schwingend, hinaus, die übrige schwarze Dienerschaft in einem Winkel der Küche zitternd und bebend zurücklassend. An der Thür des Blockhauses traf Custaloga mit Mooss und dem Maler zusammen, im Begriff, den Indianer in strengen Gewahrsam bringen zu lassen.

Der Neger erkannte mit Schrecken seinen Reisebegleiter.

„Ich bin hier die Obrigkeit und werde als solche Euch beide festsetzen lassen.“ begann Richter Mooss, welcher durch die den Hergang der Sache erfahren. „Was bewog Dich, mich zu hintergehen, Du schwarzer Schurke?“

Der Neger blickte zur Erde und gab keine Antwort. Custaloga öffnete nun die Thür des Blockhauses, führte die beiden Gefangenen in ein kleines Eckzimmer, band sie so, daß ein Entkommen unmöglich war, schloß die Thür des Gemachs und übertrug die Bewachung einem derben jungen Mann, Namens Jabez Harrod, der den Neger Spiky Jonas und dessen ganze Race verabscheute, obgleich die übrigen schwarzen Hausgenossen vortreffliche, treu ergebene Diener waren.

Darauf wusch Custaloga die bunten Farben von Gesicht, Brust und Armen, legte Wäsche an und erschien, wie immer, im Kreise seiner weißen Freunde als ein hübscher, obgleich rothbrauner Jägermann.

„Custa, wie soll ich Worte finden, Dir zu danken?“ sprach der Richter, den Jüngling freundlich auf die Schulter klopfend. — „Wo fände sich ein Preis, groß genug, Deine Treue zu belohnen!“

Es war, als spiele ein stolzes Lächeln um den Mund des jungen Indianers, welches gleichwohl zu sagen schien, daß es in des Richters Macht stehe, ihn herrlich zu belohnen, wenn er nur wollte; ehe jedoch der Hausherr Zeit hatte, diesen Gedanken in des Jünglings Zügen zu entdecken, nahmen dieselben wieder ihren gewöhnlichen ruhigen Charakter an.

„Keinen Dank,“ antwortete er, „denn Ihr seid meine Freunde, — aber noch fehlt Jemand im Hause. — Morgen muß Amy unter dem Dach ihres Vaters schlafen.“

„Ja, sie muß, sie muß!“ rief Mooss von plötzlicher Angst ergriffen; „aber wie ist das zu ermöglchen?“

„Warum ging eure Tochter nach dem Krähenest?“ fragte Custaloga sinnend.

„Mary, Walter Harrod's Weib, ihre Milchschwester, ist krank und hat ein kleines Kind; Amy ließ es sich nicht nehmen, auf 8 oder 10 Tage nach Krähenest hinüberzugehen, bis die Frau wieder erstarbt sei; ich wollte die alte Sucky schicken, aber Amy meinte, Niemand könne die Schwester ersetzen.“

„Gut,“ sagte der junge Indianer mit freudestrahelndem

Gesicht, und, wie immer, wenn er erregt war, in Wesen und Rede die zweierlei Erziehung offenbarend, die er empfangen, die der Wälder und die der Civilisation.

Sie betraten nun das Frühstückszimmer, wo Jane Moss, mit Unterstützung einer jungen Negerin, den Kaffeetisch arrangirte, welcher fast brach unter jener Fülle, welche noch heut die Gastfreundschaft der amerikanischen Republikaner charakterisirt.

Jane Moss zählte erst 16 Jahr; helle goldne, vom Puder unberührte Locken umrahmten ihr feines Gesicht, welches mit den sanften blauen Augen, den sanft gerötheten Wangen, dem kleinen, mit weißen Perlenzähnen geschmückten Munde, dem runden Kinn einen so vollkommenen, einfach kindlichen Ausdruck zeigte, daß Fremde sie häufig nur wie ein hübsches zartes Püppchen betrachteten, besonders in Gegenwart ihrer schönen, allgemein bewunderten Schwester.

„Guten Morgen, Pa,“ sagte sie, dem Vater entgegenlaufend und ihn küßend, noch ehe sie bemerkt, daß er nicht allein sei. „Ah,“ rief sie zurücktretend, „da seid Ihr ja, Gusta, und Mr. Harvey auch. Das ist ja ein schöner Morgen; Grace, gehe nur gleich in die Küche zu Flora, und sage ihr, sie soll noch einige Pfund Hirsch- und Bärfleisch mehr braten, denn wenn Mr. Harvey aus den Wäldern kommt, hat er gewöhnlich acht Tage lang nichts gegessen.“

„Miß Jane,“ erwiderte Harvey, in einem von seiner

nicht her um eitle Belustigung, sondern um unser Leben vor der Blutgier der Heiden zu retten.“

„Amy!“ hauchte Jane erblassend, „meine Amy!“ „Gustaloga wird sie holen,“ sagte der Indianer ruhig. „Zu Nacht, wenn die Sonne sich verbirgt vor Bösen und Guten, wird er gehen.“

„Allein?“ flüßerte Jane, fast unwillkürlich einen Blick angstvoller Besorgniß auf den Maler werfend.

„Was ich thun werde, meinen Sie, Miß Jane?“ erwiderte der excentrische Künstler. „Als ich das Complot dieser spitzbüßischen Shawnee's entdeckte, war mein erster Gedanke — nach dem Krähenest — aber Gusta sagte, nach dem „Bighause“ und so folgte ich ihm, wie ein Schultnabe. Jetzt sagt er nach Krähenest, und ich gehe nach Krähenest.“

„O, daran thun Sie wohl, Mr. Harvey,“ sagte Jane, dem Indianer herzlich die Hand schüttelnd. „Folgen Sie meinem rothen Bruder, so werden Sie stets das Rechte thun.“

„Dank Euch, Miß Jane,“ sprach Gusta mit leichtem Zittern der Stimme; „dächten Alle wie Ihr, so wäre die Erde ein glücklicher Ort.“

Jane erröthete bis zu den Schläfen bei dieser Auspielung, welche sie gar wohl verstand; Gustaloga ging jedoch nicht weiter darauf ein, sondern sagte ruhig zu Harvey: „Eßt jetzt, und dann legt Euch nieder, wir haben eine weite Reise, und die Sonne wird untergehen und aufgehen, bevor wir ans Ziel gelangen.“

Nach einer halben Stunde rasteten die beiden müden Wanderer in ihren Betten, während Richter Moss umherging, das Gefährniß der beiden Uebelthäter untersuchte, und die Mannschaft der Farm von der Gefahr benachrichtigte. Flinten

Erklärung des Modebildes.

Figur 1. Balltoilette einer jungen Dame. Robe von rosa Crepp mit doppeltem Rock; der obere Rock ist von jeder Seite in Puffen aufgenommen, so daß das Ganze einen Vespa à bandes bildet; oben an der Taille und unten am Saum des Rockes sind diese Puffen durch Schleifen von rosa Seidenband verziert. Gezogene Taille mit Berthe; diese Berthe besteht aus einem Puff (houillonne) von Crepp und einem gefalteten Volant desselben Stoffes. Vorn sind die beiden Theile der Berthe durch kleine Querpuffen verbunden. Die Ärmel sind der Berthe gleich garnirt. Im Haar Rosenkranz ohne Laub. Der Schluß des Leibchens hinten wird durch eine rosa Schleife mit langen Enden markirt.

Figur 2. Balltoilette. Robe von weißer Gaze mit Sammetmouchen. Die zwei oberen Röcke sind durch Blumenbouquets aufgenommen. Die Taille hat vorn und hinten eine Schneppe und ist vorn durch Quersalten desselben Stoffes drapirt, welche ein Rosenbouquet in der Mitte zusammenhält. Die Volants der kurzen Ärmel werden gleichfalls durch ein Rosenbouquet in die Höhe genommen. Im Haar als Cachepeigne eine Garnitur von Rosen mit lang herabhängenden Zweigen.

Figur 3. Haus-toilette. Robe von grauem Popeline; die lange Schoosstaille sowie die Ärmel sind mit schwarzer Glöckchenborte verziert; das Leibchen ist vorn mit Sammetknöpfen geschlossen und schwarze Sammet-schleifen sind am Ärmel bei der innern Krümmung des Arms angebracht. Puff-Unterärmel von Mouffeline, an der Naht und am Bündchen



Jane und Gusta. „Dank Euch, Miß Jane etc.“ (Seite 68.)

gewöhnlichen Redeweise gänzlich abweichenden sanften Ton; „Ich bin in der That hungrig, denn ich war allnächtlich auf dem Marsch statt im Bett, und in keiner andern Absicht, als der, einer Dame zu dienen, die an mir nie etwas Anderes bemerkt, als meinen Appetit und meine rauhen Manieren.“

„Unsim, Mann! Sein Sie nicht so bescheiden. — Niemand — wenn ich nämlich die Person bin, der Sie dienen, wie ich zu verstehen glaube — Niemand kann Ihre Malerkunst mehr schätzen als ich. Noch nie habe ich einen so natürlichen Bären gesehen als den, welchen Sie mir vor einem Monat schickten, wäre nur die Vordertage nicht zu groß gewesen.“

„Das war ein in der Eile entstandener Fehler,“ sagte Harvey erröthend, der nur im Walde in Erscheinung und Sprache ein roher „Trapper“ (Jäger) zu sein liebte, doch den Frauen gegenüber, ihm selbst fast unbewußt seine wilde Jägeratur verleugnete. „Von der Malerei spreche ich jetzt nicht, sondern von etwas Wichtigem, das Gustaloga und mich bewegt, von der blauen Quelle aus zu Fuß hierher zu kommen.“

„Sollen wir vielleicht mit in den Wald, und die Indianer von Schillcothe jagen sehn? Ich bin bereit,“ scherzte das frühliche Mädchen, auf ihre leichte Flinte deutend, welche an der Wand hing, und mit der sie schiefen gelernt, wie fast alle Frauen der Grenzbevohner, denen die schauerliche Kunst gar oft in ernstester Gefahr sich nützlich erwiesen zu Schutz und Rettung ihrer Kleinen.

„Still, Mädchen,“ sagte der Richter, welcher mit Vaterfreude dem Klang der helden Stimme gelauscht, während Gustaloga mit dem Stolz eines Bruders sich an dem lieblichen Wesen ergötzte. „Still, Mädchen, Harvey und Gusta kamen

wurden hervorgeholt und gereinigt, Schildwachen ausgestellt, und die ganze Farm in Vertreibungszustand gesetzt.

Harrod, als der erfahrene Jäger, wurde als Späher in den Wald geschickt, mit der Weisung, denselben nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, und gegen Abend nach dem Block zurückzukehren.

Kaum war er fort, als vom jenseitigen Ufer zwei Reiter nach dem Bighause hinüberwinkten und übergeset zu werden begehrten.

„Gott sei gepriesen, mein Sohn!“ rief der Richter, dessen Gedanken nur mit seinen Kindern beschäftigt waren. „Barton von Scowhall kommt mit ihm, ein guter Schütze ist er jedenfalls. Ich fürchte, Amy hat großen Widerwillen gegen ihn. Hurig, Siv, hole den jungen Herrn und Squire Barton herüber, aber halt deine Zunge im Zaum, hörst du?“

„Ja, Massa, Siv kein Wort sagen, Siv liebt Peitsche nicht!“

Der Schwarze holte die beiden Männer herüber und in wenigen Minuten war die Besatzung des Blockhauses durch Charles Moss, einen für seine Jugend sehr guten Jäger, und Squire Barton verstärkt, einen Gentleman von gefälligen Talenten und männlicher Kühnheit, dessen unsehbares Geschick weit und breit berühmt war. Er war ein seltener Gast in dieser Farm, obgleich ein sehr nahe Interesse ihn an die Bewohner derselben knüpfte.

(Fortsetzung folgt.)

durch schmale Puffen verziert, durch welche rosa Band gezogen ist.

Kragen von gesticktem Mouffeline, durch eine Camée-Brosche geschlossen. Zurückgeschlagener Doppelschittel.

[2797]

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Wo eine Hochzeit gefeiert wird, da giebt es Beobachtungen, Vermuthungen, neugieriges und theilnehmendes Geplauder, wie klein oder wie groß auch der Kreis sein möge, dessen Aufmerksamkeit das Brautpaar auf sich zieht; und so viel uns bekannt, nimmt keine Braut eine solche Plauderei übel, die, wie ein lustiger Müdenschwarm, dreist sie umschwirrt und ihr den Beginn eines schönen langen Lebenstages verkündet.

Es wäre auch eben so unrecht als unpolitisch von einer Braut, wollte sie das Unmögliche fordern, und dem Kreise ihrer nahen und fernem Bekannten das harmlose Geplauder über ihre Person und ihre Verhältnisse wehren; es giebt nichts Gemüthlicheres, als eine herzliche Plauderei, wenigstens für uns Deutsche. Deshalb wird die hohe Frau, welche durch ihre Vermählung mit Friedrich Wilhelm, Prinzen von Preußen, in nähere Beziehung zu uns getreten, es auch verzeihen, wenn der Patriotismus uns ein bisschen „geschwätzig“



macht, und über Sachen reden läßt, worüber „Fremde“ vielleicht nicht befugt sind, zu reden.

Gesetzt auch, daß strenge Formenmenschen unsre Freiheit mit dem Namen „Indiscretion“ belegen; was kann die Indiscretion verrathen, wo nur Erfreuliches, Ehrenwerthes und Liebes „auszuplaudern“ ist, wie von dem königlichen Hause von England, welches dem Sohne unsers verehrten Fürstenhauses die Gemalin erzog.

Was den Hinblick auf die Verbindung des jugendlichen Fürstenpaares besonders erfreulich macht, ist der Gedanke, daß Liebe und nicht Politik sie geschlossen, daß diesen jungen Herzen das Opfer erspart blieb, an welchem schon manches weibliche, mit dem königlichen Purpur bedeckte Herz verblutete. Wir sehen in Prinzessin Victoria von England das seltene Beispiel einer Fürstentochter, deren erste Liebe zugleich eine glückliche und von den Verhältnissen begünstigte ist.

Und dennoch, obgleich in der neuen Heimath ein Leben des Glückes und der Freude sie erwartet, trennt Prinzessin Victoria sich nicht ohne Schmerz von dem Vaterlande, von dem Vaterhause, in welchem der Morgen des Lebens so rosig und golden an ihr vorüberging. Am liebsten möchte sie die alte Heimath mit in die neue hinübernehmen, doch da das nicht sein kann, so hat sie ihre Zimmer, all' ihre Lieblingsplätze photographiren lassen, um auch fern von ihnen an ihrem Anblick sich erfreuen zu können. Auch die Spielsachen aus der Kindheit hat sie sorgfältig eingepackt, die ihr die liebsten waren, um sie auf den ersten Schauplatz des Lebens hinaus zu begleiten, mit Einschuß der großen Puppenfamilie, von der ältesten Puppe an, welche die unzertrennliche Gefährtin der kleinen, dreijährigen Victoria war. Ja, auch die Puppen sind sorgfältig eingepackt und werden mitgenommen als Erinnerungszeichen jener Tage, da die, jetzt durch Zeit und Liebe gereifte junge Fürstin das ungetrübte Glück der Kindheit genoß, jenes harmlose Glück, welches von der Existenz des Gegentheils keine Ahnung hat.

Hätten wir keinen andern Beweis für die Herzenswärme und Gemüthsinnigkeit der Prinzessin, so müßte diese Pietät für die Freuden ihrer Kindheit ihn uns liefern; eine solche Pietät wurzelt nur in einem dankbaren Herzen, und Dankbarkeit ist der mütterliche Boden eines wahrhaft edlen Charakters.

Gleichwohl ist es einigermassen betäubend, daß diese kleinen Puppenangefächter die einzigen englischen sind, welche Prinzessin Victoria mit nach Berlin begleiten dürfen. Politik und Etikette versagen der Neuvermählten die Begleitung ihrer befreundeten Ehrendamen, mit denen sie in ihrer Muttersprache über ihre Heimath jene traulichen Gespräche führen könnte, die

man eben nur mit Solchen führen kann, mit denen man „aufgewachsen“.

Die junge Fürstin hat mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit von allen Genossinnen und Freundinnen durch eigenhändige Briefe Abschied genommen, wodurch sie die jungen, ihr so schon ergebenen Herzen vollends für sich gewann.

Indessen fand die Vermählung statt, die freudig ernste Feier, welche so lange die Gedanken des hohen Elternpaares fast ausschließlich in Anspruch nahm.

Auf besondern Wunsch der Königin sind die meisten der Zuschauerbilletts an junge Damen vertheilt worden, in Berücksichtigung des lebhaften Interesses, das solche stets an Feierlichkeiten dieser Art zu nehmen pflegen, eine Aufmerksamkeit, in Folge deren die Galerien des alten St. James Palastes mit dem schönsten Kranz jugendlich blühender, festlich geschmückter Mädchengestalten bedeckt erschienen, ein Anblick, welcher der frohen Feier noch einen Zauber mehr verlieh.

Wir wagen kaum zu wiederholen, was man im Windsorpalaste sich zuflüstert, daß Prinz Albert dieser seiner neuvermählten Tochter, seinem ältesten Kinde, einen besonders reichen Antheil seiner Vaterliebe zugewendet; ein geliebtes Wesen erscheint ja im Augenblick der Trennung stets als das theuerste, und so ist es wohl natürlich, daß die Stimm des Vaters sich bewölkt, wenn er das schöne Antlitz der Tochter betrachtet, welches er bald nicht mehr im Kreise seiner Lieben erblicken wird.

Die väterliche Hand hat sogar, im wörtlichen Verständniß, am Brautschmud der Tochter mitgearbeitet, denn das herrliche Dessin zum Brautkleid der Prinzessin, dessen wir in einem früheren Artikel erwähnt, und das die Embleme Englands, Schottlands und Irlands, Rose, Distel und Klee, vereinigt zeigt, ist vom Prinzen Albert selbst gezeichnet, und während mit dem schönen Spitzengewande und dem Brautschleier die großbritannische Heimath gleichsam symbolisch die Braut vor der Trennung noch einmal umschlang, so legte das Sinnbild ihrer neuen Heimath, das preussische Wappen, im künstlichen Gewebe des Spitzentäschentuches sich mit weicher Berührung in ihre Hand.

Die Ausstattung der Prinzessin, welche theils von den berühmtesten Londoner und Pariser Modisten, theils in ihren einfacheren Branchen von schlichten Näherinnen, ja von den Kindern der königl. Schulen zu Windsor angefertigt ist, wird in London nicht ausgestellt, wie diese Ausstellungen dort überhaupt nicht Sitte sind. Aus diesem Grunde ist es unsern Londoner Correspondenten nicht möglich gewesen, so detaillierte Mittheilungen uns zukommen zu lassen, wie wir im Interesse unserer Lesrinnen gewünscht hätten. Von Dem, das

zu unserer Kenntniß gelangte, erwähnen wir der Originellität wegen die wasserdichten, mit Nägeln beschlagenen, zierlichen Stiefelchen, zum Trost des übelsten Wetters eingerichtet, welche unter den 12 Duzend Paar Schuhen der Ausstattung nicht vergessen sind.

Unter den Geschenken, welche die Prinzessin Victoria von ihren hohen Eltern empfing, zeichnet sich eine Reisetoylette von hohem Werthe aus, welche in einem aus Ebenholz mit Gold verzierten Kästchen besteht, das in seinem mit blauem Sammet ausgefütterten Fächern alle nöthigen Toilettegegenstände von Gold, Glas und Elfenbein enthält.

Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen beschenkte die Prinzessin Royal unter Anderem mit einem Perlencollier, welches 30 Perlen von ausgezeichnete Schönheit enthält, im Werthe von 30,000 Thalern.

Als ein wahrhaft theures Andenken aus der Heimath bringt die Prinzessin Victoria von Preußen die Bronzestatuetten ihrer erlauchten Mutter und ihres Bruders, des Prinzen von Wales, mit, die von einem kostbaren, mit Gold ausgelegten Sammetkästchen umschlossen, von den Herren Messenger und Sohn aus Birmingham ihr verehrt wurden.

Wird man uns zu romantisch oder zu poetisch schelten, wenn wir dem jungen Paare ein Leben, von dem Licht der Liebe durchleuchtet, wünschen und prophezeien? Ein Leben, wie die Braut im „elterlichen Hause“ es kennen lernte! Prinzessin Victoria von England, das glückliche frohe Kind, die liebende und geliebte Tochter und Schwester, wird den Genius der Liebe, der ihre Jugend leitete und schützte, im Herzen mit herübertragen in die neue Heimath, und als glückliche und beglückende Gattin beweisen, daß Liebe allein die Kunst des Lebens zu lehren vermöge.

[3803]

### Ein Wort

zu dem in Nr. 7 des Bazar enthaltenen von Amely Bölte verfaßten Artikel

Sie will Erzieherin werden.

Wohl ist es wahr: „die Welt ist anders geworden, als sie noch vor fünfzig Jahren war;“ die Grundsätze, nach denen unsere Mütter erzogen wurden, sind nicht mehr geltend bei der Erziehung der heutigen weiblichen Jugend, weil — die Ver-



Pariser Moden.



Original-Musik des Bazar.

# Des Glockenthürmers Töchterlein.

Gedicht von Rückert.

Leicht, doch nicht zu schnell.

Wilh. Lehmann.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

1. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ge = lein, des
2. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ge = lein, des
3. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ge = lein, des
4. Mein hoch-ge = bor = nes Schä-ge = lein sprach

Glo-cken-thür-mers Töchter = lein, mahnt mich bei Nacht und Ta = ge mit je = dem Glo-cken = schla = ge: Ge = den = fe mein, ge-  
 Glo-cken-thür-mers Töchter = lein, es ruft zu je = der Stun = de mich mit der Glo-cken = Mum = de: Ich har = re dein, ge-  
 gestern: der al-te Thurm fällt ein, man merkt's an sei = nem Wan = ken; ich will in Lüften nicht schwan = ken, wie es nun mag ge-  
 den = fe mein, ge = den = fe mein, ge = den = fe mein! D. S.  
 har = re dein, ich har = re dein, ich har = re dein!  
 le = gen sein, wie es nun mag ge = le = gen sein.  
 Er = de sein, will dein zu eb' = ner Er = de sein!

forschlüßigen Willen an die Brust des Vaters, der es so tief be-  
 trübt. — Es ist so still geworden in der wunden Brust, in dem  
 müden Herzen. — Der schmerzverzogene Mund lächelt wieder,  
 die von heißen Thränenströmen getrüben Augen um-  
 weht ein erfrischender, kühlender Hauch; unnenmbarer, bes-  
 ligender Friede, ein Vorschmack von des Himmels Freude und  
 Lust, durchdringt das schmerzdurchwühlte Herz. — Das sind  
 unsre seligsten Stunden.  
 Zwar kann der Mensch sich nicht in solcher hohen Stim-  
 mung halten; er sinkt wieder herab ins alltägliche Leben,  
 empfindet der Erde Lust und Leid wieder, denn ein sinnenbegab-  
 ter Leib umfängt ihn so lange er hier waltet; aber der Ein-  
 druck jener Stunden bleibt, und mit größerer Gleichmuth und ge-  
 fähitem Herzen wird er künftighin zu tragen wissen, was ihm das  
 Schicksal auferlegt. [2752]

deren letzte Worte so zitternd ihren Lippen entstiegen waren.  
 Ihr Gesicht war gänzlich entfärbt.

Die Turteltaube, wahrscheinlich um ihr Frühstück besorgt,  
 wollte uns folgen, aber die Frau ergriff sie und hielt sie  
 mit beiden Händen fest.

Wir gingen die Seine entlang unter den Weiden spazie-  
 ren. In einiger Entfernung stand ein Taubenhauß und  
 seine sanften Bewohner flatterten fröhlich umher, oder son-  
 nten sich sitzsa an den Thürnen ihres lustigen Palastes.

„Mich ergreift eine Ahnung,“ sagte Franz — „daß diese  
 Taube, die wir essen sollen . . . wer weiß? Sahst du die  
 Aufregung der Frau . . . Ich möchte sie dieser Gemeinheit  
 nicht fähig halten, wenn nicht die gebieterische Noth . . .“

Ich bemühte mich, diesen Argwohn, den ich leider nur zu  
 sehr theilte, zu zerstreuen, doch Franz schwieg nur, ohne über-  
 zeugt zu sein. Endlich schwieg auch ich und traurig und ein-  
 siltig kehrten wir ins Wirthshaus zurück, gepeinigt von dem  
 Gedanken, daß die Frau, welche wir für ehrlich gehalten, sich  
 eines Diebstahls schuldig gemacht habe.

Das Menschenherz fühlt für den Unglücklichen so innige  
 Theilnahme, daß es nur gar zu leicht geneigt ist, ihn zu ver-  
 dammen, wenn er durch einen Fehltritt unserm Mitleid noch  
 ein Gefühl von gerechter Mißbilligung oder gar Verachtung  
 hinzufügt. Diese Möglichkeit, den Unglücklichen zu achten,  
 ist ein theures Gut, welches der Mensch sich nicht gern nehmen  
 läßt, und doch bedarf der Freunde noch höhere, wärmere  
 Theilnahme.

Wir setzten uns zu Tische; die Taube, schön gebraten,  
 dampfte uns entgegen; doch die Frauen in einer Ecke der  
 Stube zusammengekauert, schluchzten ganz leise. Ich wandte  
 mich um, mein Blick traf den des Kindes; es stieß einen  
 Schmerzensschrei aus.

Die Turteltaube war uns vorgesetzt worden.

Also für eine so armselige kleine Münze war die Freude dieser  
 beiden Menschen zerstückt; für dieses geringe Geldstück war die  
 Turteltaube geopfert worden!

Weber Franz noch ich konnten unser Mahl beenden. Wir  
 erhoben uns vom Tisch, nicht weniger betrübt als die beiden  
 Frauen und leerten unsre Taschen in die Schürze des kleinen  
 Mädchens, um wenigstens die Mittel für das Nothwendigste  
 in der ärmlichen Wohnung zurückzulassen.

Wir erzählten diese traurige Geschichte überall wohin wir  
 kamen, und einen Monat später war der Goldfisaan ein be-  
 suchtes Wirthshaus.

[2799]

G. N.-e.

## Ö zürne nicht auf Dein Geschick.

Ö zürne nicht auf Dein Geschick,  
 Wenn's Dir auch herben Kummer bot,  
 Es sendet Gottes Vaterhuld  
 Zu Deinem Heile Dir die Noth.

Das höchste Glück empfindet nur  
 Ein Schmerz- und gramgeläutert Herz,  
 Drum nimm mit dankbarem Gemüth  
 Aus Gottes Vaterhand den Schmerz.

Wenn rauhe Winterstürme weh'n,  
 Ist's doppelt schön am warmen Herd,  
 Wenn Kummer nie das Aug' getrübt,  
 Der kennt nur halb des Glückes Werth.

Drum zürne nicht auf Dein Geschick,  
 Wenn's Dir auch herben Kummer bot,  
 Es sendet Gottes Vaterhuld  
 Zu Deinem Heile Dir die Noth.

[2804]

Sophie Lappe, geb. Favreau.

## Einige für den Haushalt nützliche Bemerkungen.

### Das Weichkochen harter Hülsenfrüchte

zu beschleunigen, z. B. durch langes Liegen hart und zähe ge-  
 wordene Bohnen, Erbsen, Linen u. s. w. weich zu kochen, ist  
 Soda ein vorzügliches Mittel. Man hat nur nöthig zu einer  
 Portion für 6 Personen ungefähr einen Theelöffel voll Soda  
 zu nehmen, und darf gewiß sein, daß die Hülsenfrüchte weich  
 und genießbar werden. Dasselbe Mittel hat sich auch zum  
 Weichkochen zähen Fleisches wirksam erwiesen.

### Das Putzen des kupfernen Geschirres

geschieht auf sehr einfache Weise, indem man dasselbe mit ge-  
 pulvertem Tripel (eine erdige Steinart) und Zitronenmark  
 abreibt, es mit reinem Wasser abspült und dann mit einem  
 reinen Tuche abtrocknet.

### Artischocken.

Man prüft, ob sie zart sind, indem man den Stiel dicht  
 unter der Frucht abbricht. Bricht sie leicht ab, ohne Fäden  
 zurückzulassen, so ist sie gut.

### Champignons.

Diese müssen weiß, trocken und leicht zu brechen, die  
 untere Fläche muß entweder fleischfarben oder hellrosa und  
 von angenehmem Geruch sein, und einen der Haselnuß ähn-  
 lichen Geschmack haben.

### Provenceroöl.

Man muß das klare, gelbbliche wählen, welches einen  
 milden Geschmack, einen angenehmen Geruch hat, doch nicht  
 das weizliche, triebe. Zur Prüfung, ob das Öl gut und  
 rein sei, kann man eine gläserne Flasche damit zur Hälfte  
 füllen, sie schütteln, und wenn sich Bläschen am Del bilden,  
 überzeugt sein, daß es verfälscht sei.

### Kaffee.

Der Mokka-Kaffee hat mäßig große Bohnen und eine  
 zart grüne Farbe; er giebt unter dem Zahn nach und zeichnet  
 sich durch ein köstliches Aroma aus.

Der Bourbon-Kaffee hat noch kleinere Bohnen, häufig  
 mit runden untermischt, welche die Kaufleute oft als Mokka  
 verkaufen. Seine Farbe ist bläulich.

Der Martinique-Kaffee ist grün und flach, größer  
 als der Bourbon und Mokka, und hat ein zwar stärkeres, aber

## Unsre seligsten Stunden

Es sind schöne Stunden, wenn das Kind mit dem  
 frommen, geheimnißvollen Glauben im kindlichen Herzen zu  
 dem stimmernden Weihnachtsbaum aufblickt und die Geschenke  
 entgegennimmt. Es sind schöne Stunden, wenn in jugend-  
 licher Lust und Freude des Lebens stüchtige Minuten dahinei-  
 len; entzündende, wenn des Herzens süßes Sehnen in süße  
 Erfüllung geht, wenn der goldne Traum zur beglückenden  
 Wirklichkeit zu werden scheint und mit tausend herrlichen Plä-  
 nen die Zukunft durchweht. O, es giebt der schönsten Stunden  
 noch so viele im Leben, deren Erinnerung nie verfliehet; aber  
 was die seligste sei? Wenn nach schwerer Stunde, nach heißem  
 Kampfe, nach dunkler Nacht, in welcher der hohnlachende,  
 höllische Geist der Verzweiflung in dem blutenden Herzen ge-  
 wühlt, in dem Hirn mit dem Wahnsinn gespielt — wenn da  
 das Herz durch die dicke, schwarze Wolke die Sonne der Alles  
 umfassenden Liebe wieder durchleuchten sieht; wenn es in dem  
 dunkeln Verhängniß die weise, auch durch Schmerzen seg-  
 nende Hand erblickt; wenn es die hohe Kraft in sich fühlt, auch  
 nach Entziehung unsrer liebsten innigsten Wünsche noch glück-  
 lich zu sein! Da sinkt es mit Ergebung in den heiligen, uner-

weniger angenehmes Aroma, weshalb er auch mehr als die beiden andern Sorten der guten Sahne bedarf, ihn schmackhaft zu machen.

Gewürznelken.

Die Gewürznelken müssen schwer, groß, von angenehmem Geruch und sehr pikantem Geschmack sein.

Gummern.

Diese müssen schwer und ohne üblen Geruch sein. Wenn man den Schwanz am äußersten Ende faßt, so hat man Mühe, ihn in gestreckte Lage zu bringen.

Zimmet.

Guter Zimmet ist lang, dünn, leicht zerbrechlich und in sich zusammengerollt, gleichsam eine röthlich braune Stange bildend, von pikantem, angenehmem aromatischem Geruch.

Sardellen.

Die guten Sardellen müssen klein, oben weiß, inwendig röthlich und auf dem Rücken gerundet sein. Die platten oder großen sind Sardinen.

Kapern

müssen klein, grün und hart sein.

Stockfisch.

Der getrocknete Stockfisch muß, wenn er gut sein soll, eine sehr rothe Farbe haben; (auch der grüne, frische Stockfisch ist sehr gesucht.)

Muskatennuß.

Die weibliche Muskatennuß ist die beste, ihr Geruch ist feiner, ihr Geschmack aromatischer, als die der männlichen, die sich durch eine längliche Gestalt auszeichnet.



Was durch Schönheit und Güte das Herz erquicht, Das hat genügt — denn es hat beglückt.

Ein Vorwurf ist das Lob für den, der fühlt, daß es ihm unerdient geworden. Wo aber das Gewissen das Lob als schuldigen Tribut empfängt, da ist kein Lob noch besser als gerügend.

Unthätigkeit gewährt kein Glück, der Geist findet Befriedigung nur im Handeln.

Frage du in der Jugendzeit Immer getroffen dein junges Leid, Und meinst du, daß dir das Herz bricht? Junge Leiden, die tödten noch nicht. Es stirbt sich nicht so leicht!

Nichts ist mehr im Stande ein Herz zu verhärten, als das Versagen wohlverdienten Lobes, denn ein Lob zu rechter Zeit nützt mehr als ein Vorwurf, wie die Sonne der Pflanze notwendiger ist, als das Messer, welches die allzuüppigen Zweige vertheilt.

Weise ist der, der aus Kleinigkeiten Freude schöpft.

Erniß nur führt des Fortschritts weiten Kreis, Gerade Wege suchend, nicht die schiefen, Und weiter strebend über Höhen und Tiefen: So kommst du über Zweifelsmogel weit Zurück zu deinem frommen Kinder glauben, Und nichts mehr kann dir seinen Frieden rauben!

Wer stets sich damit beschäftigt, die Fehler Anderer zu entdecken, stirbt, ohne seine eigenen kennen gelernt zu haben.

Anders hier und anders dorten Sand ich Welt und Menschenhan, Eins nur treff ich aller Orten, Fern und nahe, sonst und nun: Das ist über Land und Wolke Gottes Himmel um und um, Das ist unter allem Wolke Manich ein Herz voll Christenthum!

Die Bescheidenheit ist für das Verdienst das, was der Schatten den Figuren in Gemälden, das Relief, welches ihnen Kraft und Ausdruck giebt

Der Redner sät, der Hörer erntet.

Man darf sich trösten über seine Fehler, sobald man die Kraft hat sie zu gestehen.



Sylbenräthsel.

Zweisyllbig.

Die Letzte ist das Gegentheil der Ersten, Doch können nur beisammen sie bestehn! Denn nur wo jene Letzten sich erheben, Wird man die Ersten in der Tiefe sehn.

Das Ganze herrscht mit mildem Scepter, Mit Harmonie und großem Glück, Im Reich des Klanges und der Töne, Im Zauberlande der Musik.

[2178]

Rösselsprung - Aufgabe.

Table for the Knight's Move puzzle with columns: Loc., die, wie, nur, fal., hof., lich., Zu- and rows of letters forming words.

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.

(Zu striktes Sprichwort.)



Auflösung des Sylbenräthsel in Nr. 7.

Wieland.

Auflösung der zweisyllbigen Charade in Nr. 7.

Buchstab.

Auflösung des Rebus in Nr. 7.

Fisch' der Verführung lockende Stimme.

Auflösung des Räthsel in Nr. 7.

(Rösselsprung = Aufgabe in Nr. 5.) Welt.



Fr. v. S. in N. - Einen schwarzen Kragen mit passendem Puffarmel brachte Nr. 22 des vorigen Jahrgangs. Der Schnitt eines Fischs, wie Sie es wünschen, ist in einer früheren Nummer enthalten: wollen Sie und Ihre vollständige Adresse mittheilen, so sind wir gern bereit, Ihnen diese Nummer zu senden.

Berichtigung.

In Nr. 7 des Bazar, unter den Abbildungen der Polonaise-Touren, müssen die Zeichen der Figur 7c. so stehen, wie die der Fig. 2b.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 10. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 8. März 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VIII. Band.

## Schürzen.

Obgleich die Schürzen, dieser nur für die Häuslichkeit anwendbare Toiletten-Artikel, der Veränderung der Mode wenig unterworfen sind, so sehen wir uns doch veranlaßt, einige Abbildungen von Schürzen zu liefern, um den Leserinnen zu zeigen, in welcher Art die Ausschmückung derselben geschieht. Vorherrschend in jegiger Zeit ist die Verzierung der Schürzen à bandes, und findet man hierbei dieselbe Mannigfaltigkeit, als bei den in dieser Weise garnirten Kleidern.

Bolants sind an den Schürzen ebenfalls sehr beliebt.

Was die Farbe betrifft, so hat Schwarz vor andern Farben entschieden den Vorzug.

Folgender Erklärung der Abbildungen wollen wir zugleich einige Angaben verschiedener Variationen in der Garnirung der Schürzen beifügen.

Nr. 1. Schürze aus schwarzem quer gestreiftem (d. h. broschirtem) Taffet, mit 2 schrägen Bolants, welche nach den Enden abgerundet und um den untern Rand mit schrägem schwarzem Sammet eingefast sind. Die Schürze selbst ist eckig geschnitten, 55 Centimeter lang, 80 Centimeter breit, erhält jedoch die vollständige Länge erst durch den untern Bolant (13 Centimeter breit), welcher ungefähr 3 Centimeter über dem untern Rand der Schürze angefast ist; der zweite Bolant (12 Centimeter breit) berührt mit seinem Rand den Ansatz des ersten, und gehen beide Bolants nach den Seiten zu etwas in die Höhe. — Zwei kleine Taschen, deren senkrecht geschnittene Oeffnungen ringsum mit einem schmalen Puff und 2 kleinen Sammetfleischchen verziert sind,



Schürze Nr. 1.

verleihen der Schürze noch einen besondern Schmuck. Oben ist die Schürze 2 bis 3 Mal in Falten gereiht und wird ihre Weite hier auf 21 bis 17 Centimeter vermindert. Die Falten sind an eine starke schwarze Seidenschur gefast, welche zugleich zur Befestigung um die Taille dient und deren Enden — mit langen Seidenquasten verziert — wie die Abbildung zeigt, vorn auf die Schürze herabhängen.

Nr. 2. Schürze von schwarzem Damast mit Besatz à bandes von schwarzem Sammet. Dieselbe ist 72 Centimeter lang, 79 Centimeter breit. — Der Besatz besteht aus 2 in schräger Richtung laufenden Sammetstreifen, welche oben zusammen treffen, unten 23 Centimeter von einander entfernt sind. Jeder der Streifen hat unten die Breite von  $8\frac{1}{2}$ , oben  $4\frac{1}{2}$  Centimeter, ist an beiden Seiten mit ganz schmaler Spitze glatt besetzt und in der Mitte herunter mit kleinen Puschelknöpfen verziert. Die Oeffnungen der Taschen, wenn man deren anzubringen wünscht, werden zugleich unter dem Sammetstreifen verborgen.

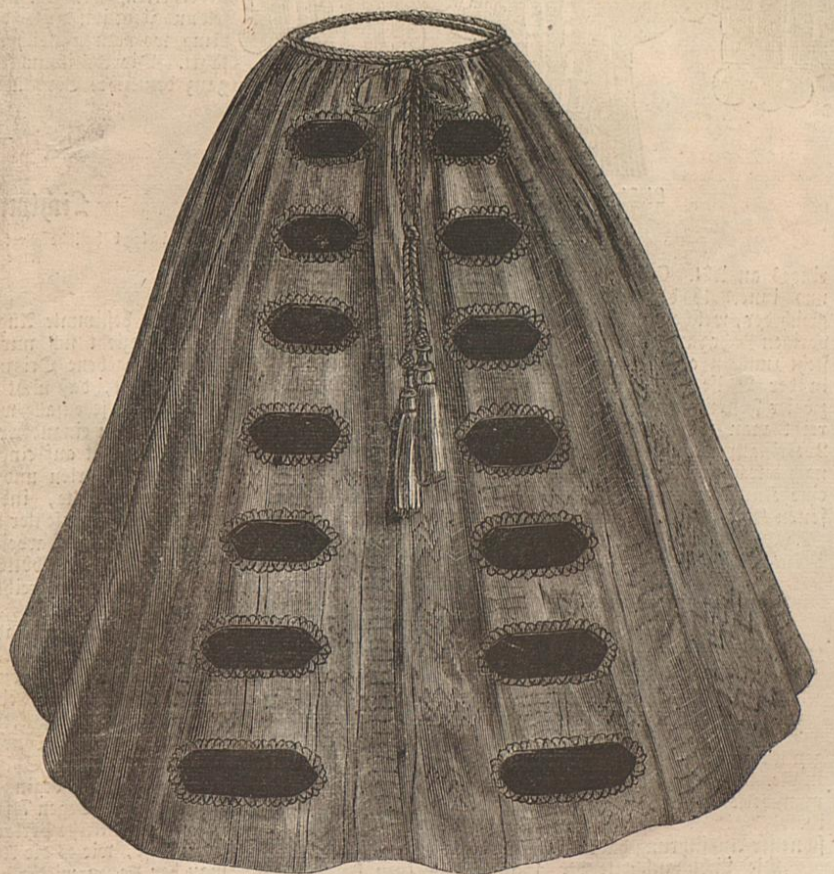
Das Einziehen und Befestigen der Falten geschieht hier auf dieselbe Weise wie bei Nr. 1 — die Abbildung selbst giebt davon die deutlichste Ansicht.

Die Verzierung à bandes kann in der hier beschriebenen Form auch aus einem Puff vom Stoff der Schürze bestehen; ferner aus einer reichen Seidenstickerei, mit geschmackvoller Anwendung von schwarzen Perlen; aus gitterförmig aufgenähten Sammetbändchen, mit passender Verzierung von Grelots — ausgeschnittene Sammetgarnituren nach Art der in Nr. 6 des Bazars gelieferten, können hier ebenfalls Anwendung finden, natürlich in angemessener Größe.

Nr. 3. Schürze von schwarzem breitstreifigen Poul de



Schürze Nr. 2.



Schürze Nr. 3.

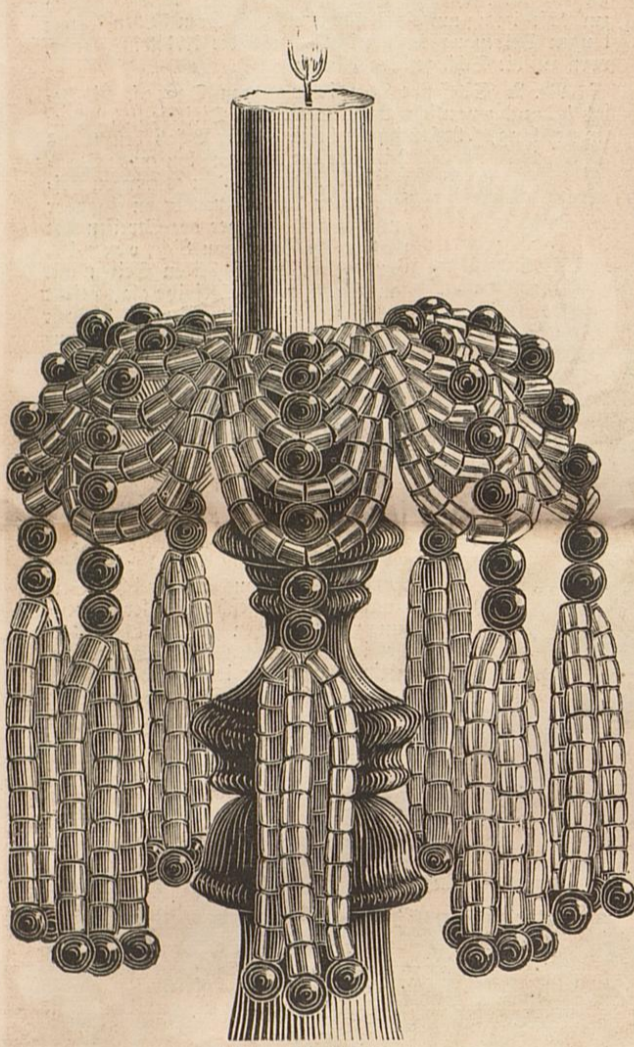
soie, in gleicher Größe und mit gleichartiger Garnitur als die Schürze Nr. 2, doch ist die Garnitur à bandes hier aus einzelnen leiterartig aufgesetzten mit schmaler Spitze umgebenen Sammetspannen (von den Franzosen „Barettes“ genannt) gebildet. Diese Barettes — 7 auf jeder Seite — erscheinen (ohne Spitze) unten in der Länge von 12 Centimeter, nehmen nach oben bis zu 8 1/2 Centimeter ab, und werden an der Seite spitz eingebogen oder abgerundet. Die Breite ist durchgängig, ohne die Spitze, 3 Centimeter.

Auch für diese Art der Garnitur à bandes giebt es mannigfache Veränderungen, deren wir hier noch einige angeben. Man kann z. B. die umgebende Spitze bei den Barettes fortlassen und letztere an beiden Enden stets mit einem Posamentierglöckchen verzieren, oder auch die Barettes aus Posamentierborten, Rüschen auch aus schmalen Puffen bilden. Setzt man diese letztgenannten Verzierungen nicht leiterartig, sondern in Zadenform oder in einzelnen Festsens auf, so erhält die Garnitur einen noch originelleren Charakter; doch wollen wir bemerken, daß zu Puffengarnituren weniger schwere Stoffe, als glatter Taffet sich eignet, und dieser ist zu Schürzen stets noch ein sehr beliebter Stoff. [2808] (Unsere Modelle sind dem Modemagazin von Theodor Morgenstern entnommen.)

**Serviettenring.**

Material: ein Drahtgestell; große Schnürperlen und kleine böhmische Perlen in Kristall, kleine Kupferperlen.

Das hierzunöthige Drahtgestell bildet 5 egale aneinanderhängende Ringe, deren Größe die Abbildung des Servietten-



Lichtmanschette Nr. 1.

ringes angeht. Es wird mit weißen Kristallperlen umwickelt und innerhalb der Ringe eine Perlenverzierung angebracht, gleich der, welche wir bei dem Gardinenhalter in Nr. 48 des vorigen Jahrganges beschrieben haben. Diese Verzierung besteht zunächst aus kleinen Festsens, wie die Abbildung zeigt, in der Weise an den Ring geschlungen, daß die Enden zweier Festsens stets überkreuz liegen. Zu jedem der Festsens reißt man folgende Perlen auf: 2 Kristall-, 1 Kupfer-, 2 Kristallperlen. Man zieht alsdann den Faden der Reihe nach durch alle Kupferperlen der Festsens, zwischen jeder ebenfalls eine Kupferperle aufnehmend, und bildet so einen geschlossenen Kreis dicht aneinander gereihter Kupferperlen.

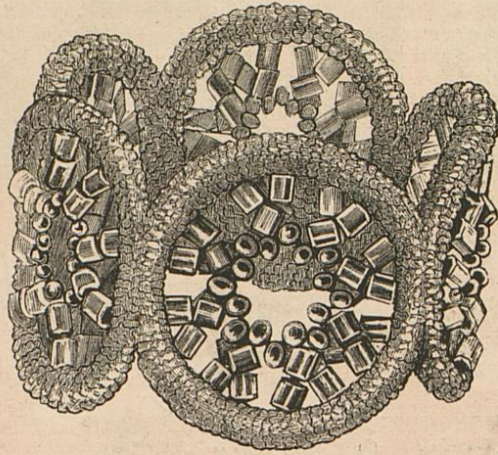
**Lichtmanschette Nr. 1.**

Material: Böhmische Perlen in Kristall; große runde Quecksilberperlen oder weiße Wachsperlen; ganz feiner weißer Bindfaden.

Die Lichtmanschetten mit lang herabhängenden Verzierungen sind als Schmuck hoher Leuchter so beliebt, daß wir der in Nr. 44 des vorigen Jahrganges gegebenen derartigen Lichtmanschette heute 2 andere folgen lassen, welche beide neben ihrer prächtigen Gestalt noch den Vorzug sehr leichter und schneller Ausführung haben.

Die Lichtmanschette Nr. 1 ist aus weißen böhmischen Perlen und runden Schaumperlen (Quecksilberperlen), gefe-

tigt, deren Größe die hierzu gehörige Abbildung zeigt. Noch zarter im Verein mit den Kristallperlenwürden weiße Wachsperlen erscheinen; auch können, je nach der Farbe der zur Lichtmanschette gewählten böhmischen Perlen, schwarze Schaumperlen statt der Quecksilberperlen verwendet werden. Die Anfertigung der Lichtmanschette geschieht folgender



Serviettenring.

Weise. Man sädelt in eine feine Stopf- oder Tapissierennadel einen sehr langen Faden und reißt darauf 24 Kristallperlen, bildet daraus einen Ring, indem man den Faden zusammennüpft und beide Enden noch durch einige der Perlen zieht, damit der Knoten in den Perlen verborgen wird. Man reißt jetzt 4 Kristallperlen auf und zieht den Faden durch die 3te nun folgende Perle des Ringes, so daß 2 Perlen Zwischenraum bleiben, — dies wird wiederholt, bis man die Tour mit 8 an den Ring schließenden Perlenbogen beendet hat.

2. Tour. Man zieht den Faden durch die erste Perle des ersten Perlenbogens, so daß der Faden zwischen der ersten und zweiten Perle dieses Bogens herauskommt, reißt 6 Perlen auf und zieht den Faden durch die letzte Perle des ersten Bogens der vorigen Tour, so daß man über diesen Bogen einen zweiten größeren Bogen gebildet hat. Man zieht nun den Faden auf die vorige Weise durch die erste Perle des zweiten Bogens der vorigen Tour, bildet ebenfalls aus 6 Perlen einen größeren Bogen darüber und fährt so fort, bis zu Ende der Tour.

Alle folgenden Touren werden in dieser Weise ausgeführt und bei jeder folgenden Tour 2 Perlen mehr zu den Bogen aufgenommen. — Mit 5 Perlenbogen über einander hat die Manschette die genügende Größe erreicht und beginnt man nun mit dem Anschlingen der Quecksilberperlen, wodurch die Manschette erst ihre eigentliche Gestalt und eine gewisse Steife erhält. Hierzu zieht man den Faden durch die Perlen nach dem Ringe zu und läßt ihn zwischen 2 Perlen des Ringes innerhalb eines der Perlenbogen herauskommen, nimmt dann eine der Quecksilberperlen auf und schlingt den Faden zwischen den beiden mittelsten Perlen des zunächst liegenden (kleinsten) Bogens an, so daß die Quecksilberperle innerhalb des Bogens fest sitzt; man reißt abermals eine Quecksilberperle auf, schlingt sie auf die eben beschriebene Weise an den zweiten Bogen fest, und fährt so fort, bis man 5 Quecksilberperlen angehängt hat; außerhalb des letzten Bogens nimmt man 2 Quecksilberperlen auf und bildet von hier aus eine Quaste aus 4 Perlen-schnüren, indem man zu einer dieser Schnüre 10 oder 11 Kristallperlen aufnimmt, dann eine Quecksilberperle, und den Faden wieder zurück durch alle Kristallperlen zieht, so daß die Quecksilberperle unten quervor liegt. Dicht an diese Schnur bildet man die zweite auf dieselbe Weise, dann die dritte und vierte, zieht alsdann den Faden durch die beiden oberen Quecksilberperlen, schlingt ihn in der Mitte des letzten Perlenbogens fest und zieht ihn weiter durch die Perlen bis wieder zum innern Ring, wo man in gleicher Weise bei dem folgenden Bogen verfährt. Die Abbildung der Lichtmanschette giebt davon ein ganz deutliches Verständniß. [2816]

**Lichtmanschette Nr. 2.**

Material: böhmische Perlen in Weiß (Kristall) und Schwarz, ganz feiner weißer Bindfaden.

Die bestimmte Angabe der Farben für diese Lichtmanschette bezieht sich nur auf das in Abbildung (natürliche Größe) gegebene Original derselben, und ist damit keineswegs gesagt, daß nicht eine andere Farbenzusammensetzung zulässig sei; jedenfalls wird der Effect des Ganzen durch 2 etwas grell von einander absteckende Farben gehoben.

Man reißt auf einen möglichst langen Faden 16 etwa große Kristallperlen und formt damit den innern Perlenring der Lichtmanschette, indem man die Fäden zusammennüpft und nach entgegengesetzter Richtung noch durch einige der Perlen zieht. Hierauf arbeitet man die erste Tour Perlenbogen, welche sich auf der Abbildung deutlich als von weißen Perlen unterscheidet. Man reißt 9 Kristallperlen auf, zählt an dem Ringe, von da, wo der Faden heraushängt, nach rechts 3 Perlen ab und zieht den Faden von rechts nach links durch die 3. Perle; reißt abermals 9 Kristallperlen auf und zieht den Faden von rechts nach links durch die zweitfolgende Perle, so daß unter diesen Bogen stets eine Perle des Ringes frei bleibt und die Enden der Bogen sich kreuzweise an den Ring schließen. So arbeitet man diese Tour aus 8 Bogen und zieht den Faden zuletzt noch bis zur Spitze des nächsten Bogens, um von da aus die 2. Tour beginnen zu können. Bei dieser Tour reißt man zu jedem Bogen 7 schwarze Perlen auf und schlingt ihn stets an die mittelste Perle eines Bogens der vorigen Tour an, in der Weise, wie es die Abbildung deutlich zeigt. — Jetzt zieht man den Faden wieder bis zur Spitze des nächsten schwarzen Bogens und bildet von hier aus eine der Puscheln, welche die

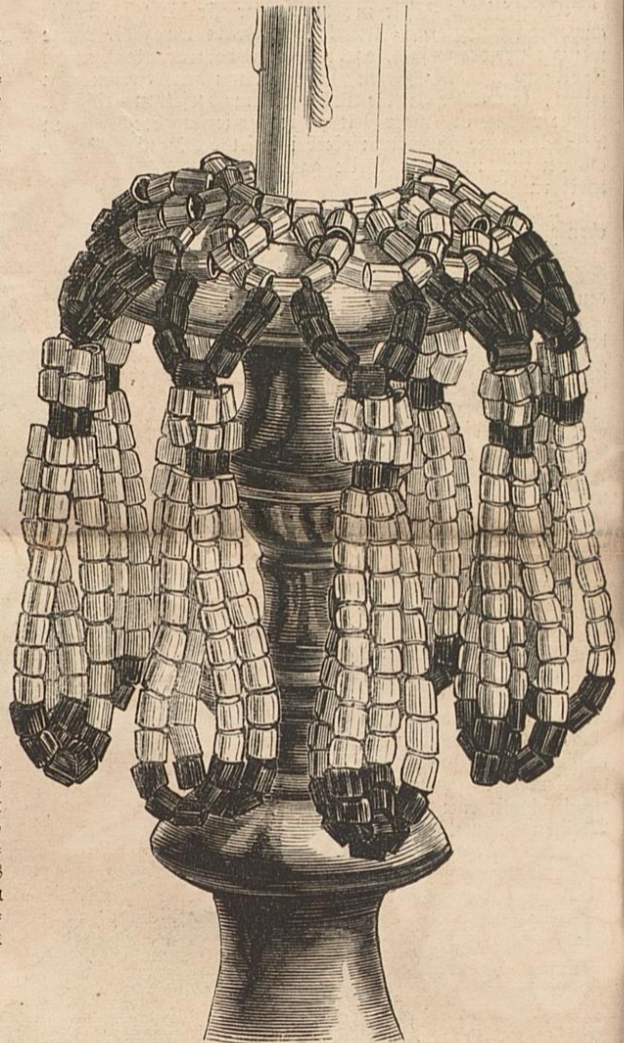
herabhängende Garnitur der Lichtmanschette bilden; dazu reißt man folgende Perlen auf: 2 Kristall, 1 Schwarz, 9 Kristall, 5 Schwarz, 9 Kristall — zieht den Faden zurück durch die mit aufgenommene einzelne schwarze Perle, reißt dann noch 2 Kristallperlen auf und zieht den Faden wieder durch die Mittelpuschel des schwarzen Bogens, von welchem man ausgegangen. Dies ist eine der beiden Schleifen, welche die Puschel bilden, man arbeitet an dieselbe Perle des Bogens die zweite Schleife und zieht den Faden weiter durch die Perlen, bis zur Mitte des nächsten schwarzen Bogens, um von da die 2. Puschel zu arbeiten zu können — so fort, bis die Garnitur beendet ist.

Der Ungleichheit der böhmischen Perlen wegen muß man diese entweder in gleicher Größe auswählen, oder die Regelmäßigkeit der Puscheln durch genaues Abmessen bewirken.

Um dieser Lichtmanschette auf dem Leuchter mehr Halt zu geben, ist es gut, als Unterlage eine weiße Papprunding, natürlicher Weise mit einem Ausschnitt für das Licht, auf den Rand des Leuchters und darüber erst die Manschette zu placieren. [2764]

**Victoria - Taschentuch.**

Bei der allgemeinen Theilnahme für die Vermählung welche die Prinzessin Victoria von England zu einem Mitgliede unseres Königshauses gemacht, wird es gewiß von nicht geringem Interesse für unsere Leserinnen sein, das Spitzen-Taschentuch, welches die hohe Frau bei der Vermählung getragen, als Stickereibesitz in unserer Zeitung zu



Lichtmanschette Nr. 2.

finden — ein Andenken an dieses frohe Ereigniß. — Das Dessin enthält die vereinigten Embleme Großbritanniens: die Rose Englands, die Distel Schottlands, den Klee Irlands. —

Die geeignetste Ausführung dieses Dessins, als Imitation von Spitzen, ist eine Application auf gutem brüsseler Tüll, mit feinem Linon oder recht klarem ächten Battist, welcher zugleich den runden Fond des Taschentuches bilden muß. Alle weiß gefüllten Figuren werden aus dichtem Stoff dargestellt und erhalten eine ganz feine Stielstichumfassung, d. h. jeder einzelne Theil der Figuren; außerhalb derselben wird der dicke Stoff nach beendeter Stickerei hinweg geschritten, so daß der Tüll zum Vorschein kommt.

Das umfassende Kleeblätter-Dessin wird außen herum languettirt; dergleichen werden die verbindenden Festsens der sich an den Fond schließenden Kleeblätter languettirt. — Der Füllgrund hört natürlich hinter diesem Kleeblätterdessin auf, und bleibt, wie schon erwähnt, innerhalb desselben nur der dichtere Stoff stehen. [2820]

**Für die Toilette.**

Unsere Mittheilungen aus diesem so reichen Gebiete schließen sich heute besonders den Gesellschafts- und Ballinteressen unserer Leserinnen an, was denselben offenbar sein wird,

wenn sie einen Blick auf die Abbildungen namentlich der Fichus werfen, deren Stoff und Ausschmückung sie wohl würdig macht, zu dem schönen Ganzen zu gehören, welches man elegante Toilette nennt.

Nr. 2 und 3 der Fichus sind auch älteren Damen, die gern ausgeschnittene Kleider tragen, zu empfehlen, da jetzt ausgeschnittene Kleider ein Hauptforderniß der Eleganz sind.

Sämmtliche Modelle sind dem Modewaaren-Magazin von Theodor Morgenstern, Paris und Berlin entnommen.

**Nr. 1. Fichu von weißem Seidentüll,**  
garnirt mit weißen Blonden, rosa Taffetband und schwarzen Sammetbändchen.

(Der Schnitt befindet sich auf dem heutigen Supplement unter Nr. 1.)

Dieses Fichu — eines der graziossten seiner Gattung, hat, wie schon der Augenschein lehrt, die Bestimmung, eine jugendliche Gestalt zu schmücken; es besteht aus zwei Achselbändern, deren Enden vorn und hinten in ganz gleicher Weise auf der Taille sich kreuzen, hat vorn einen Laç und hinten ein gleiches Theil, welches wie der Laç die beiden Tragebänder weiter verbindet.

Die sehr reiche Garnitur des Fichu mit Band und Blonden, welche auf der Abbildung deutlich hervortritt, ist auf folgende Art arrangirt: aus 1 Centimeter breitem Taffetband ist über jedes Theil ein schräges Gitter genäht, dessen innere Carreaur ungefähr 2 Centimeter an Höhe und Breite betragen. — Den äußern Rand bis zu den sich kreuzenden Enden umgiebt eine breite, etwas krause Blonde, dieser schließt sich eine schmalere an, welche von da um die Enden und den inneren Rand des Fichu gefest ist; eine gleiche Blonde ziert oben querüber die beiden Zwischentheile. Den Anfaç des breiten Blondenvolant deckt eine Rüsche von 3 Centimeter breitem rosa Taffetband, mittelst eines schwarzen  $\frac{1}{4}$



Das Kraut-Caschentuch der Prinzess Friedrich Wilhelm von Preußen (Prinzess Victoria).

Centimeter breiten Sammetbändchen aufgesetzt. Den Ansatz der schmalen Blonde deckt ein mit einem gleichbreiten schwarzen Sammetbändchen glatt aufgenähtes schmales rosa Band.

Ferner gehören zu diesem Fichu drei Bandrosetten, deren vorn zwei in der auf der Abbildung sichtbaren Weise, hinten eine auf den gekreuzten Enden des Fichu befestigt sind. Die Rosetten sind aus getolltem Band und, übereinstimmend mit der übrigen Garnitur, mit mehreren Schlingen schwarzer Sammetbändchen verziert. Zwei der Rosetten haben Enden, und ist dazu das Band zur doppelten Breite aneinander genäht und an diesen Stellen mit einem Sammetbändchen besetzt.

Obgleich die Mode reichen Bandausputz, selbst wenn er überladen erscheinen sollte, sanctionirt, so wollen wir hier dennoch eine andere Art für diese Garnitur angeben, die einem dem Garten geneigten Geschmacks zusagen möchte.

Man bildet das Carreaumuster, indem man in Stelle eines Bändchens, stets drei Fäden starker offener Seide, nur durch eine Abreihe von einander getrennt, durch den Tüll zieht. Man hat dabei nicht nöthig, auf der rechten Seite jeden zweiten Tüllfaden zu fassen, sondern kann die Stiche länger machen, so daß die Seide mehr auf der Oberfläche liegt; zur Nische nimmt man dann ebenfalls leichten, klaren brüßler oder Blondentüll, zieht an beiden Rändern entlang 1 oder 2 Seidenfäden, legt den Tüll in seine Tollen und näht diese Nische, in gleicher Weise wie die von Band, mittelst eines schwarzen Sammetbändchens auf — eine solche klare Nische kann man auch rings um das ganze Fichu als Garnitur verwenden.

**Nr. 2. Fichu von weißem Seidentüll,**

garnirt mit weißen Blondon, Himmelblauem Tassetband und schwarzen Sammetbändchen.

(Der Schnitt befindet sich auf dem Supplement unter Nr. 2.)

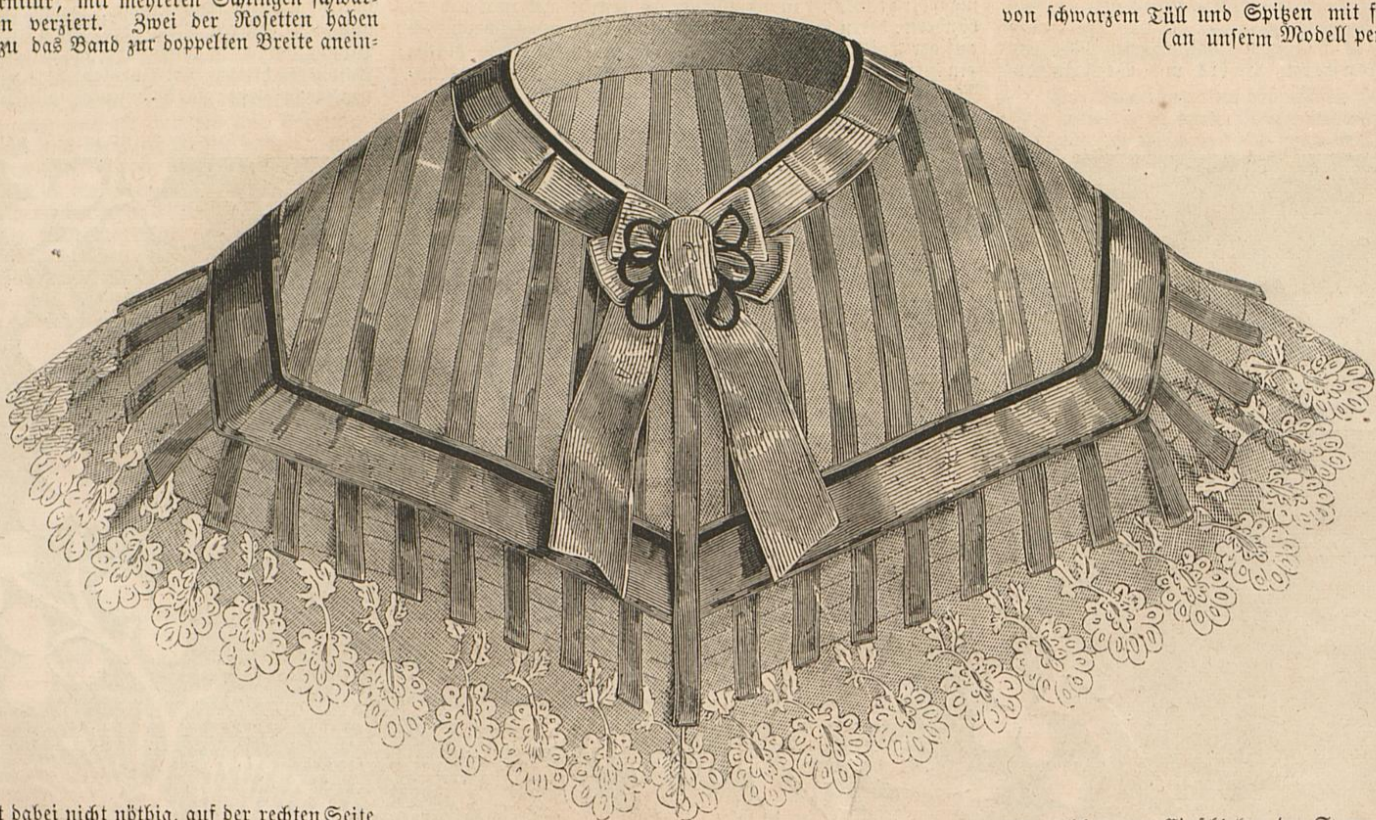
Nicht minder grazios und außerordentlich leicht erscheint dieses Fichu, welches wie eine Pelerine im Ganzen geschnitten ist, den Hals rund, doch nicht eng umschließt und sich zur eleganten Toilette auch für eine nicht ganz jugendliche Dame eignen würde.

Der untere Rand des Fichu bildet 4 Ecken und ist mit einem breiten sehr klaren Blondenvolant umgeben. Mit dem dicht darüber befindlichen blauen Bandbesatz ist das Fichu die Schulter entlang etwas eingezogen, so daß es sich in gerundeter Form derselben anschließt. Ueber diesem Band, der echten Form des Fichu folgend, ist eine zweite schmalere Blonde gesetzt und dieser wiederum sich anschließend ein zweites blaues Band. — Beide Bänder liegen unten lose auf und sind oben in Verbindung eines 1/2 Centimeter breiten schwarzen Sammetbändchens aufgenäht. Innerhalb dieser Garnitur ist das Fichu mit 10 nach dem Halsauschnitt zu gehenden schmalen Spangen, aus Band und Blonde, verziert; eine dem entsprechende Garnitur geht rings um den Halsauschnitt. Das Fichu schließt vorn von oben bis herunter zusammen, so daß es sich hier zu ganz gleicher Form wie die Rückseite gestaltet. Die Schleife, welche oben den Schluß des Fichu deckt, besteht aus 2 Enden und 4 mit einem Knoten umfaßten Defen und ist, wie die Abbildung zeigt, mit schwarzen Sammetbändchen verziert.

**Nr. 3. Fichu von weißem Brüsseler Tüll,**  
garnirt mit weißer Spitze, blauem Tassetband und schwarzen Sammetbändchen.

(Der Schnitt befindet sich auf dem Supplement unter Nr. 3.)

Ungeachtet der sehr reichen Bandgarnitur ist dieses Fichu

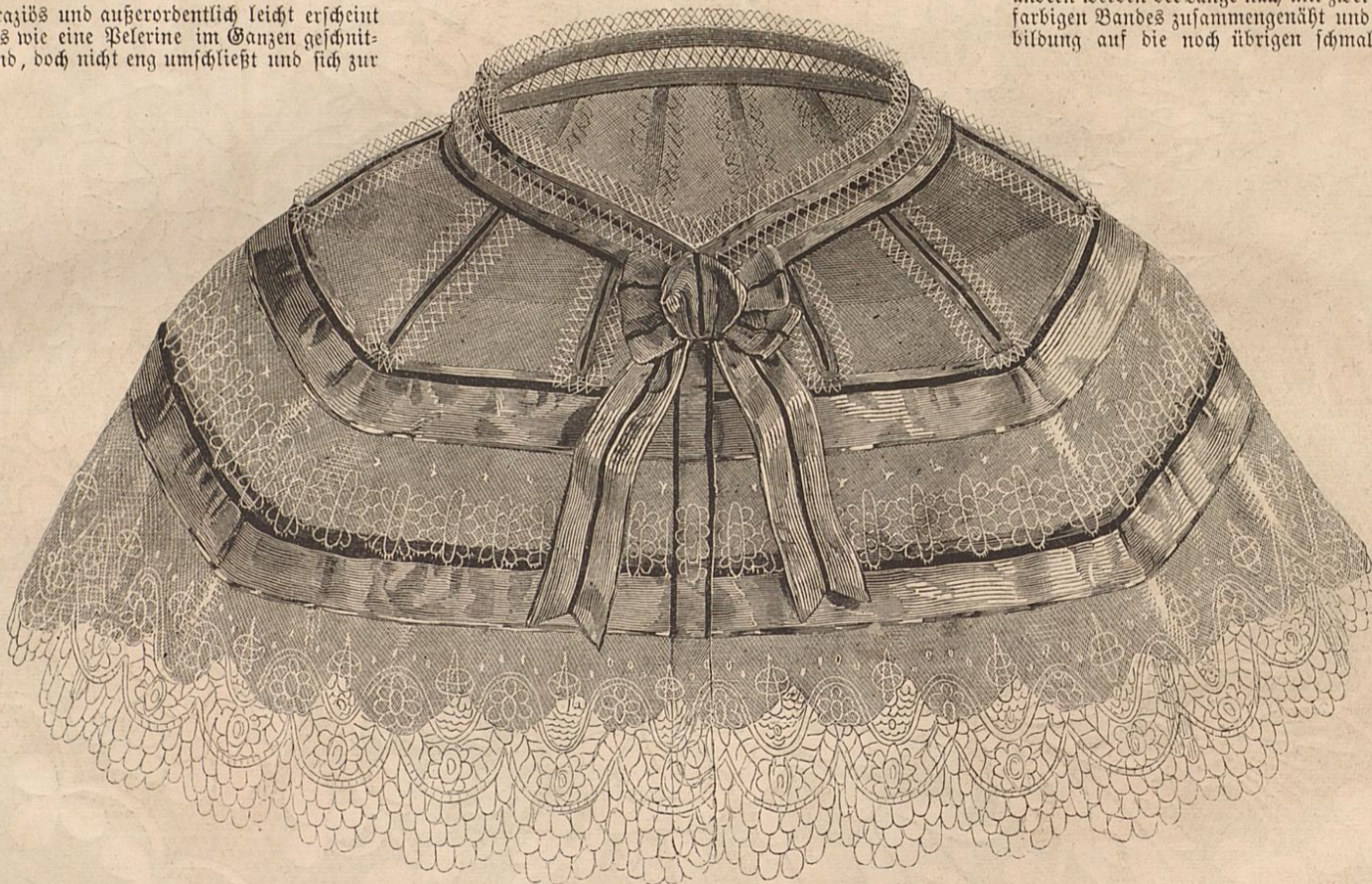


Fichu Nr. 2.

Der Schnitt dieses Fichu befindet sich auf dem heutigen Nummer beiliegenden Supplement.

dennoch von einfacherem Ansehen als die vorher beschriebenen; es schließt ziemlich eng um den Hals und ist sowohl für jüngere als ältere Damen passend. Das Fichu hat auf der Schulter eine Naht und bildet, wenn es vorn geschlossen, 6 Spitzen: 2 an jeder Schulter, eine auf der Mitte des Rückens und eine vorn.

Ein breiter Volant, aus Spitze und glattem Tüll zusammengesetzt, bildet die äußere Garnitur; auf diese fallen in regelmäßigen Entfernungen Defen von blauem Bande (1 Centimeter breit); von demselben Bande werden auch die seit-



Fichu Nr. 3.

Der Schnitt dieses Fichu befindet sich auf dem heutigen Nummer beiliegenden Supplement.

rechten über das ganze Fichu laufenden Streifen aufgenäht. Ein 3 Centimeter breites blaues Tassetband, nur am oberen Rand über die Bandstreifen festgeheftet, liegt nach unten lose auf, den Ansatz des Volant und die Befestigung der Bandlöcher bedeckend. Am den Halsauschnitt ist ein gleichbreites blaues Band in der Weise gefaltet angelegt, daß es sich nach unten, wo es lose aufliegt, nicht spant. Vorn herunter ist das Fichu

einfach gefäumt und oben durch eine Schleife geschlossen, welche, wie die obere und untere Garnitur mit schmalem schwarzen Sammetband verziert ist.

Wir gelangen jetzt zu einem andern Toiletten-Gegegenstand, den Manschetten, und geben unsern Leserinnen unter

**Nr. 1. eine Manschette**

von schwarzem Tüll und Spitzen mit farbiger Bandgarnitur (an unserm Modell pensée).

Diese Manschette bildet einen kleinen mittelst 4 Sprungfedern anschließenden Aermelu. wird folgender Art angefertigt.

Man schneidet ein Stück schwarzen Tüll 36 Centimeter lang, 11 Centimeter breit und näht es an den kurzen Seiten zu einem kleinen Aermel zusammen; schlägt dann den Tüll am oberen und unteren Rande ungefähr 1/2 Centimeter wie einen Saum nach außen um, und indem man denselben festbestet, näht man zugleich ein doppelt zusammengelegtes Schwarzseidenes Bändchen (1 Cent. breit) mit

an, welches zum Einschleiben der Sprungfeder dient. Für die andern beiden Sprungfedern wird in gleicher Weise ein doppelt gelegtes Bändchen auf der rechten Seite rings um den Aermel genäht, und zwar das eine der Bändchen 3 1/2 Centimeter vom oberen Rand entfernt, das andere Bändchen in derselben Entfernung vom unteren Rand des Aermels.

Zur Garnitur eines Aermels gehört zuvörderst 2 und 3/16 Elle schwarze Spitze (2 1/2 Centimeter breit), ein Streifen Spitzeneinsatz, 5 Centimeter breit, 36 Centimeter lang; 1 Elle 3 1/2 Viertel hell- oder dunkelfarbiges Band, reichlich ein Centimeter breit. Aus dem Spitzeneinsatz bildet man um das untere Ende des kleinen Aermels, wo derselbe das Handgelenk umschließt, einen Puff, indem man beide Ränder des Einsatzes an Stelle der betreffenden schmalen Bandbrünge glatt an den Aermel näht. Dann schneidet man die schmale Spitze in vier gleiche Theile und besetzt mit zwei derselben den Puff zu beiden Seiten; die beiden andern werden der Länge nach mit zwei gleichlangen Enden des farbigen Bandes zusammengenäht und nach Angabe der Abbildung auf die noch übrigen schmalen Bandbrünge gesetzt.

Durch Einschleiben der Sprungfedern in die dazu bestimmten Bandbrünge wird der Aermel und die Garnitur desselben erst kraus zusammengezogen. Diese Sprungfedern müssen nach der Stärke des Armes abgemessen werden. Auf den vordern Puff werden, wie die Abbildung es deutlich zeigt, Bandschnangen in regelmäßiger Entfernung befestigt, zu denen man das noch übrige Band in 5 gleiche Theile theilt; doch kann man anstatt dieser Spangen ein breiteres Band von gleicher Farbe in den Puff ziehen und diesen oberhalb mit einer Schleife verziern.

Diese Manschette kann ganz in derselben Weise aus weißen Spitzen mit farbiger Bandgarnitur ausgeführt werden.

**Nr. 2. Manschette**

von 8 Centimeter breitem, schwerem Tassetband (an unserm Modell pensée und schwarz), mit einem Aufschlag von schwarzem Tasset.

Diese Manschette hat 2 Volants von Band, deren jeder 35 Centimeter weit. Der untere Volant ist an einen 2 1/2



Centimeter breiten schwarzen Taffetstreifen gefest und steht daher dem obren Bolant um so viel vor. Beide Bolants werden an ein 3 Centimeter breites schwarzseidenes Bündchen genäht, welches mittelst 2 bis 4 in dasselbe gezogene Sprungfedern um das Handgelenk schließt und so weit sein muß, daß es ausgedehnt, bequem über die Hand gezogen werden kann.

Zu dem Aufschlag befindet sich auf dem heutigen Supplement unter Fig. 5 der Schnitt. Man fertigt diesen Aufschlag aus schwarzem Taffet, mit einem Futter von steifer schwarzer Leinwand. Zur Verzierung des Aufschlags werden jetzt sehr häufig schwarze Perlen verwendet und entweder als Plein, oder, wie an dem in Abbildung gegebenen Modell, in Form einer schmalen Guimpe aufgenäht. Der Aufschlag erhält an jedem der schmalen Enden ein Knöpfchen, an einem Ende eine Schnüröse zum Ueberknöpfen und wird nur zur Hälfte (von A zu A) an den vordern Rand des elastischen Bündchens genäht, damit dieses seine Dehnbarkeit behält.

[2812]

### Deffin

zu einem kleinen  
**Damenschawl**  
(Echarpe).

Material: zum Grundstoff Cashmir, Sammet oder schwerer schwarzer Taffet; zur Stickerei dreifarbige Seide in verschiedenen Farben.

Unsere Leserinnen werden sich der kleinen Damenschawls (Echarpes) erinnern, welche wir schon mehrfach in den Modenberichten als einen in gegenwärtiger Zeit sehr beliebten Toilettenartikel erwähnt und deren verschiedenes Genre besprochen haben. Wir nennen heute, als hierher gehörig, nur die mit Buntstickerei ausgestatteten Echarpes, eine Verzierung, welche bei der Damentoilette jetzt mehr und mehr zur Geltung gelangt und aufs Neue zu angenehmen Arbeiten veranlaßt.

Diese kleinen Shawls haben die Länge von 6 bis 6 1/2 Viertel Elle, die Breite von 1/4 bis 5/16 Elle und sind, leicht um den Hals geschlungen oder vorn über einander gesteckt, eben so kleidend als wärmend.

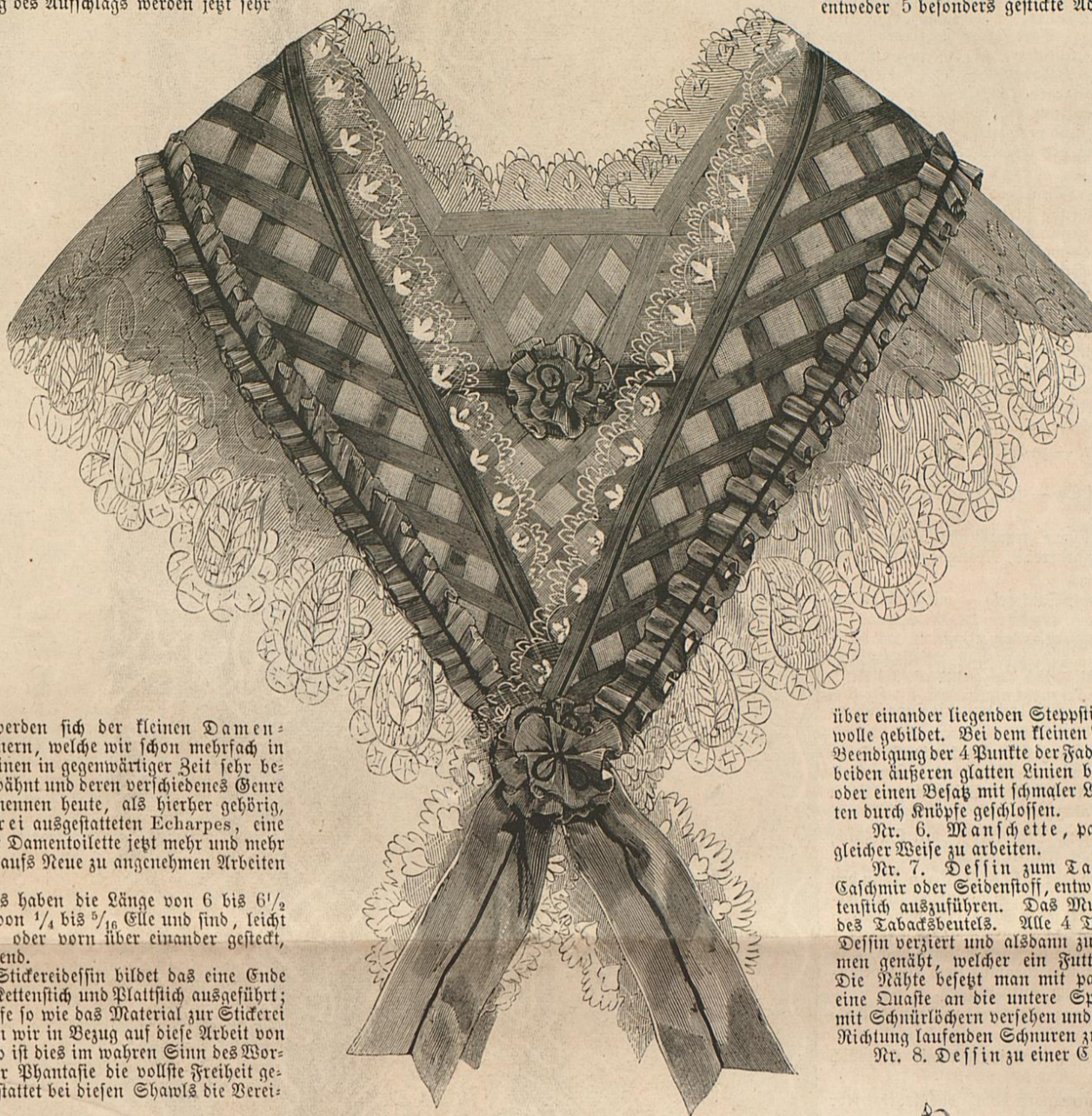
Das hier gegebene Stickereideffin bildet das eine Ende des Shawls und wird in Kettenstich und Plattstich ausgeführt; die hierzu geeigneten Stoffe so wie das Material zur Stickerei sind oben bezeichnet. Wenn wir in Bezug auf diese Arbeit von Buntstickerei gesprochen, so ist dies im wahren Sinn des Wortes zu verstehen und der Phantasie die vollste Freiheit gelassen, denn die Mode gestattet bei diesen Shawls die Vereinigung aller Farben.

Wir gehen nun zur Erklärung des Deffins über:

den Farben der Stickerei oder nur in der Farbe des Grundstoffes verziert.

Zu einer sehr leichten und hübschen Ausführung eines solchen Echarpe würde schwarzer Tüll als Grundstoff sich eignen, in welchen man das Deffin mit bunter offener Seide durchzieht.

[2815]



Siehe Nr. 1.

Der Schnitt dieses Siehu befindet sich auf dem der heutigen Nummer beiliegenden Supplement.

### Supplement zum Bazar 1858 Nr. 10.

Vorderseite:  
Weißstickerei-Deffins.

(Die Erklärung der Rückseite (Schnittmuster enthaltend) befindet sich auf dem Supplement selbst.)

Nr. 1. Deffin zu einer kleinen Reisetasche, auf Tuch oder Sammet mit Lise oder mit dreifarbiger Seide in Kettenstich zu arbeiten. Beide Seiten der Tasche werden mit demselben Deffin verziert, doch kann man auf der einen Seite anstatt der mittleren Rosette den Namen mit schrägem Stichestich arbeiten. Die Farbe des Materials bleibt dem Belieben überlassen. — Die vollendete Stickerei wird einem Sattler übergeben, welcher die beiden Theile durch einen Zwischensatz verbindet, um der Tasche die gehörige Weite zu geben, und sie mit einem in Leder gefaßten eisernen oder mit einem Stahlbügel versehen.

Nr. 2. Deffin zu einem Krage als Imitation der Valenciennes in Application zu arbeiten. Der Stoff zu diesem Krage ist feiner Brüsseler Tüll und sehr klarer Mull. Beide Stoffe werden zusammen auf das Muster geheftet, so daß der Mull oberhalb liegt. Man zieht alle Linien (Contouren) des Musters mit weicher nicht zu starker Sticbaumwolle nach und übersticht sie dann mit französischem Sticstich. Um der Arbeit das Ansehen von Spitzen zu geben, muß die Stickerei nicht schürähnlich und stark hervortretend erscheinen, sondern leicht und fein. Am den Rand des Krages arbeitet man eine feine Languette. Der Mull wird

durchgängig nur außerhalb der Figuren hinweg geschnitten, deren Gestalt man an dem mit Linien gefüllten Theile des Deffins genau erkennen kann.

Nr. 3. Deffin zur Aermelgarnitur — passend zum Krage Nr. 2. — Dieses Deffin wird nach voriger Angabe zu einem Bolant in beliebiger Breite ausgeführt.

Nr. 4. Krage — französische Stickerei. — Dieses Deffin wird größtentheils mit etwas schrägen Stichen ausgeführt; die kleinen Blätter sind getheilt — die Weinblätter erhalten entweder 5 besonders gestickte Aern, oder man läßt anstatt dieser den Stoff frei. Bei den Sternblumen bleibt ebenfalls in jedem Blättchen so viel Stoff frei als die Zeichnung angiebt. Alle Doppelrundungen werden entweder als languettirte oder breitemsticte Bündchen gearbeitet, die Stiele breit gestickt, der äußere Rand wird durch 2 gegen einander gerichtete breite Languetten gebildet und schließt sich innen dicht an jede Languette eine feine Sticstichlinie.

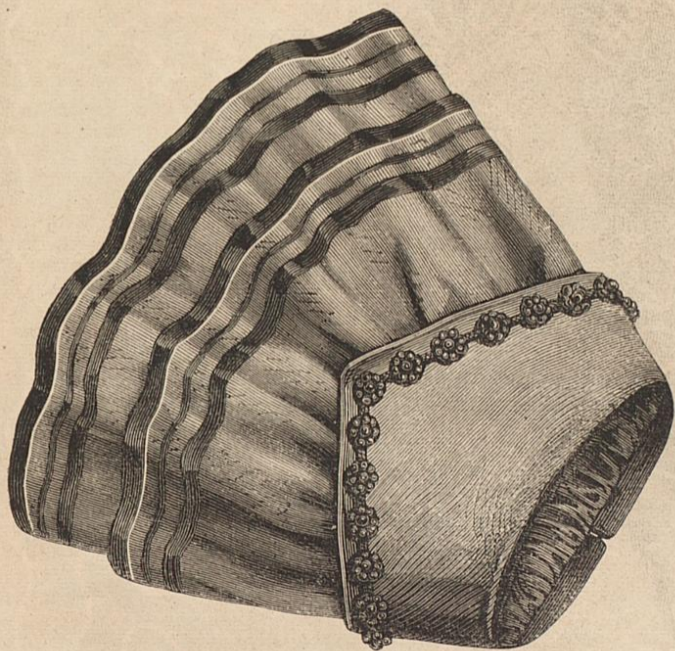
Nr. 5. Deffin zu einem Kinderkrage, auf Bique oder doppeltem Battist zu sticken. Das Muster, welches nur aus kleinen Punkten besteht, wird mit dem sogenannten „point de poste“ (Schnellstich) ausgeführt, den wir schon früher bei ähnlichen Deffins, so wie bei länglichen Figuren beschrieben haben. — Die Punkte werden aus mehrfach

über einander liegenden Steppstichen mit etwas starker Baumwolle gebildet. Bei dem kleinen Plein muß natürlich stets nach Beendigung der 4 Punkte der Faden abgeschnitten werden. Die beiden äußeren glatten Linien bezeichnen 2 feine Steppnähte, oder einen Besatz mit schmalen Lise. Der Krage wird hinten durch Knöpfe geschlossen.

Nr. 6. Manschette, passend zum Kinderkrage, in gleicher Weise zu arbeiten.

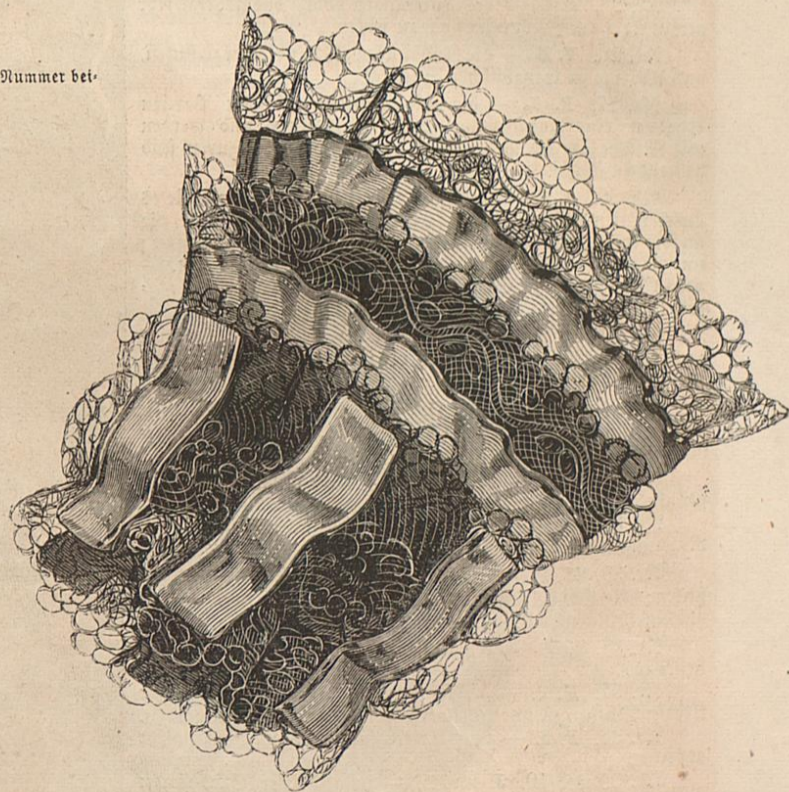
Nr. 7. Deffin zum Tabackbeutel, auf Sammet, Cashmir oder Seidenstoff, entweder mit Soutache oder in Kettenstich auszuführen. Das Muster bildet eines der 4 Theile des Tabackbeutels. Alle 4 Theile werden mit demselben Deffin verziert und alsdann zu einem spitzen Beutel zusammen genäht, welcher ein Futter von feinem Leder erhält. Die Nähte besetzt man mit passender Schnur und befestigt eine Quaste an die untere Spitze. Oben wird der Beutel mit Schnürbändern versehen und mittelst 2 in entgegengesetzter Richtung laufenden Schnuren zusammen gezogen.

Nr. 8. Deffin zu einer Coiffüre, auf schwarzen Tüll



Manschette Nr. 2.

Zur Ausführung in Plattstich sind alle gefüllten Partien des Musters bestimmt, nämlich die Blumen und die runden Punkte. Die kleinen Zweige und Stiele der Blumen, so wie die geraden gekreuzten Linien zwischen den Punkten werden in schrägem Stichestich gestickt, alles Uebrige bleibt zur Ausführung in Kettenstich. Die äußere geschwängelte Linie wird ringsum fortgesetzt und deckt zugleich den Saum des Shawls, dieser Saum wird vorher nur ganz leicht geheftet. In der Ausführung macht es keinen Unterschied, ob man als Grundstoff Cashmir, Sammet oder schwarzen Taffet wählt. Unten wird der Shawl mit einer gefnüpften Franze in



Manschette Nr. 1.

mit schwarzem Schmelz und Perlen zu arbeiten. Das Muster giebt mit den 3 ganzen und den beiden halben Zacken den 4. Theil der Coiffüre, welche einen runden Boden bildet und von einer Modistin mit Band oder Blumen zu garniren ist. Die Perlen sind durch Rundungen, der Schmelz durch Striche angebeutet. Um den äußeren Zackenrand der Coiffüre kann eine ganz schmale leichte Blonde oder Franze gesetzt werden.

Nr. 9. Languetten-Bordüre, mit und ohne Gede zu verwenden.

Nr. 10. Bordüre zu einer Herrenmütze, auf Sammet oder Tuch in Plattstich zu sticken; dies geschieht mit dreifacher Seide in übereinstimmender, oder von dem Stoffe absteckender Farbe. — Andern, Stiele und Ranken können mit Goldfaden gestickt werden, wenn man der Mütze größere Eleganz zu geben wünscht. Die punktirten Stellen in dem Arabeskenmuster werden mit kleinen schwarzen Perlen verziert. Auch wäre dieses Muster, mit und ohne Arabeskenrand, für sich allein als Bordüre zu verwenden und in diesem Falle in Perlenplattstickerei auszuführen, in der Art, wie wir es in Nr. 8 des Bazar's Seite 63 bei Beschreibung des Plattstichdesigns angegeben haben. — Die großen Weinklätter eignen sich auch zum Appliquiren mit weißem Sammet oder farbigem Atlas, und verweisen wir in dieser Beziehung auf die Beschreibung der Cigarrentasche in heutiger Nummer Seite 79.

Nr. 11. Deckel zur Herrenmütze — passend zur Bordüre Nr. 10. — Die Ausführung ist in der vorhergehenden Erklärung angegeben; beim Zusammensetzen der Mütze wird die Bordüre am oberen Rande etwas eingezogen und die Naht so wie der untere Rand mit Schnur besetzt — eine lange, an der Seite herab hängende Seidenquaste ist der zugehörige Schmuck der Mütze.

Auch dieses Dessin kann außer der eben genannten Bestimmung anderweitig verwendet werden, und zwar zu einem runden Nähsteine. Die Blätter können alsdann appliquirt, die Beeren aus großen Wachsperlen gebildet, die Arabeske in Perlenplattstickerei ausgeführt werden.

Nr. 12 und 13. Zwischensätze, in englischer und französischer Stickerei auszuführen — zu Aermelbündchen, Kindergarderobe u. s. w.

Nr. 14. Zwischensatz — französische Stickerei — zu Morgenhäubchen u. s. w.

Nr. 15. Kleine Bordüre, französische Stickerei und Languettenstich — zu Kindergarderobe, Negligégegenständen u. dergl. zu verwenden.

Nr. 16. Auguste — (engl. Stickerei) — mit Bindlöchern zu arbeiten.

Nr. 17. Valerie — französische Stickerei.

Nr. 18. Julie — (engl. Stickerei) — mit Bindlöchern auszuführen.

Nr. 19. Sophie — (franz. Stickerei) — mit Querstich getheilt zu arbeiten.

Nr. 20. Amalie — (feine französische Stickerei). Die Doppelader in den Grundstrichen wird, nachdem an beiden Seiten die kleinen Schuppen in getheilter Stickerei gearbeitet sind, als eine breite Ader hoch gestickt.

Nr. 21. Augusto — (franz. Stickerei) — mit Querstich, an Stellen der mittleren Striche getheilt gestickt.

Nr. 22. Emma — eine sehr geübte Stickerin kann den innern, mit Linien gefüllten Theil der Grundstriche in Leiterstich ausführen und daneben an jeder Seite eine feine Stielschifflinie arbeiten — einfacher ist es anstatt des Leiterstiches das Innere des Grundstriches mit schrägen Stichen hoch, und zwar recht erhaben, zu sticken und ebenfalls noch eine besondere Stielschifflinie als Einfassung hinzuzufügen.

Nr. 23. Josephine — (franz. Stickerei) mit etwas schrägen Stichen hoch zu sticken.

Nr. 24. Elisabeth — (franz. Stickerei) mit Querstich durchgängig getheilt zu sticken.

Nr. 25. E. G. — die Rundungen hohl, das Uebrige sehr genau nach der Zeichnung hoch zu sticken.

Nr. 26. V. B. — die Rundungen als Bindlöcher zu sticken, das Uebrige in französischer Stickerei.

Nr. 27. P. L. — die mit Punkten gefüllten Partien erhalten eine ganz feine Stielschiffumfassung und werden mit kleinen Steppstichen gefüllt — die übrigen Figuren sind getheilt zu sticken.

Nr. 28. A. S. — alle Blätter werden zur Hälfte, wie es durch Linien angegeben, mit schrägen Stichen hoch gestickt, die andere Hälfte erhält nur eine ganz leichte Stielschiffumfassung und bleibt klar. Die mittlere Ader wird zuletzt gearbeitet. — Das Gelingen dieser Stickerei erfordert eine sehr große Sorgfalt bei der Arbeit.

Nr. 29. D. M. — die Rundungen werden hohl gestickt und nach Ausführung derselben die übrige Form der Buchstaben mit Querstich hoch gestickt.

Nr. 30 und 31. C. und G. — in getheilter Stickerei. Die kleinen Blüthen werden zuletzt gestickt, damit sie gehörig hervortreten, und erhalten in der Mitte ein Bindloch.

Nr. 32. P. E. — verschlungen — wird mit Querstich hoch gestickt.

Nr. 33 und 34. M. und E. — französische Stickerei; die Rundungen werden hohl gearbeitet.

Nr. 35. M. P. — mit etwas schrägen Stichen hoch zu sticken; die Doppellinie des Haarsstriches wird etwas breiter als eine Linie gestickt.

Nr. 36. G. L. — verschlungen — in getheilter Stickerei zu arbeiten.

Nr. 37. N. P. — hohl zu sticken, mit Ausnahme der kleinen Blüthen, welche in getheilter Stickerei ausgeführt werden.

Nr. 38. P. S. — ganz einfach mit schrägem Stichtich zu arbeiten.

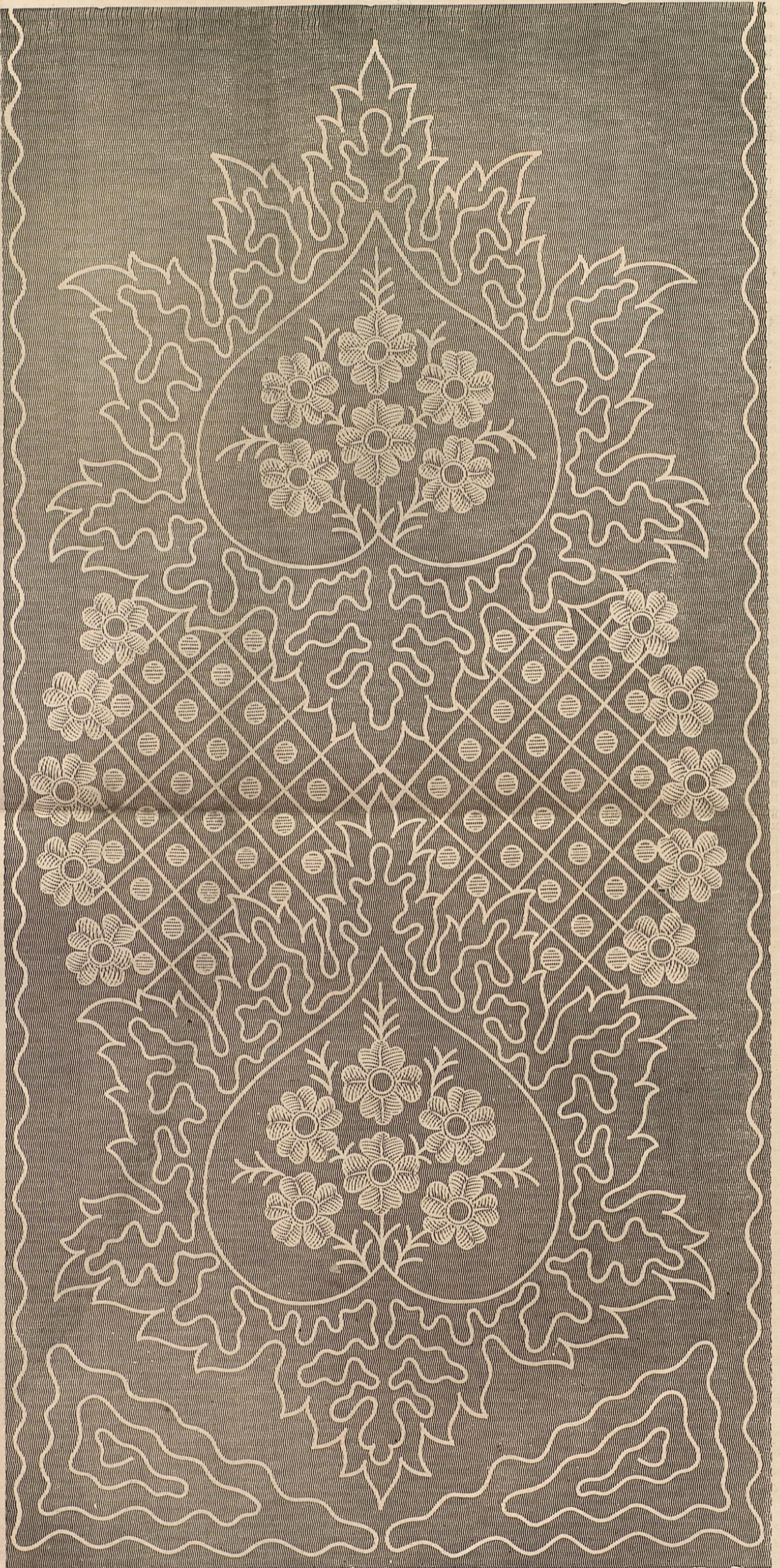
Nr. 39 und 40. J. und L. — in getheilter Stickerei zu sticken.

Nr. 41. C. G. — in Querstich mit doppeltem Grundstrich, der innere Raum des Grundstriches bleibt klar.

Nr. 42. A. C. mit Krone — die Rundungen bei den Buchstaben werden hohl gestickt, das Uebrige mit schrägen Stichen hoch. Die Krone wird gänzlich hoch gestickt.

Nr. 43. G. V. — wird gänzlich hoch gestickt und die mit Punkten bezeichneten Stellen mit Steppstich ausgefüllt.

Nr. 44. D. — wird wie Nr. 30 und 31 ausgeführt.



Design zu einem kleinen Damensshawl (Echarpe).

**Cigarrentasche.**

(Applicationsarbeit.)

Material: zum Grundstoff feines graues Leder, Sammet oder Moirée — zur Application schwarzer Sammet oder Atlas von seibarfer Farbe — feines Goldschnürchen, (Goldschnürchen, Perlen.

Die verschiedene Angabe der Stoffe zu dieser Arbeit macht es nöthig, eine nähere Erklärung über die Zusammenstellung derselben zu geben, ehe wir die Arbeit selbst beschreiben. — Schwarzer Sammet kann sowohl auf Leder, als auf lebhaft farbigen Sammet oder Moirée applicirt werden — Atlas, z. B. in Hochroth, Grün oder Blau, ebenfalls auf Leder, so wie auf schwarzen Sammet.

Zur Ausführung dieser Arbeit rathen wir die Anwendung eines kleinen Stickerahmens, in welchen man den zur Stickerei gewählten Grundstoff einspannt, doch nur mäßig straff; auf denselben zeichnet man das Dessin mit Ausnahme der Adern in der großen Mittelfigur, alsdann auf ganz feines weißes Postpapier oder auf Seidenpapier die einzelnen zu applicirenden Figuren, welche sich auf dem Muster schwarz hervorheben, klebt dieses Papier auf die Rückseite des zur Application bestimmten Stoffes, so daß die Zeichnung nach außen kommt, und läßt es antrocknen. Dieses Verfahren ist besonders bei Atlas nöthig, um das Ausfasern zu verhüten — auch läßt sich das Dessin jedenfalls leichter auf Papier als auf einen der genannten Stoffe übertragen. Man schneidet nun die Figuren recht sorgsam aus und bedient sich dazu einer scharfen Scheere oder eines feinen Messers; im letzteren Fall muß das Ausschneiden auf einem Bretchen von Lindenholz, oder auf starker Pappe geschehen. Die ausgeschnittenen drei Applicationstheile, d. h. den schmalen Zadenrand und die beiden mittleren Figuren, bestreicht man auf der linken Seite gänzlich mit einer recht dicken Gummiauflösung, befestigt sie damit auf die betreffenden Stellen des eingespannten Grundstoffes und läßt sie völlig antrocknen. Ist dies geschehen, so führt man alle Umrisse und Adern der Figuren, auch die zweite, nach innen, der großen Mittelfigur sich anschließende weiße Linie mit feinem Goldschnürchen aus. Dieses wird in eine starke Nähnaedel gefädelt, damit man es, z. B. an den Endpunkten der Adern und der sehr tief markirten Zaden einschneide durch den Stoff hinunter und an geeigneter Stelle wieder heraufziehen kann; die Befestigung der Schnürchen, die weißen Linien entlang, geschieht mittelst ganz kleiner Stiche von gelber Seide, in gewissen Entfernungen ausgeführt. Die kleinen Rundungen, welche die Zwischenräume füllen, bedeuten einzeln aufzunähende schwarze oder Stahlperlen.

Sollten einige unserer Leserinnen Bedenken tragen, das Ausschneiden und Appliciren der Figuren zu unternehmen, was allerdings durch die Zadenform derselben etwas erschwert wird und nur sicherer Hand vollkommen gelingen kann, so giebt es noch ein anderes, sehr einfaches Verfahren für die Ausführung des Dessins, welches wir hier mittheilen. Man bildet nämlich die für Application angegebenen Figuren anstatt aus Stoff, aus kleinen schwarzen Perlen, die man innerhalb der weißen Linien dicht neben einander aufnäht, auch kann man dabei plattstichartig arbeiten und zu einem Stiche stets so viel Perlen aufreihen, als von einer zur andern weißen Linie Platz haben, doch müssen die Stiche dann stets nur nach einer Richtung gehen, und zwar wie die feinen Wellenlinien, welche das schwarze Dessin durchziehen. Alles Uebrige wird nach voriger Angabe gearbeitet.

Die weitere Vollenbung der Cigarrentasche ist Sache des Galanteriearbeiters.

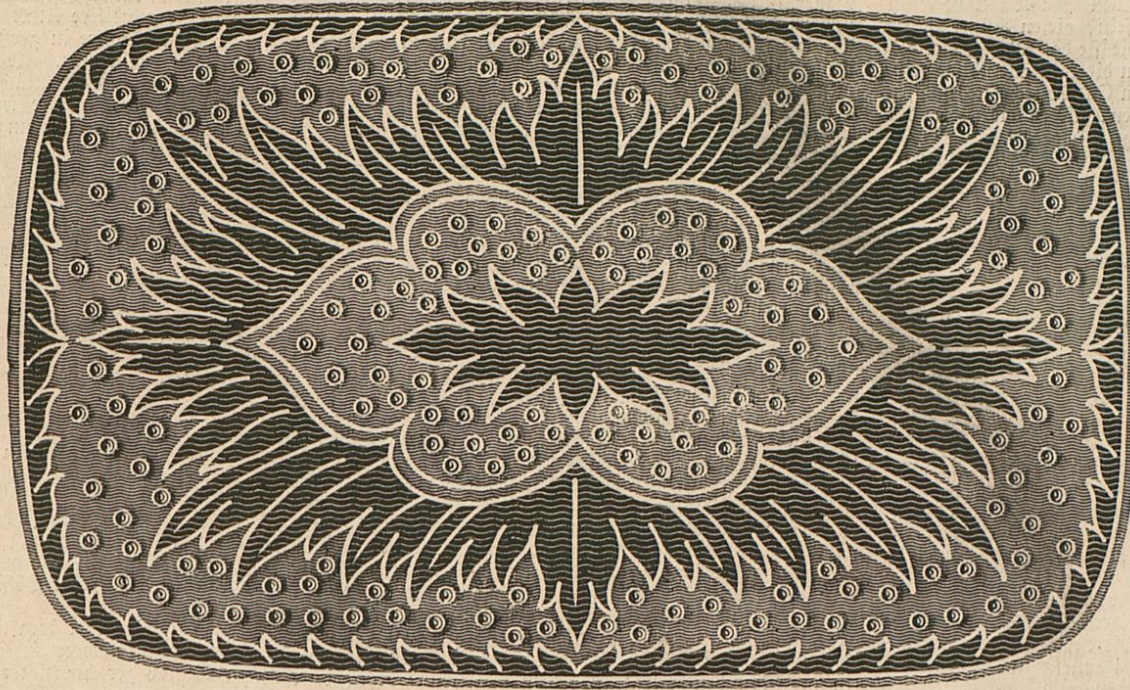
[2811]

**Damen-Tasche.**

(Applicationsarbeit.)

Material: als Grundstoff feines Tuch; zur Application Sammet oder feines graues Leder; ganz feines Goldschnürchen; Seidenzeug u. s. w.

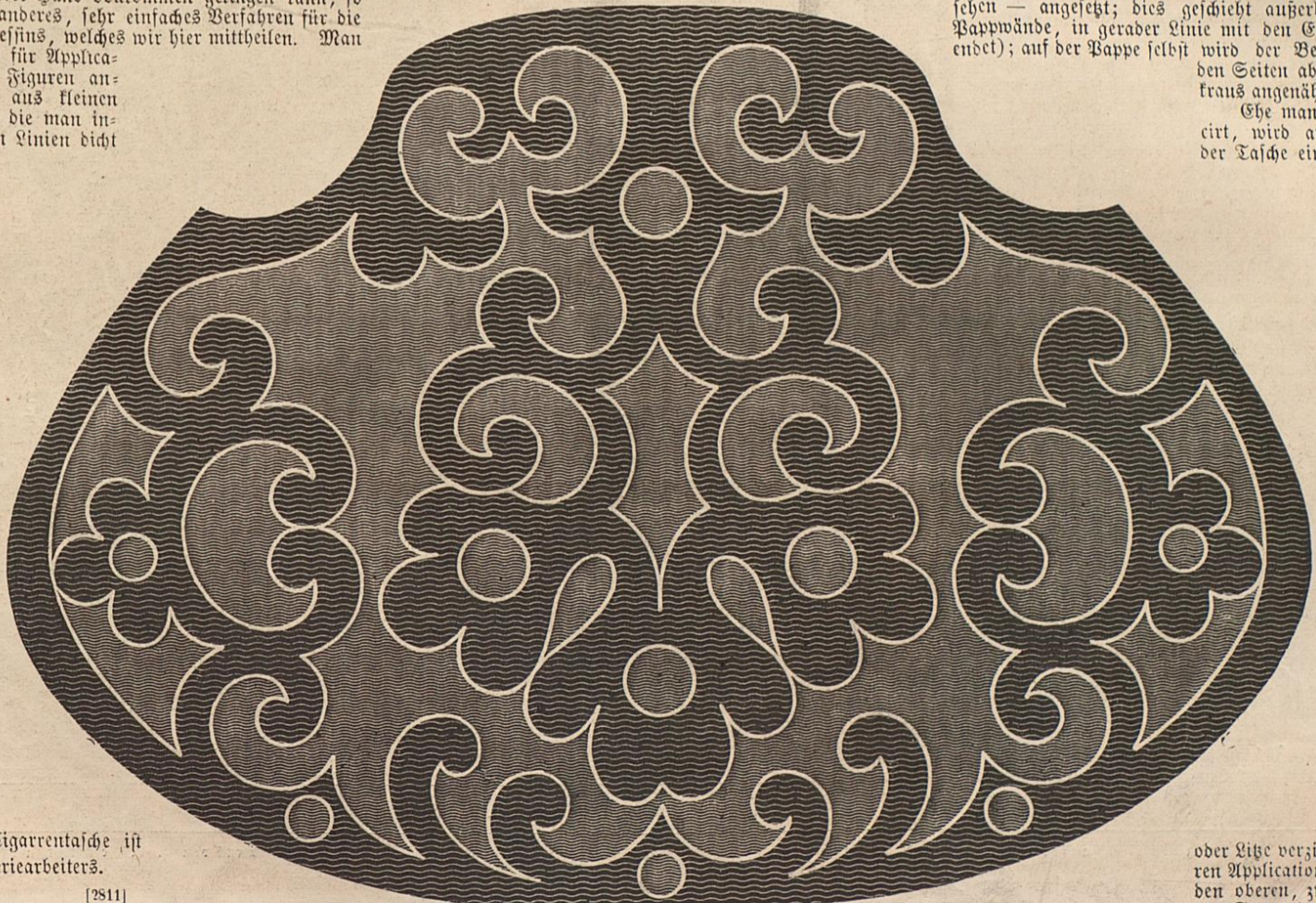
Wir geben hiermit unsern Leserinnen ein Dessin zu einer



Cigarrentasche (Application).



Damentasche (verkleinert).



Dessin zur Damentasche (Originalgröße).

sehr hübschen modernen Damentasche, deren vollständige Ansicht die verkleinerte Abbildung zeigt.

Das Dessin (Originalgröße) für beide Seiten der Tasche bestimmt — ist eine Applicationsarbeit und das Material dazu in der Ueberschrift bezeichnet.

Sammet sowohl als Leder ist zur Application zu verwenden, letzteres, in neuerer Zeit für diesen Zweck besonders beliebt, wäre auch in so fern zu empfehlen, als es nicht ausfasert, und das Bekleben auf der Rückseite mit Papier daher nicht nothwendig ist. — Dine die Wahl des Materials nach eigenem Geschmack beschränken zu wollen, lassen wir hier doch einige Angaben über Zusammenstellung der Stoffe und Farben folgen. — Bei unserm Original ist der Grundstoff brauner Sammet, die Application graues Leder, die umfassenden Linien (Contouren) sind mit ganz feinem Goldschnürchen ausgeführt. Eine andere sehr hübsche Zusammenstellung ist folgende: Grundstoff, graues Tuch; Application, schwarzer Sammet; Contouren, Goldschnürchen oder farbige Lige; anstatt der letztern kann man zu den Contouren auch farbige drellirte Seide nehmen und sie in Kettenstich ausführen.

Wir haben in der Beschreibung der Cigarrentasche so ausführliche Angaben über die Applicationsarbeit geliefert, daß wir, anstatt sie zu wiederholen, die Leserinnen auf diese Beschreibung verweisen, um sich des Näheren zu unterrichten.

Nach beendeter Stickerei (im Rahmen) werden beide Theile der Tasche so ausgeschnitten, daß ein schmaler Rand des Grundstoffes außerhalb des Dessins stehen bleibt. — Zur weiteren Vollenbung der Tasche schneidet man aus ganz dünner Pappe 4 mal genau die mit dem Muster gegebene Form; 2 dieser Theile, welche die inneren Wände der Tasche bilden, überzieht man auf einer Seite mit Seidenzeug oder feinem Glanzkattun, jedes der beiden andern Theile mit der Stickerei, indem man den überstehenden Rand des Stoffes rings um die Pappe schlägt und auf der Rückseite überheftet. An den ausgeschweiften Stellen muß man den Umschlag mit Einschnitten versehen, damit er sich glatt der Pappe anlegen läßt.

Man schneidet ferner aus passend farbigen Seidenzeug (schwerer Taffet oder Moirée) den oberen Beutel — 44 Centimeter weit, 16 Centimeter hoch, und zu dem unteren, die Stickerei umfassenden Puff, einen geraden Streifen, 6 1/2 Centimeter breit, 67 Centimeter lang, welchen man an beiden Seiten sowohl, als in der Mitte herunter in Falten reißt. — Mit diesem Puff verbindet man die inneren Wände der Tasche, so daß diese mit der übergezogenen Seite gegen einander liegen. Der Puff, welcher, wie die verkleinerte Abbildung deutlich zeigt, um die untere Mündung der Tasche bis herauf zu den an den Seiten sichtbaren Ecken geht, ist so angenäht, daß die eingereichten Falten oberhalb auf dem Rande der Pappe liegen und erst später von den gestickten Theilen bedeckt werden. Hierauf wird der Beutel — nachdem derselbe zusammen genäht und oben herum mit einem 2 Centimeter breiten Saum versehen — angeheft; dies geschieht außerhalb der inneren Pappwände, in gerader Linie mit den Ecken (wo der Puff endet); auf der Pappe selbst wird der Beutel glatt, zu beiden Seiten aber am Puff etwas kraus angenäht.

Gehe man die Stickerei placirt, wird auf beiden Seiten der Tasche ein Bügel zum Umschlagen befestigt, an den auf der verkleinerten Abbildung angezeichneten Stellen; ob dieser Bügel aus Band, Schnur oder Leder, bleibt dem Belieben überlassen. Die auf Pappe gezogene Stickerei erhält man den ihr gebührenden Platz auf beiden Außenseiten der Tasche und kann auf dieselbe mittelst einer sehr dicken Gummiauflösung oder Leim festgeklebt werden; etwas mülhsamer, doch haltbarer, ist es, die Stickerei rings herum fest zu nähen. Zur Vollenbung dient hier, daß man den Rand der gestickten Theile mit gleicher Schnur oder Lige verzieret, wie die inneren Applicationsfiguren. — In den oberen, zweimal durchnähten Saum des Beutels werden 2 seidene Schnuren in entgegen-

oder Lige verzieret, wie die inneren Applicationsfiguren. — In den oberen, zweimal durchnähten Saum des Beutels werden 2 seidene Schnuren in entgegen-

gefehrter Richtung eingezogen und die Enden jeder Schnur mit einer Seidenquaste verbunden. Eine kleine Schleife oder Rosette wird als Zierrath auf jeden Befestigungspunkt des Bügels gesetzt.

Diese Tasche kann auch ohne seidenen Beutel und ohne die umgebende Puffenverzierung eine sehr hübsche zierliche Gestalt gewinnen, wenn man die Tasche von einem Galanteriearbeiter vollenden und nur mit einem Stahlbügel versehen läßt. Schwierig möchte es indeß sein, diesen Bügel in der für die Tasche passenden Form, wie sie das Muster hier angiebt, zu erhalten; und würde es in diesem Falle nöthig sein, bei der Stickerie die ausgeschweiften Ecken durch Stehenlassen des Grundstoffes so weit auszufüllen, als es die Form des möglicher Weise vorhandenen Bügels erfordert.

[2810]

### Die Mode.

Obgleich die Gesellschaftstoilette in dieser Saison längst schon ihren bestimmten Charakter angenommen, so machen sich bei aufmerksamer Beobachtung doch mancherlei feine Nuancen bemerkbar, auf welche hinzuweisen wir nicht verfehlen wollen.

Die Gesellschaftskleider sind, was ihre Ausschmückung betrifft, jetzt fast durchgängig einfach zu nennen, gegen die reiche Verzierung betrachtet, welche noch vor Kurzem an denselben bemerkt ward. Dagegen zieht man zu Gesellschaftsroben schwere Stoffe vor, und läßt den Rock entweder ganz glatt oder garnirt ihn à bandes. In neuester Zeit sind auch breite Querbefäße am untern Theile des Rockes wieder zur Geltung gelangt, namentlich an schweren Seidenkleidern, welche durch Chenille-Borte von mindestens 1/2 Elle Breite verziert werden.

Die weichen, schmiegsamen Seidenstoffe sind entschieden in den Hintergrund getreten, dagegen wird schwerer Atlas, selbst in den dunkeln Farben, wieder häufig getragen, wozu ohne Zweifel die Kaiserin Eugenie die erste Veranlassung gegeben, da diese schöne Fürstin große Vorliebe für den genannten Stoff zeigt und sich häufig in denselben kleidet.

Für Straßentoilette sind neben den Mänteln, mit Pelz verbrämte Basquinen, namentlich für jüngere Damen, als sehr modern zu nennen, während der Burnous mehr zur Ver-

vollständigung der Visitenkarte, oder wie wir schon mehrfach angedeutet, als Sortie de bal und Sortie de théâtre benutzt wird. Denn streng genommen ist der Burnous keine für Fußgängerinnen geeignete Umhüllung; seine Bestimmungsorte sind Borsaal oder Equipage.

Zu Ballkleidern für tanzende junge Damen ist der Tarlatan der am meisten beliebte Stoff, denn obgleich nicht von Dauer, ist er durch seine Wohlfeilheit den Meisten zugänglich und erfüllt den Zweck, zu schmücken, in hohem Grade. Wie wir erst kürzlich bemerkten, werden die leichten Ballkleider theils mit Volants, theils à deux jupes gefertigt, mit Blumen, Tüll oder Bandrüschen garnirt, und auf dem glatten Leibchen häufig mit einer Draperie von Quersalten vorn auf der Brust, oder mit einer dem Charakter der Robe gemäß garnirten Borte verziert.

Als elegante Unterkleider für Gesellschafts- und Balltoilette gelten allein die Volantsröcke von gestreiftem Percal oder noch feineren Stoffen, ja die höchste Eleganz pflegt sogar diese unsichtbaren Träger der Toilette von weißem Moirée anfertigen zu lassen, in Uebereinstimmung mit dem Corset, welches gleichfalls aus Moirée neben einem gestickten Hemdschen vom feinsten Battist sich in vollkommen ebenbürtiger Gesellschaft befindet.

In den mittleren Regionen des geselligen Lebens werden dagegen die — Stahl- und Fischbein-Keifröcke noch getragen und werden sich wohl auch erhalten, so lange die Mode absteigende Kleider vorschreibt.

Zu Excursionen bei Regenwetter sind schwarze Unter Röcke zu empfehlen, welche sogar den fleißigen Händen der Damen Gelegenheit zu einer dankbaren, wenig anstrengenden Arbeit bieten. Nämlich die roth und schwarz gestreiften wollenen Unter Röcke, welche durch Königin Victoria von England als eine schottische Tracht unter unsern Nachbarinnen jenseits des Canals Mode geworden sind, haben, da diese Röcke, als ursprünglich britisches Fabrikat, nicht überall zu erlangen, die Damen auf den Gedanken gebracht, durch rothe Wollstückerie um den untern Rand eines schwarzen Rockes jene Röcke zu imitiren. Daß eine derartige Stickerie sich nur im Kreise der Languetten und Mouschen bewegt, ist sehr natürlich und dem Zwecke durchaus angemessen.

Wir behalten uns vor, später auf diesen Gegenstand zurückzukommen und wollen nur noch einige Augenblicke bei den Taschentüchern, diesem fast zum Luxusartikel gewordenen Theil der Lingerie verweilen.

Die Taschentücher von höchster Eleganz zeigen in dem breiten Rahmen von Spitzen nur einen so kleinen Theil ihres

Grundstoffes, Battist, daß man sie kaum Battisttücher nennen kann, sondern sie mit allem Rechte nach ihrer Verzierung als Spitzentäschentücher betrachtet und schätzt.

Gestickte Battisttücher werden gewöhnlich mit abgerundeten Ecken und mit einer breiten Valenciennerspitze besetzt getragen. In derartige elegante Taschentücher wird die Namensschiffre oder das Wappen in Medaillon-Umgebung in eine Ecke gestickt, einfachere, nur mit breitem Hohlsaum versehene Tücher ohne weitere Stickerie versieht man dagegen nur mit einer Namensschiffre in großen römischen Lettern, oder auch mit dem Taufnamen. Abgerundete Ecken giebt man auch diesen einfachen Taschentüchern. Am zartesten ist es jedenfalls, die Namensschiffre weiß zu sticken, doch gestattet die Mode auch die Anwendung farbiger Baumwolle für diesen Zweck.

[2830]

Veronica v. G.

### Das Attentat auf den Kaiser der Franzosen, Napoleon III.

Der verbrecherische Angriff auf das Leben des Kaisers Napoleon wird zweifelsohne unsern Leserinnen durch die Tagesblätter bis in die kleinsten Details bekannt geworden sein, so daß eine Wiederholung derselben nicht vermist werden wird. Als Ergänzung jener Berichte geben wir indeß, in Rücksicht auf das allgemeine Interesse, welches diese Begebenheit erregt, eine Abbildung der verhängnißvollen Catastrophe.

Daß wir einer derartigen Illustration ausnahmsweise einen Platz in unserer Arbeitsnummer anweisen, mag durch den Wunsch gerechtfertigt erscheinen, dies Bild unseren Leserinnen früher als mit der nächsten belletristischen Nummer zu liefern.



Das Attentat auf den Kaiser der Franzosen, Napoleon III.

Hierbei Supplement: Schnittmuster und Stickerie-Deffins enthaltend.

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 11. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. März 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VIII. Band.

## Amy Moss

oder

### das Blockhaus am Scioto.

Fortsetzung.

3. Kapitel.

#### Eine Schlange im Grase.

Der junge Moss und Squire Barton waren sehr willkommen im Block, nicht allein als ein Zuwachs an Streitkräften, sondern auch, weil zu hoffen stand, sie, von einer längeren Jagdpartie kommend, würden etwas erzählen können von den Begebenheiten, welche sich an den Grenzen der jungen Republik vorbereiteten. Aber die Ankömmlinge schüttelten dem Hausherrn mit so ungetriebener Sorglosigkeit die Hand, daß dieser erst den Einen, dann den Andern ansah, nicht wissend, was er von dieser Ruhe denken sollte.

„Habt Ihr Nichts gesehen oder gehört von den blutigen Rothhäuten?“ fragte er endlich.

„Nichts, lieber Vater,“ antwortete der junge Moss in Tone fester Ueberzeugung.

„Rothhäute!“ rief Squire Barton mit spöttischem Lächeln, „ich mache mich anheischig, alle aufzuessen, die sich in dieser Gegend finden.“

„Nun, so beginnen Sie mir gleich mit unserm Gefangenen,“ erwiderte ernst der Richter.

„Eine Rothhaut gefangen im Block?“ fragte der Sohn bestürzt.

„Vielleicht so ein Prahlhans von den Wabants, oder ein Anhänger Ihres dunkeln Freundes Gustaloga,“ warf Squire Barton verächtlich dazwischen, der von Indianern nie anders als spottweise sprach.

„Nun,“ entgegnete der Richter, „die Jugend will stets spotten und zweifeln. . . Lassen wir das. Der Indianer hier im Block ist ein Spion der Shawnees, und von Gustaloga selbst gefangen genommen, der in vergangener Nacht Ohrenzeuge eines Plans gewesen, welcher den Angriff und die Zerstörung dieses meines Hauses zum Ziele hat.“

„Gusta will Sie in Angst und Schrecken versetzen; ich bitte, trauen Sie keinem Indianer, am wenigsten ihm.“

„Squire Barton, wir Alle kennen das Unglück, das Ihre Familie durch die Rothhäute erlitten, und aus diesem Grunde entschuldigen wir Ihren Haß gegen dieselben. Doch Gustaloga spricht die Wahrheit. Hätte ich daran bezweifelt, müßte mir das Zeugniß des redlichen Dick Harvey die Gewißheit gegeben haben. Ueberdies leugnete der Neger auch die Thatsache nicht.“

„Welcher Neger?“ fragte Charles hastig.

„Spitz Jonas, mein Sohn,“ erwiderte der Richter traurig. „Ich weiß nicht, wodurch ich die Gefühle des Schwarzen empfind, aber er ist es, der uns dem Messer der Indianer überliefern wollte.“

Der Sohn wandte sich ab, um ein tiefes Erröthen zu verbergen, und ging Jane entgegen, welche so eben aus dem Frühstückszimmer trat, ihren Bruder herzlich begrüßte und Squire Barton mit förmlicher Höflichkeit willkommen hieß.

„Schwesternchen, es scheint, wir sind zu rechter Zeit gekommen,“ sagte der junge Mann; „aber wo ist Amy? es ist sonderbar, daß sie nicht zum Vorschein kommt.“

„Sie ist im Kräutergarten,“ antwortete Jane, die Augen niebergeschlagen.

„Gott im Himmel! Und Ihr seid so ruhig,“ rief Barton in höchster Aufregung. — „Wenn es wahr ist, daß Indianer in den Wäldern sind, so muß sie ohne Verzug nach Hause geholt werden.“

„Sie wird heim geholt von Gusta und Harvey,“ sagte Moss ruhig.

„Wie lange sind sie fort?“ fragte Barton.

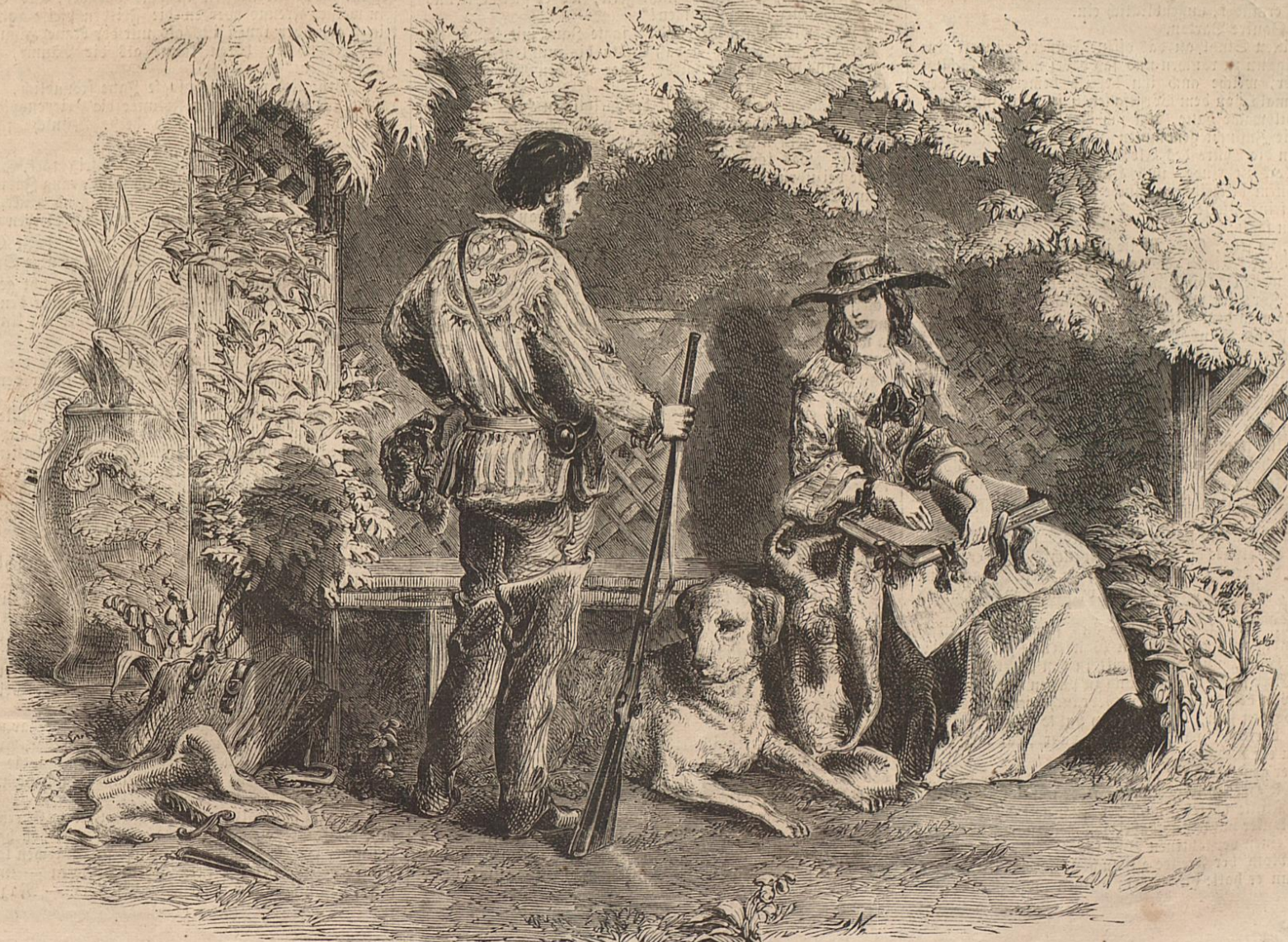
„Jetzt schlafen sie, mit beginnender Nacht brechen sie auf. Sie waren durch den langen, beschwerlichen Marsch gestern im Walde so erschöpft, daß eine Stärkung ihnen noth that. Ueberdies versichert Gusta, in der Nacht seien sie sicher.“

„Ich zweifle nicht im mindesten daran,“ entgegnete der Squire; „doch da Sie es so wollen, Richter, und wir in der Aufschub uns finden müssen, so denke ich, nehmen wir Miß Jane's wahrscheinliches Anerbieten eines Frühstücks an. Auch wir sind hungrige Menschen, haben bei Nacht den Wald durchstreift, und obgleich wir nicht so glücklich sind, Indianer oder tolle Künstler zu sein, so sind wir doch auch müde und erschöpft.“

„Ja, kommt nur und eßt,“ sagte der Vater, seinen Sohn freundlich vor sich her drängend. „Wie froh bin ich, Dich hier zu haben, mein Junge! Wollte Gott, ich hätte all die Meinen erst bei einander.“

Bald saß die kleine Gesellschaft um den dampfenden Frühstückstisch versammelt, welchen Jane bei der ersten Nachricht von der Ankunft der befreundeten Gäste so reich als möglich ausgestattet, und die beiden Reisenden thaten den Speisen alle Ehre an, indem sie mehrere Minuten lang lautlos dafasteten, über die Stillung ihres Appetites alles Andere vergessend.

Charles Moss, ein junger Mann von noch nicht 20 Jahren, war das vollkommene Ebenbild seines Vaters, obgleich er etwas größer, und seine Stirn offener und freier erschien. Er trug einen eleganten Jagdrock, ein künstlich ausgelegtes Pulverhorn und Jagdmesser. Ein weißer Hemdkragen, weit überfallend, hob den kräftig-schlanken Hals des Jünglings angenehm hervor und gab seinem blühenden Gesicht ein geeignetes Relief. Seine kleine, leichte Jagdblase, welche erst



Harvey und Jane im Garten.

„Sie und der gute Gusta stehen im Begriff, eine gefährliche Reise zu unternehmen.“ (Seite 81)





Die Sonne schien warm, der Wind ruhte, die Bäume regten sich nicht und kein hellerer Tag lag je über den fruchtbareren Gefilden, durch welche der Ohio seine prächtigen Wogen rollt.

Ruhig und heiter schritt Amy der Loghütte zu, jedes Geräusch vermeidend, so, daß eben das Ohr eines Kranken dazu gehörte, den leisen Tritt zu vernehmen.

„Bist Du's, Amy?“ fragte Mary die eintretende Gefährtin und rührere Schulgenossin im Flüsterston.

„Wie fühlst Du Dich?“

„Recht schwach und beklommen. Wo ist der Kleine?“

„Er pflückt Blumen für Dich, liebe Mary,“ antwortete Amy, der Leidenden einen kühlenden Tranke reichend.

„Gott segne Dich, Amy! Ich fühle mich heute wirklich recht krank. Wollte Gott, Walter wäre erst zurück. Ich denke, diesmal komme ich nicht davon, eine innere Stimme mahnt mich, auf die Trennung mich vorzubereiten. Wie lange das Kind wegbleibt!“

„Ich habe es fortgeschickt, damit Du hier mehr Ruhe genießest; — aber, liebe Mary, ich bitte Dich, mache Dir keine so traurigen Gedanken. Du bist schwach und kraftlos, das ist natürlich. — Doch rede nicht; es ist gegen das Verbot; Du weißt, daß Doctor Pontoir es nicht erlaubt und die französische Amme nur deshalb entfernte, weil sie so viel sprach. Also kein Wort mehr — ich besetze darauf.“

Mary blickte das schöne Mädchen dankbar an und schloß dann die Augen. Amy trat zum Kamin, das Feuer zu schüren.

Als sie zu Mary's Bett zurückkehrte, hörte sie einen schwachen Schrei und lauschte erschrocken. — Auch die Kranke hatte ihn gehört.

eine der schrecklichsten Trauerscenen in und vor der Hütte sich ereignete.

Mary hatte von ihrem Bette aus Amy's starren Blick und ihren raschen Sprung bemerkt. Unfähig, die Ungewißheit länger zu ertragen, war sie, ihren Säugling im Arme, von ihrem Lager aufgestanden, an der Wand sich haltend, bis zur Thür gekrochen und sank hier entsetzt und kraftlos in die Knie, da sie ihren armen Willy in der rauhen Hand des Wilden sah.

„Mein Kind, mein Kind!“ flüsterte sie mehr, als sie schrie.

In diesem Augenblicke ward das Haus von einem heulenden Indianerhaufen umringt. Der Eine dieser Wilden, welcher mit einem Blicke sah, daß Mary eine Gefangene sei, welche ihnen auf dem Marsche sehr hinderlich sein könnte, ergriff mit einem boshaften Schrei . . . Sollen wir fortfahren? Und doch müssen wir. Haben wir doch nur eine Gelegenheit zu erzählen, welche in jenen Tagen der ersten Ansiedelungen im Gebiete des Ohio täglich vorkam, eine Gelegenheit, die, wenn wir sie milderten, unsere historisch treue Erzählung unvollständig machen würde. Mit einem boshaften Schrei ergriff er den Säugling bei den Füßen und zerschmetterte ihm das Gehirn an der Wand.

Mary war nun kein Weib mehr, sie war eine Tigerin. Mit übermenschlicher Anstrengung ging sie zurück ins Gemach, nahm von einem Brette über dem Tische ein Pistol und schob den Mörder ihres Kindes durch das Herz, welcher sich so eben eines Beiles bemächtigen wollte. Nach dieser That sank Mary kraftlos zu Boden und ward sogleich von Einem aus der Bande scalpirt.

Der so unerwartete plötzliche Tod eines ihrer Gefährten

„Still, Willy — ich bin jetzt deine Mutter. Sei still, sonst schlägt dich der Mann!“ flüsterte Amy dem Knaben zu und suchte ihn mit stürmischen Liebkosungen zu begütigen.

Durch diese gelang es ihr endlich, ihn zu besänftigen, und bald befand sie sich in den grünen Wäldungen des Waldes mit der wilden Schaar, welche sich ihrer Bluttthat, ihres Raubes freuten.

Es ist wahr, unsere Seele schaudert bei dem Gedanken, daß diese rohen Wilden Raub, Mord und Blutvergießen als ruhmwürdige Thaten preisen — und doch — ist nicht auch bei uns das blutige Kriegshandwerk noch von allzu heller Glorie umleuchtet? — Fühlen wir uns nicht begeistert und erhoben bei der Erzählung von Thaten, die, sollten wir sie sehen, uns mit Abscheu erfüllen würden?

Und die Sonne schien warm, der Wind ruhte, die Bäume regten sich nicht, und kein hellerer Tag lag je über den fruchtbareren Gefilden, durch welche der Ohio seine prächtigen Wogen rollt.

Ungefähr ein und eine halbe Stunde blieb alles still um Krähenest, dann ließ sich ein helles Pfeifen vernehmen, das gewöhnliche Zeichen, wenn Papa heim kam.

Wie lachte er sonst und rief seinen Knaben, er solle ihm den feinsten Hirsch, den er bringe, nun auch tragen helfen, wenn er von dem Braten essen wolle.

Das ist Einer, der nicht mehr pfeifen, nicht mehr lachen wird, trotz seines großen Herzens, seines starken Geistes und seines heitern Sinnes. Einer, der sich beugen muß unter Gottes züchtigende Hand. Wird er den Schmerz demüthig hinnehmen?

Walter warf heut den Hirsch auf den Boden am Ausgange



Der Indianerhäuptling in Krähenest.

„Mit zwei Sägen war Amy an des Indianers Seite und hatte die Ar seiner Hand entwunden.“ — (Seite 84.)

reizte die Indianer zur Wuth und sie stürzten auf Amy und das Kind los, ihre Mäde an diesen zu fassen. Doch der Häuptling breitete seine Arme über Beide und hieß seine Stammgenossen sich entfernen.

Die Shawnees, auf diese Weise gehindert, die Gefangenen ihres Chefs, Schwarzauge oder Tecumseh genannt, zu tödten, gingen nun auf andere Beute aus, und ihre Wuth war so groß, daß sie aus bloßer wahnfinniger Zerstörungsgier alles Geflügel im Hofe niederschossen, jede Voricht vergessend.

Ein Ruf des Häuptlings rief die Blünderer wieder zusammen.

„Es sind Blatzgesichter hier im Walde. Wollt Ihr sie berufen, um einen ihrer Wigwams in unserer Hand zu sehen? — Geh, Ihr seid Knaben!“ Und Amy bedeutend, sich zu erheben, schritt er dem Walde zu.

Die Krieger, neun an der Zahl, folgten schweigend, nachdem sie die Leiche ihres Gefährten auf das Pferd gebunden und dieses, so wie die Schweine und die Kuh, vor sich her trieben.

Amy blickte nach der Hütte, mit starrer, verlassener Augen; ihr Gesicht war regungslos, ihr Mund offen, während ihre Hand die zitternde Gestalt des Kindes an sich drückte. Sie wußte, daß in diesem Häuschen nun Alles vorüber sei, sie wußte, daß der zarte Säugling, den sie vor einer Stunde noch so sorgfältig bekleidet, dahin sei, sie hatte Mary sinken, hatte sie scalpirt sehen — und sie, Amy — lebte noch. Mechanisch erhob sie sich, nahm das Kind auf den Arm und folgte den Indianern.

„Mama, Mama!“ jammerte das sich sträubende Kind.

„Willy wird gefallen sein und hat sich geschlagen,“ sagte sie so ruhig als möglich, um Amy durch ihre Angst nicht zu betrüben.

„Willy!“ rief Amy, in die Hausthür tretend. — Aber dort angelangt, blieb sie stehen, stumm und starr vor Entsetzen. Der schöne, noch nicht 4 Jahre alte Knabe stand da, bei den Haaren gefaßt von einem wild aussehenden Indianer, der den Tomahawk über des Kindes Haupt schwang, im Begriff, die fürchtbare Waffe darauf niedersinken zu lassen. Mit zwei Sägen war Amy an des Indianers Seite und hatte die Ar seiner Hand entwunden.

Der Krieger stuzte und blickte mit Erstaunen und unverhohlener Bewunderung auf die liebliche Erscheinung. Zum Glück für Amy war der vor ihr stehende Indianer ein junger Häuptling, welcher mehrfach mit Weisheit in Verührung gekommen, zwar grausam und unbarmherzig gegen Männer, doch freundlich gegen Frauen war.

Er legte das Kind sanft auf die Erde und gestattete ohne Zürnen, daß Amy es in ihre Arme nahm und herzte, ja, er schien sogar erfreut durch den Anblick ihrer fast mütterlichen Zärtlichkeit. Ein Angstschrei erschallte von der Hütte her, Amy wandte sich um und wollte auf das Haus zu eilen, doch der Indianer hielt sie kräftig zurück.

„Meine Gefangene — bleib hier — wenn Du fortgehst — nehme ich Deinen Scalp,“ sprach der Häuptling, Amy fest am Arme haltend.

„O, laßt mich gehen und die Mutter dieses Kindes retten; rettet sie, o schnell, rettet sie,“ rief Amy von tödlicher Angst erfüllt.

Aber der Krieger hielt sie fest und brachte durch Drohungen den schreienden Knaben zum Schweigen, während

des Waldes und sah sich aufmerksam nach allen Seiten hin um, da Willy, wie sonst auf sein Pfeifen, ihm nicht entgegen sprang. Jemand eine Befürchtung, er wußte nicht weshalb, überkam ihn. „Er spielt ruhig heut,“ — sagte er mit einem Schauer „Willy, Willy, mein Junge — mach — keine dummen Streiche!“

Er sprach nicht mehr, er lachte nicht mehr, der gramgebeugte, sorgenvolle Mann. Er sah die todtten Enten auf dem kleinen Teiche schwinnen, sah die Spur der Indianer . . . Mit einem Brüllen, wie das der wilden Thiere des Waldes, sprang er über das Wasser und betrat sein Haus.

Er kam zurück mit Mary's Leiche im Arme, legte sie sanft auf die Erde ins Sonnenlicht, daneben die zerschmetterten Ueberreste seines armen Kindes.

Dann ging er rund um das Haus mit späherndem Blicke, als suche er Etwas; aber er fand Nichts und kehrte langsam und leise zurück, um jedes Dickicht mit seinen suchenden Blicken zu durchforschen.

Plötzlich stand er still. Quer über ein frisch gepflügtes Feld war der Zug der Indianer gegangen, hier neben ihrer Spur bemerkte er Amy's Fußstapfen und daneben, eine kurze Strecke weit, den Abdruck von Willy's kleinem Schuhe. Dann hatte ihn Amy wieder auf den Arm genommen, wie er aus einer leichten Veränderung ihrer Fußstapfen bemerkte.

Da fiel der Mann mit dem ungeschulten Herzen, der in mancher Beziehung so wild wie die Indianer, die ihn in Ver zweiflung gejagt — da fiel der rauhe Mann nieder und küßte die Spur von seines Kindes Fuße.

Er erhob sich und ging zurück zu der Stelle, wo Mary und das Kleine lagen. Sie war ganz todt; er wußte es wohl, er hatte keine Hoffnung mehr — und als er die geliebte Ge-





façons und Stoffe aus dem Magazin von Theodor Morgenstern in Paris und Berlin. (Berlin, Friedrichstraße und Behrensstraße-Ed.)

stalt derjenigen betrachtete, die er so hoch gehalten, daß seine Liebe fast an Vergötterung grenzte, da knirschte er im wilden Schmerz mit den Zähnen, zerraupte sich sein Haar und brach dann in einen Strom heißer Thränen aus.

Sein Kopf ruhte auf seinen Knien. Die fest geschlossenen Augen mit den Händen bedeckt, sah er so fast eine Stunde. — Was in ihm vorging während dieser Zeit — ob er betete, ob er ein Gelübde that — wer konnte das ergründen! Doch nach Verlauf dieser Zeit stand er auf, und obgleich sein Angesicht bleich, seine Augen finstler und eingefallen waren, so zeigten sie doch keine Spur von Thränen mehr. Das war vorüber.

Er ging nun in das Haus, holte einen Spaten und eine Hacke heraus und begann im Garten seines Weibes Grab zu graben, wo Blumen, von ihrer eigenen Hand gepflegt, blühten und dufteten. Wie er den Spaten in die Erde senkte, brach ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen, ungeachtet seiner geistigen und körperlichen Kraft. Doch er wischte diese Thränen mit den Händen entschlossen hinweg und fuhr in seinem Geschäft von nun an fort mit traurigem, doch ruhig-feierlichem Ernst.

Er hatte jetzt 3 Fuß tief gegraben und war eben im Begriffe einen Spaten voll Erde aufzuwerfen, als er Fußstapfen vernahm. Er richtete den Kopf schnell empor, und ein Ausdruck fast teuflischer Wuth slog über seine Züge, als er einen indianischen Krieger gewahrte. Er nahm einen Anlauf aus der Grube zu springen nach dem Plaze, wo seine Flinte lag, als eine Stimme ihn zurückhielt.

„Wally,“ rief der Wäler, „um Gottes Willen, was ist hier geschehen — und seid Ihr denn toll geworden, daß Ihr Gusta nicht erkennt?“

Walter stieg nun aus dem Grabe, reichte Weiden in seiner gewöhnlichen herzlichen Weise die Hand und hieß sie durch Zeichen ihm folgen nach dem Plaze vor der Thür, wo Mary mit ihrem Kinde lag.

„Weh!“ rief Gusta und schauerte zusammen beim Anblicke der armen Opfer.

„Tobt und scalpirt,“ rief Dick. „Wenn die Rothhäute das nicht tausendfach entgelten sollen, so will ich ein Schuft heißen zeitlichen,“ und schlug dabei mit dem Kolben seines Gewehres brüllend auf den Boden.

„Wo ist Amy?“ fragte Gusta in leisem, fast angstvollem Tone.

Walter deutete auf die Spur der Indianer. Gusta und Dick eilten, diese zu untersuchen.

„Hier ist ihr Fuß und hier der des Kindes!“ sagte Dick. „So ist sie am Leben und für jetzt sicher,“ erwiderte Gusta. „Wenn der Morgen dämmert, werden wir ihr näher sein. Wenn die Sonne zwei Stunden im Westen untergegangen, werden wir wie die Panther den Wölfen, den Shawnees auflauern.“

„Laßt uns jetzt die Todte begraben!“ sprach Dick und schritt dem Grabe zu.

Gusta folgte ihm ruhig dorthin, begleitet von Walter, welcher mit starrtem Blick und so traurig-feierlichem Ernste an dem Grabe stand, daß seinen Freunden das Herz vor Mitleid sich im Busen wandte. Er sah die staubige, schwarze Erde an, als könne er den Gedanken nicht fassen, daß dieses schwere, dunkle Bett nun Mary's schneeigen Körper umfassen sollte. War das ein Lager für das zarte Kind? — Zwei Gefühle schienen in seiner Seele sich zu bekämpfen: Haß und Verzweiflung. Der Haß, mit der Nothe seiner hüllischen Genossen, den Wuth- und Mordgeistern, die diesem furchtbarsten Eribe der Menschenbrust stets zur Seite stehen, siegte in dem Herzen des braven Mannes und verschlang für den Augenblick jene christliche Ergebung, in welcher er für seinen Schmerz Linderung würde gefunden haben.

Er trug sein Weib selbst zum Rande des Grabes, das jetzt tief genug war, nachdem er sie in sein feinstes Leinen und in seine besten Thierhäute gehüllt. Die Reste des Kleinen wickelte er in Bindeln, brachte seine besten Möbeln heraus und zerbrach sie, zu welchem Zwecke erriethen seine Freunde nicht. Nun legte er Mary sanft im Grabe nieder, zu ihren Füßen das Kind, haute dann über Beide von zerbrochenen Stühlen und Tischen eine Art schirmendes Dach, welches die Körper vor der unmittelbaren Berührung der Erde schützte, die nun bald die todtten Hüllen den Blicken der Menschen und dem Heißhunger wilder Thiere verbergen sollte.

Die Freunde standen still dabei, ohne ihm in seiner Arbeit beizustehen, da es schien, als wolle er sie allein vollbringen, und reichten ihm nur von Zeit zu Zeit die Gegenstände, die er bedurfte, zu.

Dann kam er heraus aus dem Grabe, sandte noch einen verzweiflungsvollen Blick in die für ihn grundlose Tiefe und nahm den Spaten zur Hand.

Harvey ergriff nun das Wort. „Sollen wir Euch helfen, Wally?“ fragte er freundlich.

Der Gefragte schüttelte den Kopf und begann seine Arbeit mit der Kraft und Gewandtheit eines Waldbewohners. Mit hohem Klange fiel die Erde auf das Brettergerüst, und die zwei Männer, der Weiße und der Indianer, schauderten, als das dumpfe Echo zu ihrem Ohre drang, denn Beide hatten die geliebte und geachtet, deren Geist einstige nun zerbrochene, irdische Gestalt bewohnte. Das Krächeln war ihnen stets ein lieber Ruheplatz gewesen bei ihren Jagden in den Wäldern, hier hatten sie stets ein freundliches Willkommen, ein Bett, eine Mahlzeit und in des Pfarrers Tochter eine freundliche Wirthin gefunden.

Das Grab war bald gefüllt und ein hoher Hügel aufgestaut an der Stelle, wo die sterbliche Hülle von des Pfarrers Tochter, ehemals Mary Barking, dann Mary Harrod; durch Verheirathungen Nichts des Richters Moss, Schwägerin des ehrlichen Wälders vom Blockhause, Jabez Harrod, und Weib des in der Geschichte nordamerikanischer Ansehdungen hochberühmten Walter Harrod.

Das Grab war nun fertig, und der Jäger ging in sein Haus zurück, von wo er ein kleines Fäßchen mit Schießpulver mitbrachte. Er füllte sein Horn bis zum Rande und grub den Rest in der Nähe eines Baumstumpfes ein. Nachdem dies geschehen, ging er zu seiner Hütte und steckte dieselbe in Brand, indem er all sein hölzernes Hausgeräth in derselben aufhäufte und trocknes Gras, welches die Flamme rasch verbreitete, dazwischen legte. Er stand in einiger Entfernung, auf seine Flinte gelehnt, als die Flammen durch Fenster und Dach schlugen und schaute mit leerem Blicke auf sein einstiges Heim, dessen gänzliche Zerstörung er beschlossen hatte.

Es war eine schauerliche Scene. Diesen Morgen hatte

fröhliches Leben an dieser Stelle gewohnt; der Vater war ausgegangen, das Wild des Forstes zu jagen mit einem heitern, zufriedenen Lächeln auf dem ehrlichen Gesichte, sein Weib hatte ihm beim Abschied noch zugeflüstert, sich ja zu schonen für sie und für die Kinder; Walter hatte dazu gelacht, und Amy Moss geheißt, die kleine Frau recht tüchtig auszuschelten, daß sie sich Gefahr einbilde, wo keine sei, — und nun hatte des Zerstörers Hand Alles hinweggefegt, was diesen Ort zu einem Wohnplaze der Freude und des Glückes machte; die Seele war entflohen und Nichts geblieben, als die kühnere, lebenslose Form.

Und die trockne Loghütte brannte licht empor, und die Flammen krochen wie Schlangen am Dache hinauf, oder prasselten und heulten im Schornsteine, und die Blumen verdorrten in einer Minute, Rauchwolken lagerten sich auf das Fels, und Walter Harrod stand, auf seine Flinte gelehnt, und schlug ein wildes, gellendes Lachen auf, das furchtbar war zu hören.

„Er wird bald bereit sein,“ sagte Gusta leise zu Dick. „Der Panther ist wild, der Wolf lauert, die Schlange schleicht, die Ratter sticht; aber der weiße Mann wird wilder sein als der Panther, blutdürstiger als der Wolf, listiger als die Schlange, und tödtender als der giftigste Natternstich. Mit jedem Schusse seines Gewehres wird er eine Rothhaut niederstrecken.“

„Ihr habt Recht, Gusta; er ist furchtbar aufgestachelt und wird die Indianer bald wittern. Die Rothhäute, die ihm in den Weg kommen, haben nichts Gutes zu erwarten.“

„Der große Geist hat sein Gehirn verwirrt,“ sprach Gusta, „er ist gleich einem Kinde, das laufen lernt. Wir müssen ihn leiten, oder er fällt in die Schlingen, die dem schwarzen Bären der Wälder gelegt sind.“

„Er muß für's Erste bei uns bleiben — seht, er macht uns ein Zeichen,“ sprach Harvey und näherte sich in Gusta's Begleitung dem Jäger.

Dieser setzte sich nieder, brachte einige Speisen hervor, bedeutete seine Freunde zu essen und aß selbst, nachdem er eine Flaße voll Kornbrautwein hinunter geschluckt, welchen eben nur ein Jäger in solcher Masse vertragen konnte. Gänzliche Enthaltensameit in diesem Punkte existirte damals nicht; wer den Brautwein in ungeheuren Massen trank, war ein Trunkenbold, wer ihn mit Maßen genoß, war ein nächster, mächtiger Mann, aber ganz ohne Brautwein lebte keiner. Weber Harvey noch Gusta wiesien die Aufforderung zurück, und eine Weile saßen die Drei schweigend bei ihrer Mahlzeit. Dann stand Walter Harrod, der „stille Jäger“, auf, schüttelte sich und machte seinen Freunden durch Zeichen bemerkbar, daß er der Spur der Indianer folgen wolle. Gusta und Harvey hatten Nichts zu entgegenn, sondern untersuchten ihre Flinten, prüften ihre Messer und gingen dann mit Harrod der breiten Spur nach, die, wie sich vermuthen ließ, nach dem Indianerdorfe Chillicothe führte.

Sie hatten ein Werk von höchster Schwierigkeit unternommen, Gefahren mancher Art und ein zweifelhafter Ausgang waren zu befürchten bei diesem Unternehmen, welchem nur die höchste Vorsicht und unerschütterlicher Muth vielleicht einen günstigen Erfolg sichern konnte.

Harvey schlug vor, und der „stille Jäger“ hatte nichts dagegen, daß Gusta ihr Führer sein sollte, und dieser nahm das Amt an. Sie gingen nun, der Richtung des Waldes entlang, Einer hinter dem Andern, voran Gusta, dann Harrod, dann Harvey, bis sie zu der westlichen Grenze des Plazes gelangten. Hier wandten sie sich einmal die Fläche rückwärts nach dem Schauplaze der Zerstörung und verschwanden dann unter dem dichten Laubhage des Waldes.

Die Hütte verkohlte, die Sonne schien, die Todte schlief, und die wenigen noch übrigen Hausvögel flogen geschweicht umher; was am Morgen noch ein Paradies, eine Wohnung des Glückes gewesen, war nun ein Schauplaze der Verwüstung, des Schreckens, des Todes.

Ungefähr eine Viertelstunde nach der Entfernung der drei Fremde trat ein einsamer Indianer aus dem Walde, betrachtete die Scene mit einem Ausdruck des Ersauerns und wilder Freude und ging dann wieder, der Spur der weißen Männer folgend, in den Wald zurück.

Und die Sonne schien warm, der Wind ruhte, die Bäume regten sich nicht, und ein hellerer Tag lag nimmer über den fruchtbaren Gefilden, durch die der Ohio seine prächtigen Bogen voll, über jenen Gefilden, welche lange den wohlverdienten Namen trugen, der blutige Grund.  
(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von schwarzem Taffet mit Sammetmouchen als Plein und einem à bandes-Besatz breiter schwarzer Sammetstreifen, welche den oberen und den unteren Rock in gleicher Weise schmücken. Das hohe, glatte, vorn zugeknöpfte Leibchen ist durch doppelte Bretellen (Tragbänder) von Sammet entsprechend verziert, desgleichen die offener mit zwei Sammetstreifen besetzten, vorn kürzeren Ärmel, welche oben im Armloch in einige tiefe Falten gelegt sind, die unter den Sammetbretellen des Leibchens sich verbergen. Die Ärmel sind mit weißer Seide gefüttert und am Rande des Futter's mit einer getollten Rüsche besetzt, welche zum Theil von außen sichtbar ist.

Capote von ponceau Sammet mit schwarzen Spitzen und einer Sammetblume im Innern des Schirmes verziert. Unterärmel von Seidentüll, Blondentragen.

Figur 2. Balltoilette. Robe von weißem Tüll mit 8 Volants über einem Unterkleide von weißem Taffet. Die Volants des Rockes, deren erster von der Taille ausgeht, sind mit schmalen, blondenbesetzten Tüllfalsbelas garnirt und zu beiden Seiten durch Agraffen aus blauen Blättern und Perlen Schnüre leicht aufgenommen.

Das ausgeschnittene Leibchen mit kurzen Puffärmeln ist durch 3 schmale, mit Blende besetzte Tüllvolants in Gestalt einer Berthe verziert, welche auf den Schultern durch eine Blätteragraffe und Perlen Schnüre aufgenommen ist. Eine ähnliche Agraffe vertritt die Stelle der Brosche.

Das Haar ist in zurückgeschlagene Puffscheitel geordnet und hinten zu einem sehr niedrigen Chignon vereinigt.

Eine Guirlande von blauen Perlen, nach den Seiten zu volle Tuffen bildend, vollendet die Coiffüre, deren weiße Perlen Schnüre auf den Hals hinabhängen. Armband von weißen Perlen.

Figur 3. Robe von schwarzem Taffet. Der einfache Rock derselben ist durch breite Streifen von grünem Sammet à bandes garnirt, deren Ränder, leicht nach unten umgeschlagen, durch eine zollbreite Guipüre befestigt sind. Die hohe, glatte Taille mit vorn sich theilender Schneppe ist durch eine Reihe grüner Sammetstreifen geschlossen. Der um das Handgelenk schießende Ärmel ist von bedeutender Weite, namentlich hinten, nach vorn dagegen sehr zugeschnitten und in der Naht eingehalten, damit die Weite nach hinten falle. Unten ist der Ärmel in Falten gelegt und an ein schmales, glattes Handgürtchen genäht, welches durch einen Aufschlag von grünem Sammet bedeckt wird. Die oberen Falten des Ärmels sind ebenfalls an einen kurzen, glatten Ärmel genäht, welcher, mit dem eine Spitze bildenden Jockey zusammen im Armloch befestigt, von diesem bedeckt wird. Jockey und Aufschlag sind gleichfalls mit schwarzer Guipüre besetzt. Kragen und Manschetten von Valenciener Spitzen. Capote von schwarzem Sammet, mit grünem Sammet, grünseidene Franzen und schwarzen Spitzen garnirt. Die Garnitur der Capote besteht vorzugsweise aus einer schwarzen und einer grünen Schärpe, welche grazios verführungen, in ungleicher Länge zur Seite herabfallen. Im Innern der Passe weiß und schwarze Blondenrüsche und ein Touffe grüner Sammetblätter.

Figur 4. Gesellschaftstoilette. Robe von aschgrauem Moiré antique mit eingewirkten Sammetmouchen. Die à bandes-Garnitur des Rockes ist von pensée Sammet und schwarzen Spitzen gebildet und zeigt zwischen zwei der Länge nach aufgesetzten oben schmaler werdenden Streifen eine leiterartige Verzierung, welche vorn auf dem Laze des glatten Leibchens in entsprechender Weise sich wiederholt. Das Leibchen, viereckig ausgeschnitten, hat auf dem Rücken eine Berthe von pensée Sammet, welche vorn an der Schulter ausläuft und mit ihrem Spigenvolant den kurzen Puffärmel bedeckt, welcher vorn noch durch eine pensée Sammetstreife schmückt ist. Das Haar ist in zurückgekämte Puffscheitel geordnet, und hinten tief im Nacken geschlungen. Der Kopfschub besteht aus Bandedettes von pensée Sammet, welche von einem flachen Knoten auf dem Scheitelpunkte des Kopfes ausgehend, zu beiden Seiten herabfallen und durch einen Querstreifen von Sammet festgehalten werden, von dessen Seiten, wie vom Ausgangspunkte der Bandedettes, Schmelzquasten herabhängen. Schnüre von Sammetfugeln fallen von den Hals hinab und vollenden, im Verein mit einer leichten Barbe von schwarzen Spitzen, diesen graziosen Kopfschub.

Figur 5. Mädchen von 5 Jahren. Kleid von grauem Popeline, mit abgepaßtem Besatz in grüner Farbe. Hinten am Schluß der tragbandartigen Berthe hängt eine Schleiße mit langen Enden herab.

Unterärmel von gesticktem Mousseline, Rüsche von gesticktem Mousseline um den Ausschnitt des Kleides; dergleichen Pantalons, grüne Stiefelchen.

Diese, dem Lager von Theodor Morgenstern entnommene Toiletten werden den Beweis liefern, wie Ausgezeichnetes dieses Magazin im Bereich der Mode und des guten Geschmacks bietet; doch nicht allein Ausgezeichnetes im Genre der Gesellschafts- und Ball-Roben, deren unser Bild einige zeigt, sondern eben so im Fach gediegener Haus- und Straßentoilette, wofür wir die schweren und leichteren Stoffe zu Winterkleidern, die reiche Auswahl moderner Mäntel, Basquinen, Shawls, Mantillen und sonstige Umhüllungen rechnen; ja, ohne voreilig die Geheimnisse der Mode auszuplaudern, dürfen wir den Leserinnen wohl verrathen, daß in dem genannten Magazin, dem Winter zum Trost, der Frühling schon seine Wunder ausgebreitet in einer Fülle reizender Frühjahrsstoffe, über welche wir, noch ehe der Lenz selbst erschein, in Bild und Wort ausführlich berichten werden.  
[2821]

Das Märchen vom Frühling.

Von Otto Roquette.

Draußen im Walde war es bitter kalt und stochfinstere Nacht. Die Eichen reckten ihre kalten Zweige hoch hinein in das saufende Schneegestöber, und die welken Blätter tanzten unfreiwillig mit den stäubenden Winternöden. Im Förstlerhause aber war es warm und traulich. Die Familie saß um den Kamin, in welchem die Flamme lustig flackerte und an dessen Seite die Großmutter im Lehnstuhle einengiert war. Sie pflegte sich allabendlich in dieser Weise auf die Nachtstube vorzubereiten. Die Mutter spann, der Vater hatte sein kurzes Pfeifchen im Munde und schnitt kleine Stäbchen zurecht für die Pflanzen im Frühjahr. Nimrod, der Jagdhund, sein treuer Waldgeselle, lag neben ihm, blinzelte in die Flamme und machte es der Großmutter nach. Zu Füßen der Elisabeth aber lagen die fünf Kinder zusammengekauert und lauschten auf die Erzählung, welche sie ihnen zum Besien gab, während ihr Spinnrad mit dem der Mutter um die Wette schnurrte.

Die Nichte Elisabeth war ein großes Mädchen, das im nächsten Sommer schon das achtzehnte Jahr erreichen sollte. Sie war noch ein kleines Ding, als ihre Eltern starben. Der Förster, der damals noch keine Kinder hatte, dachte: Wo ich mit meiner Frau und der Mutter satt werde, da wird's auch noch ein Viertels! und so nahm er sie in sein Haus und hielt sie wie sein eigen Kind. Nachher kamen freilich unversehens noch fünf nach, sie wurden aber alle satt, und die Elisabeth ward von Allen geliebt, besonders von den Kindern. — Eben fuhr ein heftiger Windstoß gegen die Fensterladen, daß die Großmutter beim Nicken den Kopf zu tief hinunterbeugte und erschreckt aufsprang. — „Bringe die Kinder zu Bette, Elisabeth, es wird spät,“ sagte die Mutter. Und Elisabeth führte die Kleinen in die Schlafstube. Reines sträubte sich, denn sie wußten, daß, wenn Elisabeth sie ausgezogen hatte und alle in den warmen Betten staken, noch ein ganz besonderes Fest kam. Dann nämlich setzte sich Elisabeth noch ein halb Stündchen zu

ihnen und erzählte die wunderbarsten Geschichten. Besonders wußte sie von fremden Gegenden zu sagen, die weit, weit über dem Meere liegen. Da ist ewiger Sommer, prächtige Blumen blühen, goldene Schmetterlinge und große bunte Vögel wiegen sich auf duftenden Zweigen, hohe Palmen schwanzen in den Lüften, und breite Ströme kommen von blauen Gebirgen. An der Meeresküste landen fremde Schiffe, braune Menschen kommen ihnen entgegen und bringen Früchte, Gewürze und Seide zum Verkauf. Wenn es aber Abend wird, dann sitzt der junge Matrose am Strande, blickt weit hinaus über die Wellen und singt ein Lied von seiner Heimath. — Die Else wußte, nach dem Glauben der Kinder, Alles. Sie verstand die Sprache der Vögel und Bäume. Sie konnte Antwort sagen, wenn das Wasser sie murrend fragte, sie wußte, wie es auf Sonne, Mond und Sternen herging, sie wußte in der Welt so gut Bescheid, wie der liebe Gott selber.

Heute vollends erzählte sie gar zu schön. Sie schilderte, wie sich der Wind zuerst in den warmen Ländern losmacht, wie er über das Meer fährt und in der winterkalten Heimath die erstarrten Felder und Flüsse aufthaut. Wie er sich in die Segel legt und die großen Schiffe über die Wellen treibt, wie die Matrosen singen und der heimischen Küste entgegen jubeln. Wie dann der Wind dem Frühling seine Flügel borgt und der Frühling mit den Sommervögeln heimkehrt, mit den Schwalben und Störchen, und der Wald grün wird und die Brunnen wieder von den Felsen springen. Das Alles erzählte sie so prächtig, daß die Kinder einschließen und von all der Herrlichkeit weiter träumten. Nur der kleine Steffen schlief nicht, er hatte aber die Augen ebenfalls zugemacht.

Da wurde die Elisabeth still, und in dem Glauben, daß nun Alle schliefen, ging sie zu ihrer Truhe, nahm ein Päckchen hervor und setzte sich an den Tisch, um es zu öffnen. Es waren Briefe, aber zerlesen und zerknittert, daß sie wer weiß wie alt zu sein schienen. Die las sie auch heute beim matter Lichte des Desampfers und seufzte bald, bald weinte sie, bald lächelte sie und ward roth im ganzen Gesicht. Endlich brückte sie die Briefe an die Brust, küßte sie, faltete sie wieder zusammen und blickte gedankenvoll darauf nieder.

Der kleine Steffen aber hatte die Augen wieder aufgemacht und Alles gesehen. Und jetzt setzte er sich im Bette auf und fragte neugierig: „Elisabeth, wer hat Dir die Briefe geschrieben?“ — Die Elisabeth fuhr erschreckt zusammen, wie sie das hörte, und schob in Eile die Briefe vom Tische herab und in ihre Schürze. Dann aber erholte sie sich und entgegnete: „Steffen, Du kleiner Naseweis, danach hast Du eigentlich nicht zu fragen, aber ich will Dir's nur verrathen, die Briefe hat mir der Frühling geschrieben.“

„Kennst Du den Frühling?“ fragte Steffen weiter. „Wie sieht er aus?“ — „Das will ich Dir gleich sagen“, antwortete die Else. „Ich kenn' ihn sehr gut, und wenn Ihr alle schläft, dann kommt er manchmal hinter dem Ofen hervor und geht an Euere Betten und dann träumt Ihr sehr schöne Dinge. Er hat eine goldene Krone auf und an den Schultern goldene Flügel. Er trägt eine rosenrothe Jacke mit blauen Schleifen und grün und gelb carrire Hosens. Auf der Nase“, fuhr die Elisabeth leise fichernd fort, „trägt er eine blaue Brille, und davon wird der Himmel so blau, wenn er ihn ansieht. In der einen Hand hält er einen schönen Blumenstrauß, in der andern aber eine böse Ruthe, wenn er merkt, daß Kinder nicht schlafen wollen — frisch, duck unter, da kommt er eben hinter dem Ofen hervor!“

Der kleine Steffen, der mit großen Augen in die dunkle Ecke des Ofens gestarrt und auch wirklich den Frühling in der ganzen, ihm von der Elisabeth zugebachteten Herrlichkeit erblickt hatte, fuhr schleunigst mit dem Kopfe unter die Bettdecke und schlief ein. Am andern Morgen aber erzählte er seinen Geschwistern, daß die Elisabeth mit dem Frühling im Briefwechsel stehe, daß derselbe Abends manchmal in eigener Person komme, und daß er ihn so wunderherrlich hinter dem Ofen erblickt habe. Alle hatten von nun an um so größere Ehrfurcht vor der Elisabeth und ihren vornehmen Bekanntschaften.

Aber der Winter lag und lag draußen und wollte nicht weichen. Der Schneemann, den die Knaben vor der Thür gemacht hatten, stand nach immer als Schildwacht da und schien zu denken: Ich lasse euch den lockern Gesellen, den Frühling, noch lange nicht herein! Da wurde es März, und das schien dem Schneemann ein verdrießlicher Monat. Regenströme fiele vom Himmel, und ein weicher Wind faufte Tage und Nächte lang durch den Wald. Der Schneemann begann zu kränkeln, er wurde schief und buckelig, aber er zeigte sich selbst in dieser Lebenszeit noch durchaus als ein Charakter. Kopf, Brust, Arme waren ihm schon weggeschmolzen, doch was von ihm übrig blieb, stand fest und verließ den Posten nicht, bis in einer sonnigen Mittagsstunde endlich der Rest von ihm, seine Beine, abgelöst wurden. Aber die Winde stürmten und sausten noch immer, und die Elisabeth fing oft an zu weinen, wenn sie erzählte, daß bei solchen Stürmen oft auf dem Meere die großen Schiffe zu Grunde gingen. Auch die Kinder weinten dann mit ihr und ängstigten sich, der Frühling könnte mit all' seinen Blumen und Vögeln im Meere ertrunken sein, denn er blieb gar zu lange aus.

Da wurde der Elisabeth eines Tages wieder ein Brief vom Frühling gebracht. Es mußten die köstlichsten Dinge darin sein, denn sie sang und jubelte acht Tage lang, und mit einem Male war es Mai. Die Elisabeth weckte die Kleinen eines Morgens mit dem Freudenrufe: „Steht auf! heut kommt er!“ — Sie sprangen aus ihren Betten, da war die Stube voll Sonnenschein, die Knospen der Monatsrosen am Fenster waren aufgeblüht und drückten sich an die Scheiben, denn sie wollten hinaus in's Freie. Draußen aber ging ein blauer Duft durch den Wald, die Sonnenstrahlen blühten dazwischen, die Stachelbeerhecke im Garten war übersät mit grünen Blättchen, und hoch im Aetherglanz zogen die Störche über den Wald. — Den ganzen Tag war es im Hause, als ging's zum Feste. Die Kinder hüpfen durch den Garten und brachten der Großmutter Schneegläschen und Weichen. „Noch Alles wie vor achtzig Jahren!“ sagte sie und setzte den Strauß still in's Wasser; Nachmittags zog die Elisabeth ihre besten Kleider an, um hinauszugehen eine halbe Stunde weit, und die Kleinen durften sie begleiten. „Wohin gehen wir?“ fragten sie. „Ihm entgegen!“ antwortete die Elisabeth, und die Kinder jubelten, daß es dem Frühling entgegen gehe. Die Sonne schien warm und golden, Wald und Hügel dufteten, Millionen Schlüßelblumen waren über die Wiese gefät. Die Elisabeth machte einen Kranz für sich, und jedem der Kleinen gab sie einen Strauß, den wollten sie dem Frühling zum Willkommen

schenken. — Ein Bach sprang zwischen den Steinen herab. Die Else laufte auf das Murmeln und Rauschen und rief: „Hört nur zu, der ist uns von ihm entgegengeschiedt und singt uns Grüße. Ich will's Euch in unsere Sprache übersetzen:“

Zu deinen Füßen  
Soll ich jubeln mit Melodei,  
Er läßt dich grüßen  
Vieltausendmal im Mai!  
Mit glühenden Wangen  
Kommt er gegangen,  
Kommt er geflogen  
Ueber die Wogen!  
Ueberstanden das Sehnen!  
Getrocknet die Thränen!  
Alles vergehen  
Im Wiederumfangen,  
Selig, selig, ohn' Ermessen!

Und jetzt will ich ihm Antwort senden!“ rief die Elisabeth, indem sie jauchzend vom Steine sprang und zum blauen Himmel emporblickte:

Verche, du jubelnd singende,  
Sag ihm mein Glück!  
Tausend, ja tausend klingende  
Grüße bring ihm zurück!  
Schwing dich trillernd über sein Haupt,  
Sag ihm, er sei willkommen,  
Ja, sag ihm, er sei willkommen,  
Tausendmal mehr als sein Herz es glaubt!“

Die Kinder sahen die Verche wirklich emporsteigen, standen mit großen Augen da und sahen die Elisabeth mit stummem Erstaunen an. Sie preßten ihre Sträußer fest in die Hände und schauten um jede Felsenecke, denn sie meinten, da sie der Frühling! vielleicht mit goldenen Flügeln und einer Krone auf dem Kopfe. Die Else aber faßte ihre Schürze an den Zipfeln und tanzte über die Wiese, und wie sie sich in ihrem Primelkranz drehte und die goldnen Köpfe flogen, da hätte man glauben müssen, sie sei die Schwester, oder wohl gar die Braut des Frühlings, ihr ganzes Gesicht lächelte, und mit heller Stimme sang sie:

„Der ganze Anger ist übersät,  
Mit Ringelblumen und grünem Gras,  
Buben und Mädchen, nun tummelt Euch bas,  
Dieweil der Mai in Blüten steht!“

Thut Eure Herzen auf mit Lust,  
Sprudle und rege Dich, junges Blut,  
Hoch in die Lüfte wirf den Hut,  
Und Dich selber Deinem Schatz an die Brust!

Soll er die blühen in rechter Pracht,  
Der Mai mit seinem Sonnenschein,  
Gehört die junge Liebe hinein.  
Gieb Acht drum, junges Herz, gieb Acht!“

Da erscholl ein Jubelruf in der Nähe. Die Elisabeth drehte sich schnell um. Und aus dem Walde trat ein Jüngling mit mußbraunen Locken und juckenden Augen und lachendem Gesicht. „Das ist der Frühling!“ riefen die Kinder. Aber wunderbar, er hatte keine Flügel, sondern schwenkte ein weißes Tuch; er trug auch keine Krone, sondern einen Matrosenhut. Die Elisabeth aber schrie laut auf und stürzte ihm entgegen, und er fing sie in seinen Armen auf. Sie lachten beide und hielten einander fest und stammelten und brachten kein verständliches Wort hervor. — Da erschrafen die Kinder, liefen weinend nach Hause und riefen ins Zimmer hinein: „der Frühling ist gekommen und hat die Elisabeth angefaßt und läßt sie nicht los!“

Der Vater lächelte und stand schnell von der Arbeit auf, die Großmutter humpelte an's Fenster und sah lächelnd hinaus und rief: „ach, was ist er braun geworden!“ Die Mutter aber eilte zur Thür hinaus, und wie sie den Fremden mit der Elisabeth Arm in Arm herbeischreiten sah, rief sie: „willkommen, Georg! Ihr bringt den Frühling mit über's Meer!“ — Der Vater drückte ihm die Hand und so auch die Großmutter, und dann küßte er die Kinder, eines nach dem andern. Und als sie merkten, daß er nicht böse sei, sondern gut und liebevoll, tanzten sie um ihn herum und gaben ihm ihre Sträußer. Und da war's wirklich Frühling, drinnen im Hause und draußen in der lachenden, grünenden Welt. [2837]

Der Gesellschaftstanz.

Dritter Artikel:  
Der Walzer.

Es ist zu bedauern, daß dieser „deutsche“ aller Gesellschaftstänze jetzt weniger als sonst auf den Tanzordnungen unserer Bälle gefunden wird, denn wenn wir Deutsche einen Nationaltanz haben, so ist es der Walzer, der liebe, elegische, langsame Walzer, für den Laner und Strauß ihre rührend heiteren Klänge geschaffen, welche den Charakter dieses Tanzes, heiter-innige Hingebung und grazöse Ruhe, so unendlich schön malen und auf wirklich deutsche Füße einen unüberstehlichen Zauber üben. Doch nur auf deutsche! Möglichlich zwar, daß die Klänge eines deutschen Walzers auch lödend in das Ohr eines Franzosen oder Engländer's dringen, doch wenn diese bei aller möglichen Körpergewandtheit versuchen, den Klängen im Tanze Ausdruck zu geben, so scheitert dieser Versuch an des Franzosen allzu großer Beweglichkeit und an des Britten steifer Kälte, welche der Gemüthlichkeit im Charakter des Walzers, Eintrag thut.

So leicht der Walzer scheinen mag, namentlich der langsame, so erfordert doch gerade dieser Tanz viel Tactfestigkeit und grazöse Beherrschung der Glieder, damit die darin zu beschreibende Kreisform in einer für das Auge wohlthuenden Weise sich gestalte und die Bewegungen der Tanzenden keine Anstrengung, sondern die heitere Ruhe anmuthigen Behagens verrathen.

Der Tact des Walzers ist  $\frac{3}{4}$  (nach Mägel's Metronom CC —  $\frac{3}{4}$ ) oder auch  $\frac{3}{2}$ -Tact, mit dem Accent stets auf dem ersten Tacttheil.

Der Walzer muß, wenn er schön sein soll, nur auf den Fußspitzen, also unhörbar, getanzt werden; der Herr darf die Dame nicht zu weit umfassen, die Dame dem Herrn (im Fall ihre Größe es gestattet) nicht über die Schulter sehen, oder ihr Gesicht (im Fall sie klein) im Jabot ihres Tänzers verbergen. Der Herr muß die Dame zwar sicher, doch nicht so dicht halten, daß die Freiheit der Bewegung darunter leidet.

Als eine Variation des Walzers ist der Redowa zu nennen (von dem böhmischen Regdowak), bei welchem der erste Schritt jedes Tactes stets stark markirt (pas de basque) und statt des Drehens mehrere Tacte hindurch ein Vor- und Rückwärtschreiten, abwechselnd von Herr und Dame, beobachtet wird. Die Zahl dieser Tacte zu bestimmen, bleibt dem Herrn überlassen, welcher der Dame durch eine leise Wendung die Rückkehr zu der Kreisform des Walzer anzukündigen hat.

Zu den Abarten des Walzers gehört auch der ehemals beliebte Ländler, der Schnellwalzer, Wiener Walzer oder Langaus, so genannt von dem Bemühen, in einem langen Raume sich möglichst selten zu drehen, was früher als Virtuosität galt.

Der wildeste Sprößling des Walzers aber ist jedenfalls der Galopp, welcher lange Jahre hindurch, ein stürmischer Eroberer, fast alle anderen Tänze aus den Ballsälen verdrängt hatte. In künstlerischer Beziehung steht der Galopp auf der niedrigsten Stufe, ja er ist kaum ein Tanz zu nennen, sondern der rhythmische Ausdruck wilder Lustigkeit, welche in  $\frac{2}{4}$ -Tact einherstürmt.

Die Unart, nach Walzertact zu galoppiren, welcher sich wohl oder übel Alle anschließen mußten, die nicht umgetanzt werden wollten, ist jetzt glücklicher Weise aus den gebildeten Kreisen der Gesellschaft verbannt und somit auch der liebe vernaachlässigte Walzer so weit wieder in sein Recht eingefest, daß er den ihm gebührenden Platz nach der Polonaise nicht nur nominell als Musikstück ausfüllt, sondern auch, wirklich als „Walzer“ getanzt und geehrt wird.

A. Freising,  
königl. Tänzer und Tanzlehrer.

[2831]

Geduld.

Wenn Dich des Schicksals Sturm umtobt,  
Dann hebe stolz empor Dein Haupt,  
Den beugst nicht der herbste Schmerz,  
Der fest an Gottes Liebe glaubt.

Und wenn Du in das Grab gelegt,  
Was Dir auf Erden theuer war,  
Wenn Dir der Gram am Herzen nagt  
Manch langes, trostlos langes Jahr,

Dann blicke fromm zum Himmel auf  
Und glaub' an Gottes Vaterhuth,  
Er giebt auf Deine Bitte Dir  
Ein köstlich Kleinod: — die Geduld.

B. Cappe.

Das Kochen der Erbsen.

Das Kochen der Erbsen ist ein für große Haushaltungen so wichtiger Gegenstand, daß die mannigfachen Versuche, diese Hülsenfrucht zu einem schmackhaften Gericht zu machen, wohl begreiflich erscheinen.

Häufig ist durch verschiedene Blätter die Ansicht verbreitet worden, daß die Erbsen, bevor man sie kocht, erst zum Keimen gebracht werden müßten, ein Verfahren, welches sich keineswegs als zum Zweck führend bewährt hat.

Ein Sachkundiger, Professor Runge, theilt als Ergebniß genauer Prüfung mit, daß schon keimende Erbsen nicht weich kochen, sondern hart bleiben. Hr. Prof. Runge giebt gleichzeitig über das Kochen der Erbsen genaue Anweisungen, die wir hier folgen lassen.

Beim Kochen der Erbsen hat man besonders zu beachten, daß sie gar werden, denn davon vorzüglich hängt ihr guter Geschmack ab. Der Kalkgehalt des Brunnenwassers ist beinahe ein Hinderniß des raschen Weichkochens, daher nimmt man Flußwasser. Dies ist zwar ganz für den Zweck geeignet, doch weicher und schmackhafter werden die Erbsen, wenn man sie statt des bloßen Kochens mit Flußwasser am Abend vor dem Gebrauch in Flußwasser thut und 12—16 Stunden darin läßt. Sie quellen sehr während dieser Zeit und geben an das Wasser einen Stoff von unangenehm beißendem Geschmack ab. Dieses Wasser gießt man ab, und kocht die Erbsen mit andern, reinem Flußwasser gar.

Doch nur bei neuen Erbsen (von der letzten Ernte) ist auf diese Weise das Garwerden zu bewerkstelligen, bei älteren Erbsen muß man, um sie weich und genießbar zu machen, zu dem zweifach kohlensäuren Natron Zuflucht nehmen, wobei es jedoch sehr auf das Wieviel und auf die Art der Anwendung ankommt. Die Erbsen dürfen nicht mit der Natron-Auflösung gekocht werden, obgleich man sie dadurch weich, ja mürbig macht; der Erbsengeschmack geht dadurch verloren, besonders wenn zu viel Natronsalz angewendet wurde.

Bei der großen Verschiedenheit der Erbsenarten — deren manche (nicht nur alte, sondern auch neue) die Eigenschaft haben, gar nicht zu brechen oder entzwei zu kochen, was theils am Boden, theils an Witterungseinflüssen liegt — ist es ganz unmöglich, die richtige Quantität Natronsalz zu treffen, weil die größere oder geringere Härte und Zähigkeit der Erbsen sich vorher nicht beurtheilen läßt.

Es kommt also darauf an, einen sichern Anhalt zu haben, und diesen hat man, indem man den Erbsen es selbst überläßt, die ihnen nöthige Menge Natronsalz sich anzueignen, wozu durch das Einwässern der Erbsen vor dem Kochen die beste Gelegenheit geboten ist. Man thut Natronsalz in Quellwasser, im Verhältnis von 1 Theil Natronsalz zu 200 Theilen Wasser, also  $\frac{1}{2}$  Loth Natronsalz auf 3 Pfund (Zubalt von 2 Weinsflaschen), übergießt damit z. B. 48 Loth Erbsen und läßt sie 12—16 Stunden darin liegen.

Nach dieser Zeit sind die Erbsen ganz gequollen und haben dem Wasser einen gelblichen, übelstimmenden Stoff mitgetheilt, sich selbst aber so viel Natronsalz angeeignet, als sie zum Gar-

ischen bedürfen. Das gelbe Quellwasser wird nun abgeseigt und zum Kochen der Erbsen reines Flußwasser verwendet.

Durch diese Vorbereitung kochen die Erbsen sehr weich und erlangen einen sehr schönen Geschmack. Das oben angegebene Mengenverhältniß muß in Bezug auf Natronsalz und Wasser streng beobachtet werden, weil eine stärkere Auflösung den Erbsen zu viel Natronsalz zuführen könnte; hinsichtlich der Erbsen selbst aber ist nur darauf zu sehen, daß das Quellwasser über die gequollenen Erbsen noch ungefähr 1/2 Zoll hinwegstehe.

Bei weißen Bohnen hat dieses Verfahren dieselben Resultate — sie werden dadurch weicher und wohlschmeckender, ohne sich in Brei aufzulösen, sobald man nur, nachdem dieselben in reinem Flußwasser gekocht sind, nicht viel rührt, da die sehr dünnen, beim Essen kaum bemerkbaren Hülsen nur geringen Widerstand leisten.

Linzen widerstreben diesem Verfahren am meisten, und das Einquellen mit der natronsalzhaltigen Flüssigkeit führt darum weniger schnell zum Ziele, als bei den Erbsen, weil der in den Hülsen der Linzen enthaltene Gerbstoff, sich mit dem Natron verbindend, dessen Wirkung schwächt. Alle Linzen erfordern daher, wenn sie weich und genießbar werden sollen, häufig einen erneuten Aufguß von Quellwasser und Natronsalz.

Die Königsberger grauen Erbsen erfordern eine mit der der Linzen ziemlich gleiche Behandlung, kochen jedoch, wenn sie nicht zu alt sind, etwas leichter weich.

Nebenfalls ist das zweifach kohlensaure Natron ein sehr empfehlenswerther Ersatz für die Pottasche, welche von vielen Hausfrauen, als das Weichkochen der Gemüse be-

fördernd, angewandt wird. Selbst die als „gereinigt“ in Apotheken gekaufte Pottasche ist selten ganz rein und theilt überdies den Speisen einen seifen- oder laugenartigen Geschmack mit, während das zweifach kohlensaure Natron keinerlei Beigeschmack giebt.

Da das Weichkochen der Erbsen hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so entfernen wir uns nicht sehr von dem eingeschlagenen Wege, indem wir der Zwiebelsauce noch einige Beachtung schenken, welche das Erbsengericht gewöhnlich zu begleiten pflegt, entweder darüber gegossen, oder auch in einem besonderen Gefäße, woraus Jeder nach Belieben zulangt.

Diese Zwiebelsauce, diese allbekannte und allbeliebte, die trotz der Beschwerden, die sie manchem Magen verursacht, stets noch als vorzüglichste Würze der Hülsengerichte, namentlich der Erbsen, gilt, besteht aus feinen, in Butter oder Speck gebratenen Zwiebelschnitten, und obgleich ihre Bereitung bekannt genug, wollen wir doch nicht unterlassen, auf einen kleinen Kunstgriff hinzuweisen, durch den man die so schon wohlschmeckende Sauce noch wohlschmeckender machen kann. Eigentlich sind es zwei Griffe ohne Kunst, die jede Köchin mit einiger Aufmerksamkeit leicht vollbringen kann. Die geschnittene Zwiebel wird nämlich nicht auf einmal, sondern in zwei Abtheilungen in die siedende Butter gethan. Die erste Hälfte läßt man braun werden, thut dann erst die zweite Hälfte dazu und läßt das Ganze nun so lange über dem Feuer, bis die zweite Hälfte der Zwiebelschnitten gelblich wird und noch weich ist. Durch Anwendung dieser kleinen Mühe gewährt die Zwiebelsauce den doppelten Genuß braun gebratener und weich gemortter Zwiebel.

Kreuz- und Quer-Charade.

1/3 | 2/4

Die 1. 2. ist ein launig Weib  
Die täglich fast ihr Kleid verändert,  
Und Jeden zwingt, daß er den Leib  
Nach ihrem Sinn behängt, bebändert.

Doch Alles — wenn auch noch so schön  
Was auf ihr Zaubervort erklingen,  
Es muß in 1. 4. meist vergehen,  
Kann kurze Zeit nur 1. 2. dienen.

Und bist Du krank und hast nicht Muth  
Den Deinen schon 3. 2. zu sagen,  
So laß nur — manchmal wirkt es gut —  
Dir herzhast eine 3. 4. schlagen.

[2747]

3. Geißler.

Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 9.  
Thalberg.

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe in Nr. 9.

Reich ist die Jugend! We die Loose fallen,  
Sie giebet stets das glückliche von allen,  
Denn jedes dünkt ihr köstlicher Gewinn.  
Genügam ist die Fülle nur des Lebens,  
Und nur die Jugend hoffet nicht vergebens,  
Denn sie allein giebt ganz sich selber hin.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 9.  
Seelenadel ist der edelste Ruhm.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 11.

Illustrirtes Sprichwort.  
Auf einen Schlag fällt kein Baum.



Correspondence.

Als Erwiderung

auf die vielfach eingelaufenen Anfragen und Wünsche zur Nachricht, daß wir in Nr. 14 des Bazar liefern werden: Abbildungen und Schnittmuster der neuesten und modernsten Negligée-Jäckchen, Nachthäubchen, Damen-Hemden, Damen-Beinkleider, Herren-Hemden, Kinder-Hemden, Herren-Halskragen u. s. w. In einer der folgenden Nummern werden wir dann ausführlich berichten über Tisch- und Bettzeug u. s. w.

Die Redaction.

Das Supplement der Nr. 10 brachte Abbildungen und Schnittmuster moderner Frisur. Sie haben nur zu wählen. Der gewünschte Name soll erscheinen — aber — was das Mittel betrifft — so bedauern wir, damit nicht dienen zu können. Das von Ihnen erwähnte Leibel — (wenn es so genannt werden kann) hat zu verschiedenartige Querschnitte, als daß wir es wagen dürften, der medicinischen Kunst durch irgend ein Palliativ vorzugreifen.

H. P. in Gg. Zu einer preussischen (Berliner) Elle gehören 67 Centimeter; ein Centimetermaß enthält das Supplement zu Nr. 10. — Sollten Sie das Erwünschte nicht in den bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs finden?

Hr. G. B. in C. Wir danken und werden Ihre Sendung benutzen.

Hr. Dr. C. in L. Wir danken für gütige Mittheilung.

H. S. g. u. Handlungen für derartige Artikel sind in Berlin: Sommerfeld, Poststraße 8, Leh muß, Breite Straße 15. Für fertige Strickwaren wäre noch zu nennen die Handlung von Schuster am Petriplatz, Gertrautenstraße.

Hr. G. in S. Ihr Schreiben sagt uns, daß der Bazar nur einen Wunsch übrig lasse, nämlich den, neben den Abbildungen von Damenmoden auch zuweilen Herrenmoden zu sehen; Sie haben mit diesem Wunsch unsere Absicht ausgesprochen, die wir nächstens auszuführen entschlossen sind in Rücksicht auf unsre, auf dem Lande lebenden Abonnentinnen, denen ein guter Rath bezüglich der Herren-Garderobe in der That von wirklichem Nutzen ist, weil die Herren die Sorge für ihren äußeren Menschen meistentheils in die Hände der Frauen legen, oder doch mindestens die feinere Ausrüstung ihrer Toilette weiblicher Hand überlassen.

Hr. C. W. in F. Wenn es möglich ist, werden wir Ihren Wunsch erfüllen. Dankend erbalten.

Hr. G. in C. bei M. Sie erlauben uns wohl eine kleine Aenderung.

H. D. in L. bei G. Fenstervorhänge sind jetzt nicht mehr so sehr Gegenstand der Mode, daß wir ein Muster dazu bringen möchten. Die beliebtesten sind die von fein gefalteten Tüll oder andern flachen Stoffen, welche entweder von oben nach unten in dichten Falten in den Rahmen gespannt, oder in Stern- oder Kreuzform erscheinen. Im Allgemeinen giebt man keinen Gardinen den Vorzug, welche, auf Messingstäbe geschoben, die Fenster bis hinauf zum Kreuz bedecken, also die zwei untern Ecken.

Hr. C. A. in B. Nach der von Ihnen mitgetheilten Probe möchten wir Ihnen rathe, die Decke mit einer Streifenborde, statt mit einer im gewundenen Muster auszustatten, da dergleichen Dessins in harter Säfelarbeit, wo nicht durch Anwendung ganzer Schattirungen Rundung in die Figuren gebracht werden kann, zu platt und eckig ausfallen. — Eine gewundene Borde in nur zwei Farben ohne Nachhülfe von Schatten und Licht könnte kaum Ihren Ansprüchen genügen.

H. v. C. in S. Wir würden entweder die Königl. Hofmusikalienhandlung von Bote und Bod., oder die Schlesinger'sche Musikalienhandlung (beide in Berlin) vorschlagen. Die Beantwortung Ihrer andern Frage hängt davon ab, wie diese Herren über den Werth des Drus denken.

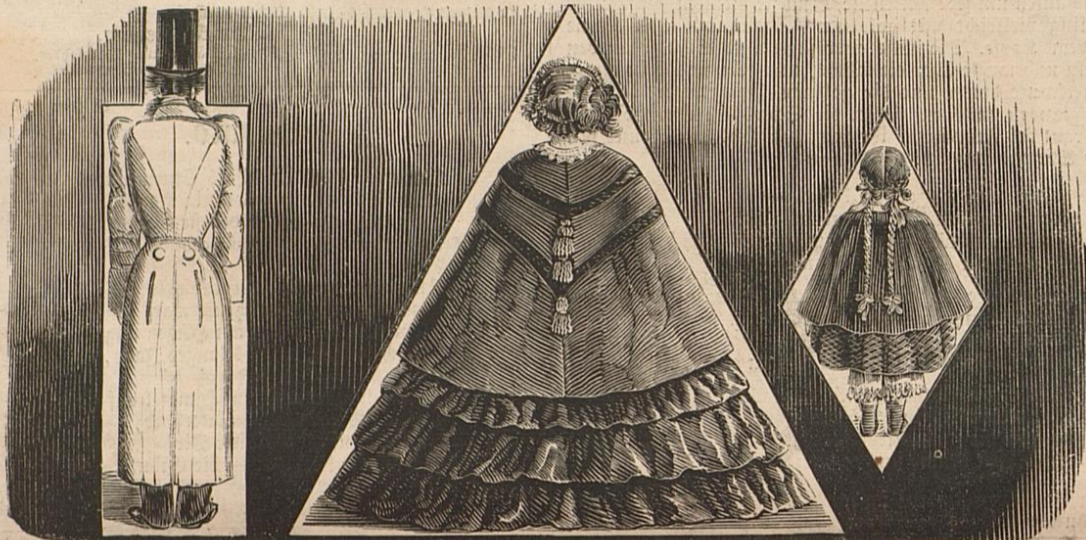
Hr. J. St. in St. b. Wir sagen Ihnen Dank und werden das Eingekandte bald benutzen.

Hr. N. G. in P. — Wir haben absichtlich die Schürzen in Nr. 10 des Bazar zu diesem Verhältniß zeichnen lassen, um eine möglichst deutsche Ansicht von den Verzierungen derselben zu gewähren. Sie haben indeß in der Beschreibung die genaue Angabe für das Maß der Weite und Länge, sowie für das Einziehen der Falten an der Taille.

Durch Mangel an Raum sind wir verhindert die vielen uns noch vorliegenden Briefe heute in der „offenen Correspondenz“ zu beantworten. Die Erledigung derselben wird in der nächsten Nummer erfolgen. Anfragen, deren Beantwortung Eile erfordern, werden wir brieflich und direct erwidern.

Die Redaction.

Geometrische Figuren aus dem Jahre 1858.



Köffelsprung-Aufgabe.

Ein Sprichwort und ein Wort Schiller's.

An-	sicht-	Daß	Göt-	den	nim-	Man-	Gücl-
ren,	Die	gel-	mer	sie	den	Auf	ist
Un-	ohn'	ba-	mit	ter	gel-	zum	ne
den	im-	fröh-	Drum	Schmerz	ren,	ib-	den,
ich	den	Hän-	So	lich	streu'n.	oh-	wab-
mer	fle-	Kei-	ver-	willst	vor	en-	re
Noch	sah	zu	ten	ben	Gücl	be-	Dich
ke	vol-	leth'n.	nen	Leid	Du	Ga-	Gut



Ihr närrischen Vöglein seid angeführt:  
Noch ist der Winter geblieben;  
Man hat hier nur die Natur copirt  
Und die Mode — übertrieben.

Rebus.



# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 12. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 23. März 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VIII. Band.

## Mit der heutigen Nummer

schließt das erste Quartal unserer Zeitung und beginnt mit der nächstfolgenden Nummer das zweite Quartal. —

Nr. 14 des Bazar's, welcher wir 2 Supplemente beifügen wollen, wird folgende Abbildungen nebst 15 Schnittmustern bringen: 3 Damen-Nachtsäckchen, 2 Negligée-Säckchen, 2 Nachthäubchen, 2 Knabenhemden (für das Alter von 3—4 und 10—11 Jahren), 2 Mädchenhemden (für das Alter von 2—5 Jahren), 2 Damenbeinkleider, 1 Damenhemd, 1 Damen-Nachthemd, 1 Herrenhemd, verschiedene Herren-Halskragen u. s. w., so daß diese eine Nummer die Rubrik „Leib-Wäsche“ auf's Vollständigste und Umfassendste abhandeln wird.

## Schlummerrolle.

Material: Zephyrwolle und Halbseide (Filocelle) in den auf dem hierzu gehörigen Muster angegebenen Farben, kirschbrauner Pflüsch, feiner Bindfaden.

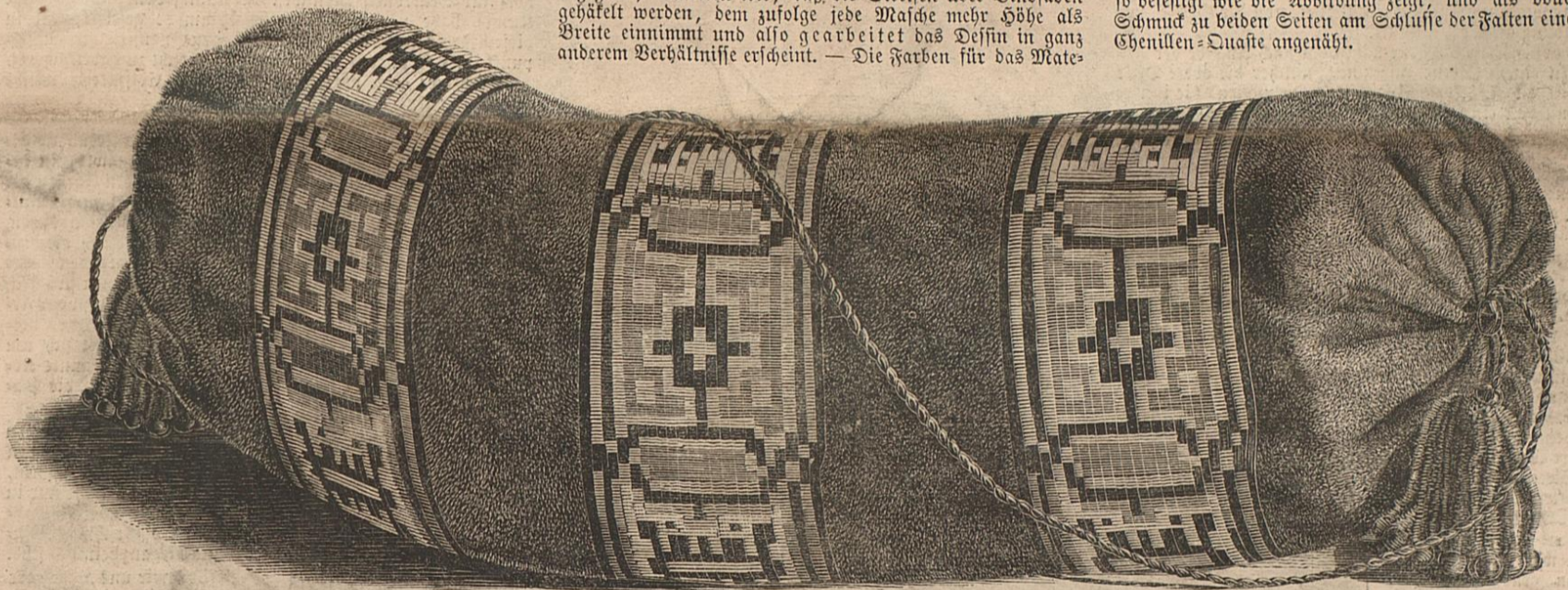
Wir geben hiermit die verkleinerte Abbildung einer Schlummerrolle, deren Nachahmung wir als eine sehr belohnende Arbeit empfehlen können.

Der Ueberzug der Schlummerrolle besteht aus 3 breiten mit Wolle und Seide in türkischer Farbenzusammensetzung gehäkelten Streifen, welche durch 2 gleich breite Streifen von kirschbraunem Pflüsch verbunden sind; ebenfalls aus braunem Pflüsch sind die in Falten gerafften Seitentheile des Ueberzuges.

Unsere Beschreibung richten wir nun zunächst auf die Ausführung der zu häkelnden Streifen nach dem unten stehenden Muster. Um jedem möglichen Zweifel über die Richtigkeit dieses Musters, welches sehr lang gedehnt erscheint, zu begegnen, bemerken wir, daß die Streifen über Bindfaden gehäkelt werden, dem zufolge jede Masche mehr Höhe als Breite einnimmt und also gearbeitet das Dessin in ganz anderem Verhältnisse erscheint. — Die Farben für das Mate-

Die gehäkelten Streifen werden, wie schon erwähnt, durch 2 Pflüschstreifen von gleicher Breite verbunden; die Streifen hingegen, welche nach außen zu beiden Seiten angeheft werden, schneidet man etwas breiter, da sie zugleich den Schluß des Ueberzuges bilden müssen. — Das Zusammenheften muß mit möglichster Akkuratess geschehen, besonders da, wo beim Beginn und Schluß eines Streifens die Enden des Bindfadens eine kleine Unebenheit hervorbringen. — Somit ist der Ueberzug zur Schlummerrolle vollendet.

Zur Füllung der Schlummerrolle sind am besten Mohshaare geeignet, oder in Ermangelung solcher Seegrass. Man nimmt davon eine reichliche Quantität, unwickelt sie fest mit einer Schicht Watte, so daß es eine Rolle wird, und schiebt diese in ein der Länge und Weite des Ueberzuges angemessenes Futter von Leinwand oder Kitai; dieses zieht man an beiden Enden über der Füllung zusammen und schiebt mit die Rolle in den Ueberzug, welchen man gleichfalls an beiden Enden in Falten zusammen reißt. Eine passend farbige starke Seidenschmür wird zum Anhängen der Schlummerrolle so befestigt wie die Abbildung zeigt, und als vollendender Schmuck zu beiden Seiten am Schlusse der Falten eine braune Ebenen-Quaste angenäht. [2834]



Schlummerrolle.

Die nächstfolgenden Nummern werden dann, außer vielerlei Dessins zu Handarbeiten etc., bringen: Eine größere Auswahl von Morgen-Häubchen nebst Schnittmustern, „Strohüte“ für die Saison 1858, Frühjahrs- und Sommer-Mäntel, Mantillen, Kinder-Garderobe u. s. w. — Nr. 18, welche Anfang April erscheint, wird eine große Auswahl abgepafter Sommer-Roben, deren Originale bereits in unsern Händen sind, in Abbildungen und Schnittmustern liefern.

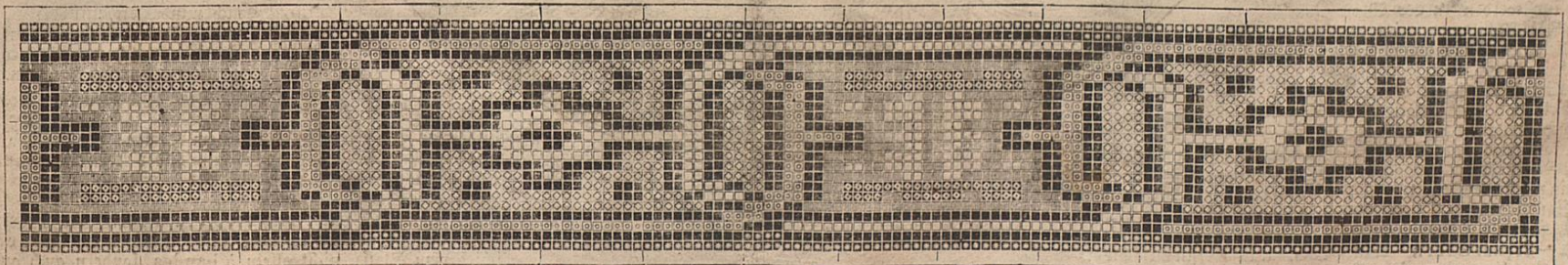
## Die Redaction.

rial sind bei dem Muster selbst angegeben; zum Gelb wird Seide genommen, auch das Kaliblan würde als Seide vorthelhaft für das Ganze hervortreten. Jeder der Streifen wird in der Runde und sehr dicht gehäkelt; man arbeitet die Anfangstour sogleich über Bindfaden, welchen man durchgängig während des Häkelns möglichst gleichmäßig straff hält, damit der Streifen eine ganz egale Weite bekommt; diese zählt 152 Maschen und gestattet die zweimalige Wiederholung eines vollständigen Musters. Nach dem Maße berechnet, beträgt die Weite der Streifen 36 Centimeter, die Breite ungefähr 10 Centimeter — wir fügen diese Bemerkung hinzu, um der Arbeiterin damit eine Richtschnur zu geben, wie dicht sie häkeln und in welcher Stärke sie den Bindfaden wählen muß, um durch 23 Touren die angegebene Weite der Streifen zu erzielen.

## Parfüm-Rissen (Sachet).

Material: Canevas, Perlen, leichtes Seidengewebe.

Das hier in Abbildung (Originalgröße) gegebene Sachet wird auf Canevas in vierrechter Form mit Perlen gearbeitet und ringsum mit einer breiten Perlenfranze verziert. — Man wählt hierzu das Material (Canevas und Perlen) so, daß die Stickerei die auf der Abbildung sichtbare Größe erhält. Für das Dessin schlagen wir Goldperlen vor, zur Füllung Himmelblau oder Kristall. — Die beendete Stickerei wird auf ein dazu in passender Größe und Farbe gefärbtes leichtes Seidentissin gestäht, dessen Füllung entweder aus einem pulverisirten Parfüm oder aus parfümirter Watte besteht. Die umgebende Franze, deren Länge aus der Abbildung zu entnehmen ist, kann entweder nur aus blauen oder Kristallperlen ausgeführt werden, oder man verziert jede der einzelnen Perlenketten unten mit einer Goldperle. [2837]



Erklärung der Farben: ◻ maigüne, ◻ schwarze, ◻ weisse, ◻ hochrothe, ◻ kirschbraune, ◻ kaliblaue Wolle, ◻ goldgelbe Seide.

Häkel-Dessin zur Schlummerrolle.

**Rundes Fußkissen.**

Material: violetter Sammet oder Plüsch, weißer Cashmir, schmale, schwarze und violette seidene Lize, schwarze Perlen.

Das hiermit zur Nacharbeit gegebene Kissen verdient in nicht geringem Grade die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen, denn es vereinigt Einfachheit mit gebiegener Eleganz, selbst wenn die oben dazu bezeichneten Stoffe durch gewöhnlichere, z. B. feines Tuch und Halbsammet, vertreten würden.

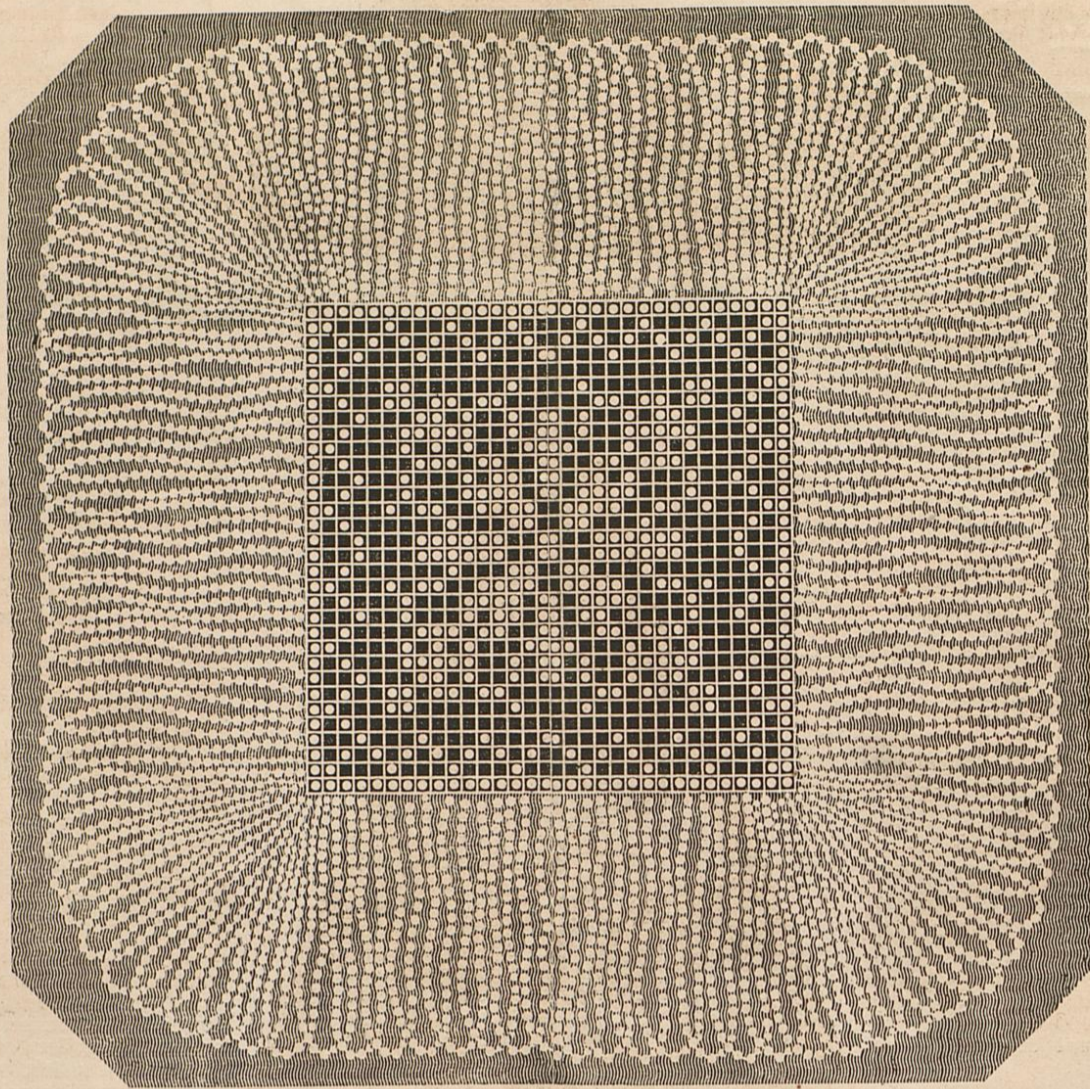
Die Arbeit gilt dem Comfort eines Wohnzimmers, und liegt darin schon die Bedingung mit ausgesprochen, daß hier nicht allein die Eleganz, sondern hauptsächlich die Harmonie mit der übrigen Ausstattung des Zimmers zu berücksichtigen sei. Wir wollen daher weder Farben noch Qualität des Materials zu diesem Kissen mit Bestimmtheit vorschreiben. Die obige Angabe bezieht sich auf das uns vorliegende Original, dessen elegantes Arrangement wir besonders für ein zum Geschenk bestimmtes Kissen empfehlen.

Wir geben zu dieser Arbeit 3 Abbildungen: Nr. 1 obere Ansicht des fertigen Kissens; Nr. 2 Seitenansicht; Nr. 3 Theil des achtseitigen Sternes in Originalgröße nebst Stickerei-Deffin.

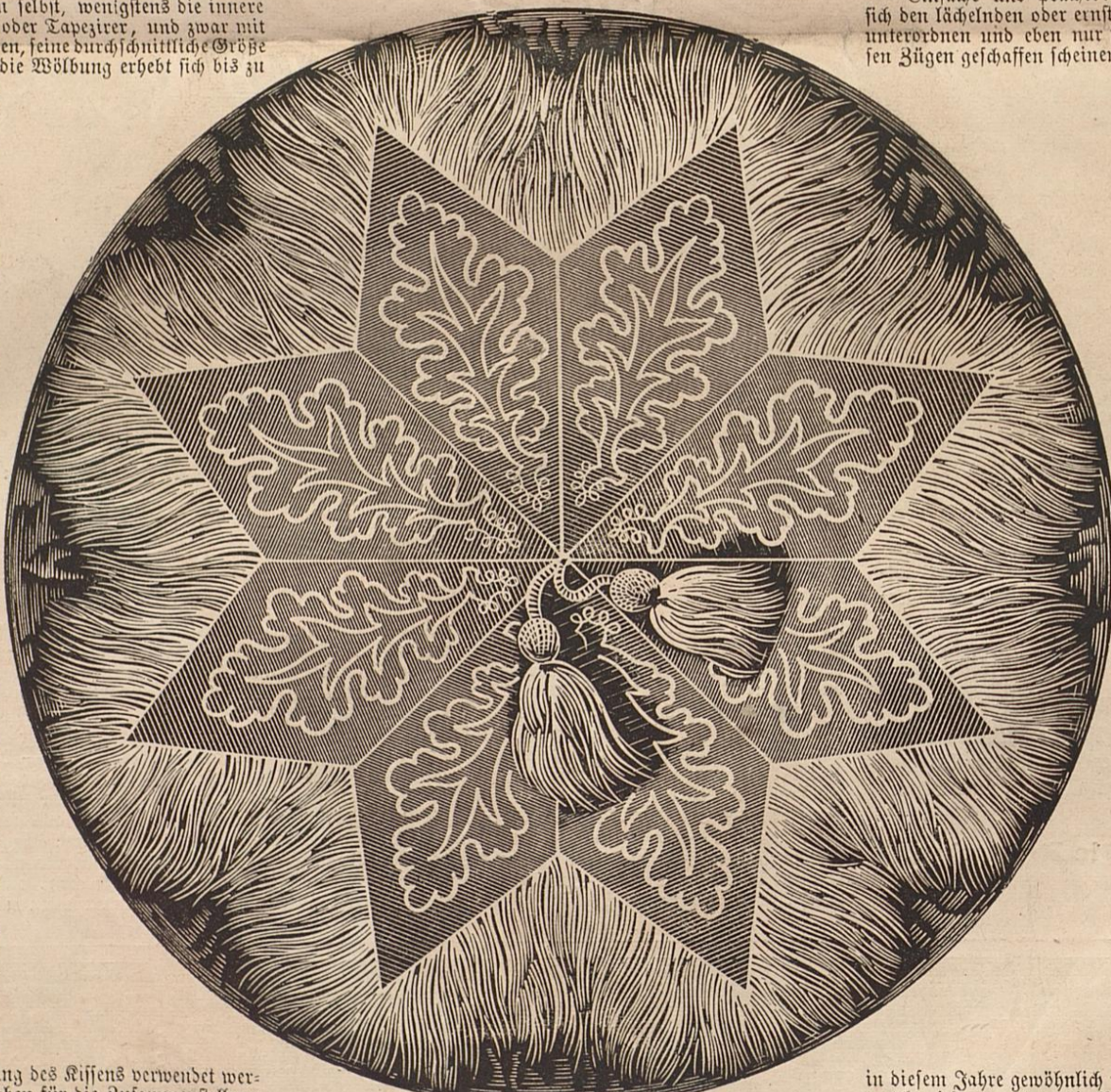
Nach letzterem Muster schneidet man aus weißem Cashmir 8 Theile. (Wir bemerken hier, daß bei unserer Abbildung der Einschlag für die Nähte nicht berechnet ist und also beim Zuschneiden der einzelnen Theile zugegeben werden muß.) Auf je dem derselben führt man das gegebene Deffin aus; von doppelten weißen Linien, welche die Einfassung und die Ader des großen Blattes bilden, wird stets die innere mit schwarzer, die äußere mit violetter Lize benäht, die Punkte werden aus schwarzen Perlen, von der Größe, wie die Abbildung anzeigt, gebildet.

Die vollendeten 8 Theile näht man nach Angabe der Abbildung zu einem Sterne zusammen, welcher die obere Decke des Kissens bildet. Das Kissen selbst, wenigstens die innere Form, muß von einem Sattler oder Tapezierer, und zwar mit weicher Füllung angefertigt werden, seine durchschnittliche Größe beträgt ungefähr 58 Centimeter, die Wölbung erhebt sich bis zu 17 Centimeter. Die Rückseite des Kissens wird mit violetter Sammet oder Plüsch bekleidet, welcher über den hohen Rand und bis zum Einschnitte der Sternzacken in die Höhe genommen und hier zusammen gezogen wird. Es ist hierzu natürlich eine sehr große Rundung (93 Centim. im Durchschnitt) des genannten Stoffes notwendig und eine Breite desselben nicht ausreißend; man kann indeß die Bekleidung auch auf andere Weise aus einem geraden Streifen Sammet oder Plüsch herstellen, von solcher Länge, daß sie dem Umfange des Kissens entspricht; dieser Streifen wird mit den Enden zusammen genäht und beide Ränder ringsum in Falten gereiht. — Auf einer Seite zieht man den Streifen dicht zusammen und befestigt ihn durch einen vom selben Stoffe überzogenen großen Knopf in der Mitte der Rückseite des Kissens, schlägt diese Bekleidung, wie vorhin beschrieben, um den Rand des Kissens auf die obere Seite über und heftet sie hier in solcher Höhe ringsum fest, daß die Ausschnitte des Sternes damit ausgefüllt werden. Diesen näht man die Zacken entlang über die Bekleidung an und besetzt den äußeren Rand des Sternes mit einer weißen oder schwarzen Franze. Zwei seidene Quasten an einer Schnur werden in der Weise wie die Abbildung zeigt im Mittelpunkte des Sternes befestigt.

Wir haben schon oben erwähnt, daß auch feines Tuch und Halbsammet zur Ausführung des Kissens verwendet werden kann und fügen einige Angaben für die Zusammenstellung von Farben hinzu, welche weniger Schonung, als das zarte Weiß nöthig machen; 1: zum Stern — hellgraues Tuch, darauf Deffin mit hell- und dunkelbrauner Lize und schwarzen Perlen ausgeführt; zur faltigen Bekleidung: brauner Halbsammet. — 2: zum Stern — blaues Tuch, darauf Deffin mit schwarzer und gelber, oder mit rother und brauner Lize und schwar-



Parfüm-Kissen (Sachet).



Nr. 1. Fußkissen (obere Ansicht).

zen Perlen ausgeführt; zur Bekleidung — schwarzer Halbsammet.

Bei Gelegenheit dieses runden Kissens erwähnen wir zugleich, daß auch die Rückenissen jetzt häufig in runder Form und der hohen Lehne moderner Canapee's entsprechend, sehr groß ausgeführt werden. Die Eleganz der eben beschriebenen Arbeit würde auch für diesen Zweck ausreichen und das Kissen nur so viel kleiner sein dürfen, daß die Spitzen des Sternes den äußeren Rand des Kissens erreichen. Die Wölbung desselben dürfte ebenfalls weniger hoch sein, als wir zum Fußkissen angegeben.

[283]

**Die Mode.**

Wer von uns möchte oder könnte dem glänzenden, mächtigen „Etwas“, das wir „Pariser Mode“ nennen, seine weltgewinnenden Eigenschaften streitig machen, wer es wagen, sei es auch nur aus eifersüchtlichem Patriotismus, sich Schöpfer zu nennen, da, wo er doch nur Nachahmer ist? In der freundlichen Wissenschaft der Toilette ist und bleibt Paris die erste Stadt der Welt.

Was die pariser Mode besonders auszeichnet, ist nicht allein der im nachahmliche Hark der Anmuth und Eleganz, sondern auch jene unverstehbare schöpferische Kraft, die man fast Bewunderung nennen möchte, die, nimmer ermüdet, ohne Aufhören schafft und ihr Dasein durch tausend sinnreiche, wechselnde, überraschende Capricen bethätigt.

Man ist versucht zu glauben, die Kunst der Toilette (scheinbar eine untergeordnete, und doch für Millionen Menschen bedeutungsvolle und wichtige Kunst) habe noch nie so große Triumphe gefeiert, als in diesem Jahre, wo die französische Moden-Industrie den Gipfelpunkt ihres Erfindens und Schaffens erreicht zu haben scheint.

Einfache und prachtvolle Toiletten, Coiffuren, welche sich den lächelnden oder ernsten Mienen der Trägerin dienend unterordnen und eben nur für dies eine Gesicht mit eben diesen Zügen geschaffen scheinen, Spitzen, wie von Feinhand gewebt, Cashmirshawls, in denen die blendenden Farben der asiatischen Flora glänzen; Bracelets, Colliers und Broschen, weniger kostbar durch die Rubinen, die Smaragden oder Türkise, die in ihnen strahlen, als durch die zarte, kunstvolle Arbeit der Ciseleurs. Alles vereinigt sich und beieuert sich um die Wette, die anerkannte Königin der Modenwelt, die Pariserin, zu schmücken.

Es ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß, Dank den Journalen und Eisenbahnen, die Pariserin jetzt nicht nur in Paris, sondern überall wohnen kann, wo Geschmack, Anmuth und Eleganz heimisch sind.

Beilen wir uns, ehe der Winter Abschied nimmt, nochmals anzudeuten, in welcher Weise die Eleganz der Gesellschafts-toilette sich äußert.

Unter den reichen Gesellschaftsroben nehmen die à bandes verzierten noch immer einen hohen Rang ein; an Roben von Taffet oder hellfarbigem Moirée antique sind diese Garnituren gewöhnlich von Sammet oder Plüsch, mit Guirlanden à la Pompadour. Auch gestreifte — namentlich quergestreifte Taffetkleider, schwarzgestreift auf buntem Grunde, oder bunt auf schwarzem Grunde — mit bandes von schottischem Taffet besetzt, werden viel und gern getragen, nicht minder die, mit breiten, in zwei Farben abwechselnden Streifen, welche den Rock tout au tour à bandes garniren.

Die bescheidenen Stoffe aus Wolle und Seide, welche in diesem Jahre gewöhnlich mit dem Namen: Wollen-Sammet bezeichnet werden, die Matelassé's, der Keps und andere, dem ähnliche Stoffe haben gleichfalls größtentheils eine abgepaßte à bandes-Garnitur; doch garnirt man auch häufig Roben, namentlich solche mit doppelten Röcken, durch breite Schrägstreifen von abwechselnder Farbe und von der Robe verschiedenem Stoffe, nicht allein à bandes, sondern auch quer am Saume des oberen Rockes oder der Volants entlang.

doch für Millionen Menschen bedeutungsvolle und wichtige Kunst) habe noch nie so große Triumphe gefeiert, als in diesem Jahre, wo die französische Moden-Industrie den Gipfelpunkt ihres Erfindens und Schaffens erreicht zu haben scheint.

Einfache und prachtvolle Toiletten, Coiffuren, welche sich den lächelnden oder ernsten Mienen der Trägerin dienend unterordnen und eben nur für dies eine Gesicht mit eben diesen Zügen geschaffen scheinen, Spitzen, wie von Feinhand gewebt, Cashmirshawls, in denen die blendenden Farben der asiatischen Flora glänzen; Bracelets, Colliers und Broschen, weniger kostbar durch die Rubinen, die Smaragden oder Türkise, die in ihnen strahlen, als durch die zarte, kunstvolle Arbeit der Ciseleurs. Alles vereinigt sich und beieuert sich um die Wette, die anerkannte Königin der Modenwelt, die Pariserin, zu schmücken.

Es ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß, Dank den Journalen und Eisenbahnen, die Pariserin jetzt nicht nur in Paris, sondern überall wohnen kann, wo Geschmack, Anmuth und Eleganz heimisch sind.

Beilen wir uns, ehe der Winter Abschied nimmt, nochmals anzudeuten, in welcher Weise die Eleganz der Gesellschafts-toilette sich äußert.

Unter den reichen Gesellschaftsroben nehmen die à bandes verzierten noch immer einen hohen Rang ein; an Roben von Taffet oder hellfarbigem Moirée antique sind diese Garnituren gewöhnlich von Sammet oder Plüsch, mit Guirlanden à la Pompadour. Auch gestreifte — namentlich quergestreifte Taffetkleider, schwarzgestreift auf buntem Grunde, oder bunt auf schwarzem Grunde — mit bandes von schottischem Taffet besetzt, werden viel und gern getragen, nicht minder die, mit breiten, in zwei Farben abwechselnden Streifen, welche den Rock tout au tour à bandes garniren.

Die bescheidenen Stoffe aus Wolle und Seide, welche in diesem Jahre gewöhnlich mit dem Namen: Wollen-Sammet bezeichnet werden, die Matelassé's, der Keps und andere, dem ähnliche Stoffe haben gleichfalls größtentheils eine abgepaßte à bandes-Garnitur; doch garnirt man auch häufig Roben, namentlich solche mit doppelten Röcken, durch breite Schrägstreifen von abwechselnder Farbe und von der Robe verschiedenem Stoffe, nicht allein à bandes, sondern auch quer am Saume des oberen Rockes oder der Volants entlang.

Die hohen Taillen werden besonders zur Gesellschaftstoilette, ohne Schoof, doch mit spitzer Schneppe, getragen und stets mit dem Rocke übereinstimmend garnirt. Eine zweckmäßige Neuerung in Bezug auf die Röcke ist, dieselben vorn nicht mehr so lang als sonst zu tragen; um diesen Zweck zu erreichen, zieht man jetzt vor, die Verkürzung unten am Saume des Kleides vorzunehmen, statt dieselbe oben, durch breiteres Ueber schlagen nach der Rückseite des Rockes, zu bewerkstelligen, weil man bemerkt zu haben glaubt, daß durch das letztgenannte Verfahren die Seitenfalten des Rockes in unschöner Weise nach vorn fallen.

Zu großer Parüre werden die weiten, offenen Aermel stets den geschlossenen vorgezogen und zuweilen noch von oben an glatt getragen, häufiger jedoch oben in breite Falten gelegt, welchen Knöpfe oder kleine Schleifen mit Quasten zur Befestigung, dienen in der Weise, daß die Falten nicht abstehen, sondern in angemessener Entfernung vom Armloch niedergehalten werden.

Zu Ballroben für junge Damen steht, wie wir erst kürzlich bemerkten, der Tarlatan in hoher Gunst, und vor Allem ist es der weiße, welcher als Volantrobe, als Robe à deux oder à trois jupes arrangirt, eine blühende Tänzerin am reizendsten schmückt. Als einfache und wohlkleidende Garnitur eines weißen Tarlatankleides erwähnen wir Schrägstreifen von blau oder rosa Organdi, rings um den Saum eines jeden Volants oder Rockes gesetzt und an Taille und Aermeln in entsprechender Weise angebracht.

Organdi- und Crep-Kleider, mit offener Seide, Chenille, Perlen u. dgl. in phantastischer Stickerei geschmückt, wie wir dieselben früher schon beschrieben — auch dergleichen kostbare und leicht vergängliche Ballroben behaupten noch ihren Platz neben den einfacheren. Sehr beliebt und wohlkleidend sind die Roben von Tüll, entweder à volants mit geschmackvollem Besatz der Säume, oder à deux jupes, mit einer zart farbigen oder auch weißen Applicationsstickerei tout au tour in der Art geschmückt, daß der obere Rock oder beide Röcke durchgehends mit diesen perpendiculär laufenden Besatzstreifen, in bestimmten Distancen wiederkehrend, verziert sind. Natürlicher Weise darf bei solcher Verzierung (zu welcher wir die Muster in Nr. 6 empfehlen), wenn sie beiden Röcken gleich zu Theil wird, die des unteren noch etwas über der Stelle beginnen, wo der obere aufhört.

Der Barège, vorzüglich der in zarten Farben, hat gleichfalls noch seine Anhängerinnen auf den Ballen, eben so wie der einfache weiße Mousseline, welchen die fleißige Hand einer jungen Dame durch Lanquettiren einiger Volants und kunstlose Mouchestickerei zu einer reizenden Ballrobe umschaffen kann.

Blumen sind und bleiben der Hauptschmuck jugendlicher Tänzerinnen, womit nicht gesagt ist, daß ein junges Mädchen, dessen blühende Jugend der künstlichen Blumen zur Erhöhung der Anmuth entbehren kann, nicht wagen dürfe, mit einer blau oder rosa Bandschleife im schön geordneten, glänzenden Haar, mit einer eben solchen Schärpe um die Taille, zu erscheinen. Jugend und Schönheit sind allezeit ein Schmuck, der fast am hellsten glänzt, je einfachere Mittel gewählt werden, ihn zur Geltung zu bringen.

Der süßliche Lurus der Spitzen ist kaum zu irgend einer Zeit in solchem Maße begünstigt worden, als eben jetzt, doch ist derselbe, wie gesagt, in seiner höchsten Vollendung nur einem exklusiven Kreise zugänglich, obgleich wenige Fürstinnen geneigt sein möchten, für ihre Spitzen so viel auszugeben, als z. B. Frau v. Puisneuf, eine Dame des französischen Hofes, Zeitgenossin und Freundin der Königin Anna von Oesterreich und Feindin des Cardinals Richelieu. Die genannte Dame hatte nämlich die seltsame Gewohnheit, ihre Spitzen aufzuessen. Da die guten Spitzen damals wie heut' sehr theuer waren, so geschah es, daß Fr. v. Puisneuf in manchem Jahre für 100,000 Thaler Spitzen vernichtete nur dadurch, daß sie stets an den Barben ihrer Coiffüre oder an ihren langen Manschetten nagte.

Ein kostbare Markt!

Eigentlich Neues zu berichten bleibt uns für die nächste Zukunft vorbehalten, wenn des Winters Herrschaft sich zu Ende neigt, und der nahende Frühling andere Forderungen an die Toilette stellt. Nur so viel wollen wir noch in Bezug auf die jetzige Saison bemerken, daß unter den Tagesfarben das Pensée, das Grün, die verschiedenen Nuancen des Grau besonders bevorzugt werden, ja daß es zu den Seltenheiten gehört, wenn in einer Nachmittagsgesellschaft oder Matinée eine Robe von anderer Farbe sich zeigt.

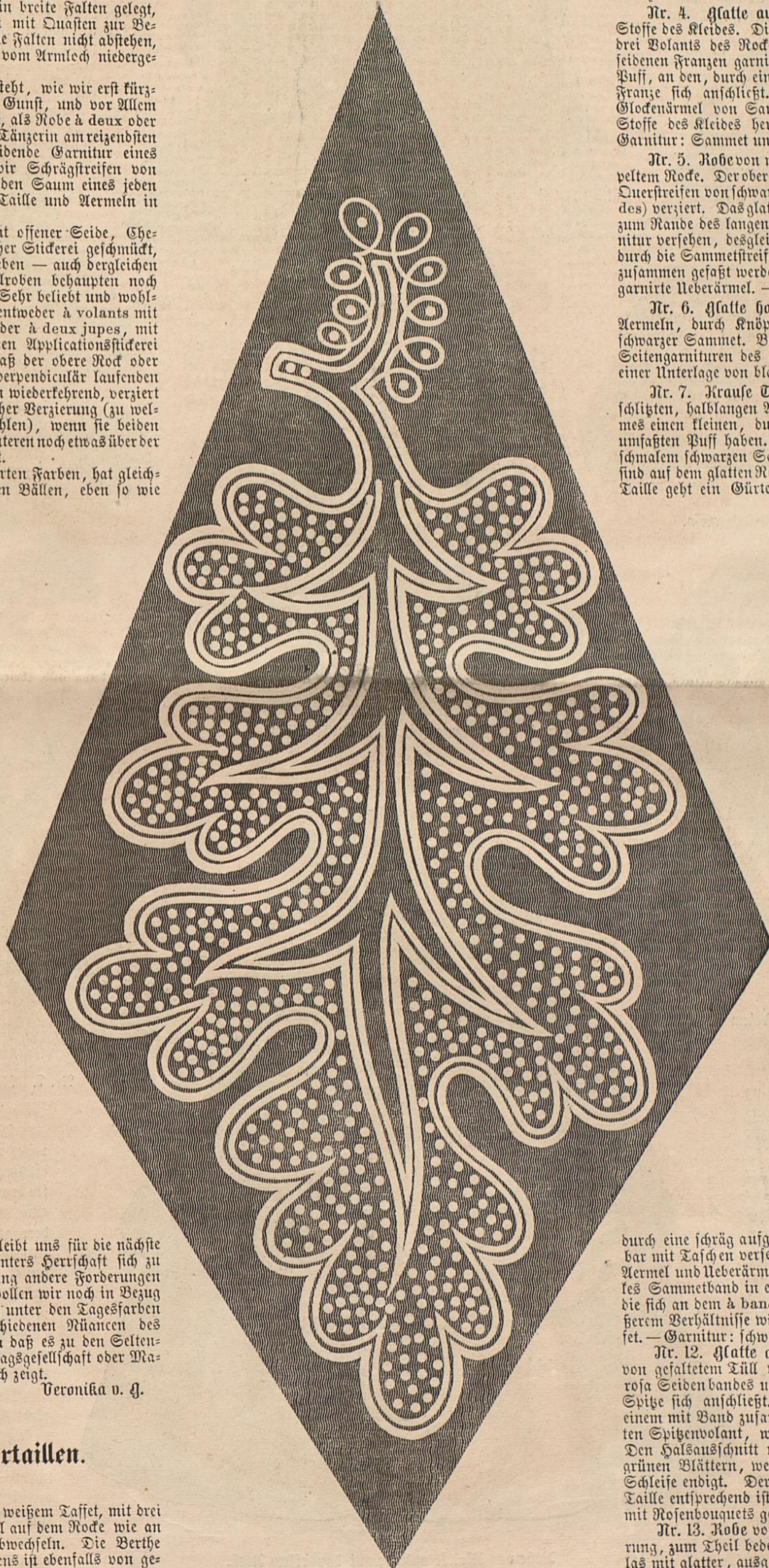
Veronika v. G.

### Neueste Kleidertailen.

Nr. 1. Brautanzug. Robe von weißem Taffet, mit drei gefalteten Volants verziert, die sowohl auf dem Rocke wie an den Aermeln mit Spitzenvolants abwechseln. Die Berthe des hohen, vorn zugespitzten Leibchens ist ebenfalls von gefaltetem Taffet. Diadem von weißen Perlen und Drangen-



Nr. 2. Fußkissen (Seitenansicht).



Nr. 3. Fußkissen. (1 Theil des 8 eckigen Sternes; in Original-Größe).

blüthen. Schleier von Seidengaze. Broschbouquet von Drangenblüthen.

Nr. 2. Glatte hohe Taille mit Glockenärmeln. Garnitur des Leibchens, der Aermel und des einfachen Rockes: ausgeglichener schwarzer Sammet. Stoff: grüner Kepp.

Nr. 3. Hohe glatte Taille mit abgerundetem Schoof und halblangen, auf dem Oberarme aufgeschlagenen Aermeln. Die Taille ist vorn durch Spangen und Knöpfe geschlossen, eben so der Einschnitt der Aermel, die aus übereinander fallenden Volants bestehen. Stoff des Kleides: eisengrauer Kepp — Stoff der Garnitur: grüner Plüsch. Letzterer ist an den vier Volants des Rockes, wie bei denen der Aermel, zu breiten Besatzstreifen benutzt.

Nr. 4. Glatte ausgeschnittene Taille mit Berthe vom Stoffe des Kleides. Diese Berthe ist, wie die Aermel und die drei Volants des Rockes, mit glatten Sammetstreifen und seidenen Franzen garnirt. Die Aermel bestehen aus einem Puff, an den, durch ein Sammetgürtchen gefast, eine seidene Franze sich anschließt. Unter dieser fällt ein halbweiter Glockenärmel von Sammet auf einen etwas längeren vom Stoffe des Kleides herab. Dieser Stoff ist pensée Taffet. Garnitur: Sammet und Cordonnestreifen von derselben Farbe.

Nr. 5. Robe von malachitgrünem Poul de soie mit doppeltem Rocke. Der obere Rock ist zu beiden Seiten durch verfehte Querstreifen von schwarzem Sammet pyramidenartig (à bandes) verziert. Das glatte Leibchen ist vorn auf der Brust und bis zum Rande des langen Schoofes hinunter mit ähnlicher Garnitur versehen, desgleichen die weiten offenen Aermel, welche durch die Sammetstreifen über den weiten Ballonunterarmen zusammen gefast werden. Doppelte, mit schwarzem Sammet garnirte Ueberärmel. — Gesellschaftstoilette.

Nr. 6. Glatte hohe Schoofstaille mit weiten, offenen Aermeln, durch Knöpfe vorn herunter geschlossen. Stoff: schwarzer Sammet. Besatz der Taille, Aermelaufschläge und Seitengarnituren des Rockes: schwarze Seiden-Guirlande auf einer Unterlage von blauem Moirée antique.

Nr. 7. Krause Taille ohne Schneppe mit vorn aufgeschlagenen, halblangen Aermeln, welche am Obertheile des Armes einen kleinen, durch Spangen von schwarzem Sammet umfakten Puff haben. Der Rand der offenen Aermel ist mit schmalem schwarzem Sammetband besetzt, aus gleichem Bande sind auf dem glatten Rocke Seitengarnituren gebildet. Um die Taille geht ein Gürtel von schwarzem Sammetband, vorn zusammen gefast durch eine Schleife mit langen Enden. Stoff: lila carrierter Taffet.

Nr. 8. Ausgeschnittene Taille mit langer, spitzer Schneppe, um den Ausschnitt mit einer aus Quersalten gebildeten Berthe verziert, an welche sich ein Puff von Gaze und Franzen von Marabouts anschließt, von denen die kurzen Aermel ganz bedeckt werden. Dazu Rock mit drei Volants, von denen die zwei oberen mit Gazepuff und Maraboutfranzen geschmückt sind, der untere dagegen nur die Verzierung eines Gazepuffes hat. Stoff: rosa Atlas; Garnitur von derselben Farbe.

Nr. 9. Ausgeschnittene krause Taille mit kurzen, aus zwei Volants bestehenden Aermeln. Stoff: glatte weiße Gaze. Die Garnitur des Kleides besteht aus Guirlanden von rosa Salbei, welche, zu Carreaur geformt, auf der Taille Bretelles (Tragbänder) bilden, und am oberen Rocke in gleicher Weise tout au tour angebracht sind, so daß stets die Enden der Guirlanden auf den unteren, glatten Rock hinab fallen. Ein Bouquet derselben Blätter ziert die Aermel. Ballrobe.

Nr. 10. Glatte hohe Taille, die, bis über die Hüften reichend, dort mit einem Volant endigt, welcher sich denen des Rockes als der vierte anschließt. Außer der abgefasten Verzierung der Taille ist dieselbe noch vorn durch zwei Reihen Knöpfe geschlossen. Die sehr weiten, oben in breite Falten gelegten Aermel haben kleine, glatte Ueberärmel. Stoff: lila Taffet.

Nr. 11. Hohe Taille mit Schoof, vorn durch Knöpfe geschlossen bis zum Beginn des Schoofes, dessen Enden auseinander stehen und vorn durch eine schräg aufgesetzte Spitze nebst Sammetband scheinbar mit Taschen versehen sind. Das Fick der Taille, so wie Aermel und Ueberärmel sind gleichfalls durch Spitze und schmales Sammetband in einzelnen Zaden verziert, eine Garnitur, die sich an dem à bandes-Besatz des einfachen Rockes in größerem Verhältnisse wiederholt. Stoff: broschirter grüner Taffet. — Garnitur: schwarze Spitzen und schwarzes Sammetband.

Nr. 12. Glatte ausgeschnittene Taille, mit einer Berthe von gefaltetem Tüll verziert, welche mit Spangen schmalen rosa Seiden bandes umfaßt ist bis zum Rande, wo eine breite Spitze sich anschließt. Die Aermel bestehen gleichfalls aus einem mit Band zusammen gefakten Tüllpuff und einem breiten Spitzenvolant, welcher mit einer Schleife aufgenommen. Den Halsausschnitt umgiebt eine dichte Rosenguirlande mit grünen Blättern, welche vorn in einem Bouquet mit langer Schleife endigt. Der Stoff des Kleides ist weißer Tüll. Der Taille entsprechend ist der obere Rock des Kleides durch breite mit Rosenbouquets geschmückte Tüllpuffen à bandes verziert.

Nr. 13. Robe von weißem Moirée antique, ohne Verzierung, zum Theil bedeckt von einer Tunika in goldgelbem Atlas mit glatter, ausgeschnittener Taille und kurzen Aermeln.

Die Tunika ist ringsum mit zwei Rüschen von weißer Blende besetzt und vorn in grazigsten Bogen aufgenommen, an einer Seite durch eine lange Schleife von goldgelbem Atlasband, an der andern durch ein Bouquet Orchideen, aus Sammet und goldfarbenerm Krepp gefertigt. Das Leibchen hat eine sehr lange Schneppe und ist vorn durch Atlasfalten und Blondentrüschchen drapirt. Von den Schultern hängen Atlaschleifen auf die kurzen mit Blondentrüschchen garnirten Ärmel hinab. — Ballrobe. — [2836]

**Behälter zum Weihwassergefäß.**

Material: Zephirwolle oder starke offene Seide, böhmische Perlen, zwei Drahtreife.

Es dürfte vielen unserer Abonentinnen eine Freude sein, für ihr kleines häusliches Betzimmer,

unseren Leserinnen für diese und ähnliche Arbeiten zur Auswahl dienen können.

Zur Ausführung des Netzes bedarf man 3 verschiedene Feileistärke, deren Stärke sehr leicht nach der Abbildung des Behälters (Originalgröße) gewählt werden kann. — Für den Umfang des ersten (stärksten) Stabes geben die vorn an dem Ueberhänge des Behälters deutlich sichtbaren Netzmaschen das Maß; die beiden anderen Stäbe folgen in nur geringer Abstufung.

Man schlägt 36 Maschen auf und strickt in der Runde, zuerst 9 Touren über den feinsten Stab; dann 10 Touren über den folgenden Stab, und zuletzt 9 Touren über den stärksten Stab; man reißt alsdann die Maschen der ersten Tour auf und zieht hier das Netz fest zusammen; dies bildet die untere Spitze des Behälters.



Nr. 1. Braut-Kleid.



Nr. 2. Glatte hohe Taille mit Glocken-Ärmeln.



Nr. 6. Glatte hohe Schoofstaille.



Nr. 4. Glatte ausgeschnittene Taille mit Berthe.



Nr. 3. Hohe glatte Taille mit abgerundetem Schooß.



Nr. 7. Krause Taille ohne Schneppe.



Nr. 5. Robe von Moirée antique mit doppeltem Rock.

mit eigener Hand eine hübsche Bekleidung des an der Wand hängenden Weihwassergefäßes anfertigen zu können, was uns zur Aufnahme eines solchen veranlaßt. —

Der in Abbildung gegebene Behälter besteht aus einem Netze von farbiger Wolle oder Seide in Filet gearbeitet, welches durch 2 Drahtreife die auf der Abbildung sichtbare Form erhält; Garnitur, Schnüre und Quasten sind aus böhmischen Perlen gefertigt.

Die Wahl der Farbe für das Filetnetz ist Sache des eigenen Geschmacks, daher wir keine bestimmte Angabe dafür liefern.

Zu der Perlengarnitur kann man weiße Perlen (durchsichtige oder dicke), schwarze Perlen oder zweierlei Perlen (weiß und die mit dem Netze übereinstimmende Farbe) verwenden. Um zu gleicher Zeit eine verschiedene Anschauung zu gewähren, haben wir die untere Garnitur der Ampel in einer Farbe, die obere (Quaste und Schnüre) in zwei Farben darstellen lassen; auch geben wir noch nebstehend 6 verschiedene Proben zu Perlenschnüren, welche

Die beiden vorhin erwähnten Drahtreife, welche das Netz in die auf der Abbildung sichtbare Form spannen sollen, müssen von verschiedener Größe sein, jeder aber eine geschlossene Halbrundung darstellen, deren gerade Linie die Rückseite des Behälters zu formen bestimmt ist. Die Breite der beiden Halbrundungen (von einer Ecke zur andern) ist aus der Abbildung zu entnehmen, und bleibt uns nur noch das Maß der Wölbung an ihrem weitesten Punkte zu bestimmen übrig; bei dem oberen Reife beträgt dies 5 1/2 Centimeter, bei dem unteren Reife 6 1/2 Centimeter. Obgleich diese Reife von nicht sehr starkem Draht sein dürfen, so ist doch anzurathen, sie von einem Klempner anfertigen und zugleich weiß lackiren zu lassen — die Form würde jedenfalls weniger schön ausfallen, wollte man ein gerades Stück Draht selbst dazu biegen; möglich ist es indeß, und müßte man in diesem Falle den Reif mit weißer Baumwolle bewickeln,



ehe man ihn an das Netz befestigt; dies geschieht mittelst ganz dichter Languettenstiche mit der zum Filet verwendeten Wolle oder Seide. Auf diese Weise wird der größere Reif, welcher den Ueberhang des Behälters abstehend erhält, an die äußerste Maschenreihe des Netzes gefast, der kleinere Reif in der Entfernung von 6 Maschenreihen darüber.

Man reißt nun zuvörderst so viel Perlen auf, als nöthig, die vordere Rundung des oberen Drahtreifes zu umfassen, und näht diese Perlenreihe einer Schnur gleich an, wie die Abbildung zeigt; desgleichen verfährt man bei dem unteren Reife — die Rückseite bleibt ohne Perlenbesatz. An den unteren Reife schlingt man alsdann eine Franze von Perlen, wozu die Abbildung die deutlichste Erklärung liefert; die untere Spitze des Behälters wird mit einer Perlenpuschel verziert. Nach einander



Nr. 10. Glatte hohe Taille.

res Material das Muster auszudehnen oder zusammenzudrängen und damit die Stickerei für verschiedene Zwecke einzurichten, diese Kenntniß dürfen wir eben so sicher, als die der Tapissierarbeit selbst, bei unsern Leserinnen voraussetzen und haben daher in dieser Beziehung nur wenig zur Ausführung dieses Lambrequins beizufügen.

Dasselbe ist bestimmt, eine Etagère zu schmücken; mit dem oben angegebenen Material (Zephyrwolle und große Schnürperlen) ausgeführt, würde das vollständige Muster von einem schmalen Ende zum andern, die ungefähre Breite von 50 bis 54 Centimeter erhalten. — Mit Pfundperlen — welche ebenfalls im Verein mit Zephyrwolle auf etwas stärkeren Canevas zu verarbeiten sind — würde die Stickerei die Breite von 66—68 Centimeter erreichen. — Ganz in Wolle (Castor-Wolle) auf ganz starken Canevas ausgeführt, kann dieses Lambrequin sogar als Behang eines Fensterkissens für ein nicht sehr breites Fenster verwendet werden.

Die Farben zur Stickerei sind auf dem Muster selbst, so wie bei obiger Angabe des Materials bezeichnet; wir bemerken nur noch Einiges darüber. Das Muster enthält wenig und etwas grell von einander absteckende Farben, was ihm einen sehr originellen Reiz verleiht — wir würden sogar rathen, bei der grünen Schattirung als dunkelste Farbe Schwarz und nur 2 etwas grell von einander absteckende Farben Grün zu nehmen, letztere aber nicht in gefüllten, sondern in Glasperlen. Zur Füllung ist nur eine Farbe — hochroth — angegeben, doch kann noch ein, dieser Farbe sich anschließendes Kirschbraun für die obere Partie des Musters als Grundfarbe mit hinzu genommen werden; der breite bogenförmige Hauptstiel in der Mitte des Dessins bildet dann die Grenze für beide



Nr. 8. Ausgeschnittene Taille mit langer Schneppe.



Nr. 11. Hohe Taille mit Schoof.



Nr. 9. Ausgeschnittene krause Taille.



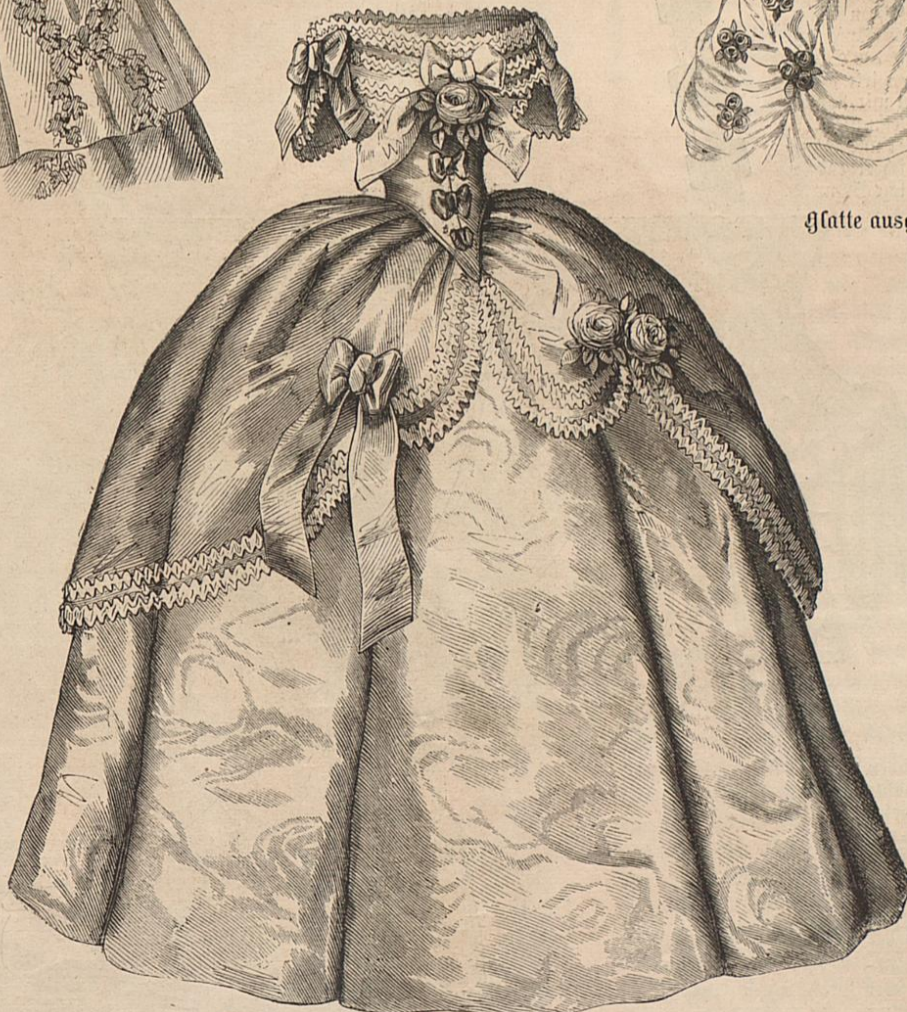
Nr. 12. Glatte ausgeschnittene Taille mit Borte.

in Abbildung gegebenen Muster fertigt man die Schnüre zum Behälter und diesen entsprechend die beiden oberen Quasten; an unserem Modell bestehen die Quasten jede aus 3 gleich langen Perlenketten, welche in der Art wie die Schnüre selbst geschürzt sind und sich in einer Perle vereinigen. Fertigt man die Schnüre auf andere Art, z. B. aus aneinander hängenden Dosen, einer Kette gleich, so können die Quasten ebenfalls aus 3 derartigen Perlenketten (Kettchen) bestehen, und zwar jedes Perlenkettchen wiederum aus 3 Dosen. Bei noch anderen Schnüren ist eine gewöhnliche Puschel, in der Art wie die an der unteren Spitze des Behälters, passend. Die Quastenschnüre bestehen aus einfach aufgereihten Perlen und vereinigen sich mit denen des Behälters oben in einem Messingringe, welcher zum Aufhängen dient. [2509]

**Lambrequin.** (Tapissierarbeit.)

Material: Canevas zu Zephyrwolle passend; hochrothe Zephyrwolle; große Schnürperlen in Kristall, Schwarz, Dunkelgrün, Blaugrün, Gold.

Wie sehr man es bei der Tapissierarbeit in der Gewalt hat, durch stärkeres oder feine-



Nr. 13. Robe von weißem Moirée antique.

Farben — jedenfalls gewinnt das Ganze an Schönheit durch diese Veränderung.

Die fertige Stickerei wird mit Wollen- oder Baumwollstoff gefüttert — bei sehr großen Lambrequins möchte sogar starke Leinwand rathsam sein. Als Besatz um den Rand dient eine passend farbige Schnur oder Perlen-Franze. Auch kann man von dem zur Stickerei verwandten Perlenmaterial 3 Perlenreihen (3 feinen Schnuren gleich) dicht neben einander aufnähen, z. B. Kristall, Grün, Schwarz; letzteres nach außen. — Eine Quastenverzierung ist jedenfalls ganz der Mode angemessen, doch gerade bei nicht spitzen Lambrequinacken am leichtesten zu entbehren, bei Franzen sogar überflüssig. [2513]

**Anleitung**

zur Selbstanfertigung verschiedener Quasten.

Wenn auch nie gänzlich aus der weiblichen Toilette verbannt, so stand doch wohl selten die Quaste in so hoher Gunst und fand so allgemeine Anwendung wie gerade jetzt. Es dürfte daher zeitgemäß sein die Leserinnen durch unsere heutigen Mittheilungen in den Stand zu setzen,



Nr. 1.

diese so kostspielige Verzierung zu manchen Gegenständen selbst zu arbeiten — eine Möglichkeit, die besonders den Damen, welche in kleinen Städten oder auf dem Lande wohnen, angenehm sein dürfte. Selten findet sich in so kleinen Orten ein geschickter Posamentierer, und mit schriftlichen Auseinandersetzungen sich an einen entfernten zu wenden, ist jedenfalls, auch abgesehen von den noch zweifelhaften Resultaten, mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß man sich zuweilen gern eine etwas geringere Eleganz gefallen läßt, um rascher und sicherer zum Ziele zu gelangen, und die Freude des Selbstschaffens zu genießen.

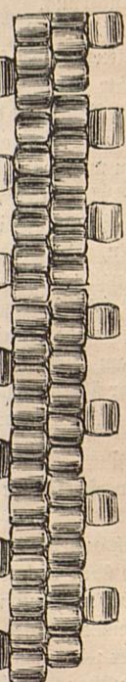
Die Quasten, welche nur als einfache, ein oder mehrere Male unterbundene Wollpuschel erscheinen und an den mancherlei gehäkelten oder gestrickten Gegenständen, als Capuzen, Pelserinen, Kindermäntelchen u. s. w., besonders deshalb zweckmäßig sind, weil sie mit diesen zugleich gewaschen werden können, sind hinlänglich bekannt und bedürfen keiner Beschreibung; wir beginnen daher mit etwas complicirteren Quasten, von denen Nr. 1, 2 und 3, in Wolle ausgeführt, an Vorhänge, Tischdecken, Kissen u. s. w. zu verwenden sind. In Seide ausgeführt würde Nr. 1 und 2 auch als Verzierung eines Mantels oder Burnous passend sein.

Will man zu diesen Quasten eine passende Schnur oder Kordel anfertigen, so nehme man die Hauptfarben der Arbeit und flechte daraus einen festen dreifachen Kopf. Soll die Schnur dicker sein, so nehme man drei solcher Köpfe und flechte sie abermals zusammen.

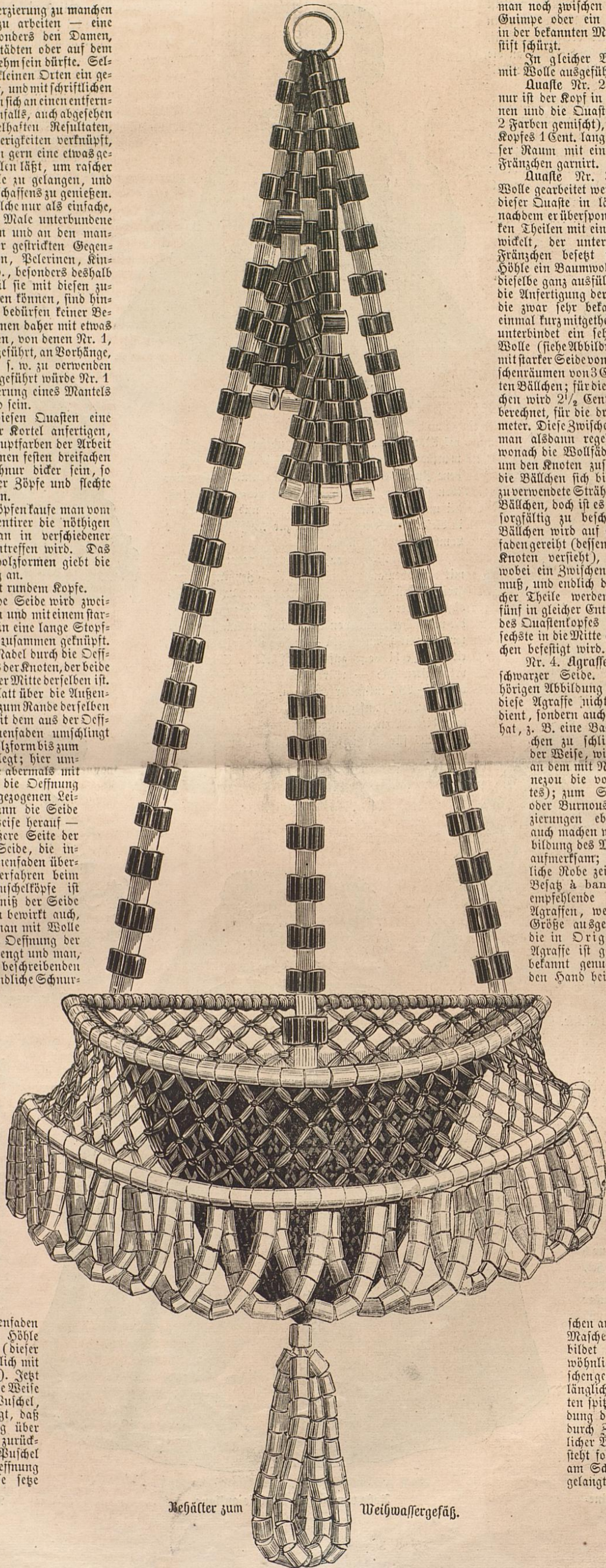
Zu den Quastenköpfen kaufe man vom Dreher oder Posamentierer die nöthigen Holzformen, die man in verschiedener Größe und Gestalt antreffen wird. Das Ueberspinnen dieser Holzformen giebt die folgende Beschreibung an.

Quaste Nr. 1 mit rundem Kopfe.  
Offene, glänzende Seide wird zweibis dreifach genommen und mit einem starken Leinenfaden, der in eine lange Stopfnadel eingefädelt ist, zusammen geknüpft. Nun schiebt man die Nadel durch die Oeffnung der Holzform bis der Knoten, der beide Fäden verbindet, in der Mitte derselben ist. Man legt die Seide glatt über die Außenseite der Holzform, bis zum Rande derselben herauf, wo man sie mit dem aus der Oeffnung hängenden Leinenfaden umschlingt und wieder über die Holzform bis zum untern Rande zurück legt; hier umschlingt man die Seide abermals mit dem unteren durch die Oeffnung der Holzform zurück gezogenen Leinenfaden und legt dann die Seide wieder in derselben Weise herauf — so fort — bis die äußere Seite der Holzform völlig mit Seide, die innere nur von dem Leinenfaden überdeckt ist. Dieses Verfahren beim Ueberspinnen der Puschelköpfe ist nicht nur zur Erparnis der Seide zu empfehlen, sondern bewirkt auch, hauptsächlich wenn man mit Wolle arbeitet, daß sich die Oeffnung der Holzform weniger verengt und man, wie bei der hier zu beschreibenden Quaste, die oben befindliche Schnuröse leicht hereinbringen kann; dies geschieht, indem man ihre Enden mit dem Leinenfaden in das Innere der Form hineinzieht und befestigt.

Zu dem kurzen Ueberhang der untern Puschel, dessen Länge die Abbildung deutlich zeigt, wird die Seide in einzelnen Fäden vielfach zusammengelegt, in der Mitte unterbunden und an dieser Stelle mit dem Leinenfaden etwas in die untere Höhle des Kopfes gezogen (dieser Ueberhang ist gewöhnlich mit dem Kopfe gleichfarbig). Jetzt bildet man auf dieselbe Weise die lange volle Puschel, welche man so befestigt, daß man den Ueberhang über den Quastenkopf zurückschlägt und die große Puschel dann mit in die Oeffnung zieht. Zum Schlusse setze



Nr. 2.



Behälter zum

Weihwassergefäß.

man noch zwischen Kopf und Quaste eine Guimpe oder ein Fränzchen, das man in der bekannten Manier über einen Bleistift schürzt.

In gleicher Weise wird die Quaste mit Wolle ausgeführt.

Quaste Nr. 2 zeigt dieselbe Arbeit, nur ist der Kopf in zwei Farben übersponnen und die Quaste durchaus melirt (in 2 Farben gemischt), sie wird unterhalb des Kopfes 1 Cent. lang fest umwickelt und dieser Raum mit einigen Reihen melirter Fränzchen garnirt.

Quaste Nr. 3. Kann nur aus Wolle gearbeitet werden. Der Kopf (bei dieser Quaste in länglicher Form) wird, nachdem er übersponnen, an seinen schlanken Theilen mit einer anderen Farbe umwickelt, der untere Rand mit einem Fränzchen besetzt und in die untere Höhle ein Baumwollbällchen besetzt, das dieselbe ganz ausfüllt. Nun beginnt man die Anfertigung der hängenden Bällchen, die zwar sehr bekannt, doch hier noch einmal kurz mitgetheilt werden soll. Man unterbindet ein sehr dickes Strähnchen Wolle (siehe Abbildung Nr. 3 b.) ganz fest mit starker Seide von gleicher Farbe, in Zwischenräumen von 3 Centimeter zu den größten Bällchen; für die zweite Größe der Bällchen wird 2 1/2 Centimeter Zwischenraum berechnet, für die dritte Größe 1 1/2 Centimeter. Diese Zwischenräume durchschneidet man alsdann regelmäßig in der Mitte, wonach die Wollfäden von beiden Seiten um den Knoten zusammentreten und so die Bällchen sich bilden; je voller das dazu verwendete Strähn, je runder werden die Bällchen, doch ist es auch nöthig sie nachher sorgfältig zu beschneiden. Das größte Bällchen wird auf einen doppelten Wollfaden gereiht (dessen Ende man mit einem Knoten versieht), sodann das zweite, wobei ein Zwischenraum gelassen werden muß, und endlich das dritte. Sechs solcher Theile werden vorbereitet, wovon fünf in gleicher Entfernung an den Rand des Quastenkopfes angelegt werden, das sechste in die Mitte an das Baumwollbällchen befestigt wird.

Nr. 4. Agraffe mit Quasten aus schwarzer Seide. Aus der hierzu gehörigen Abbildung ist zu entnehmen, daß diese Agraffe nicht allein zum Schmuck dient, sondern auch einen nützlichen Zweck hat, z. B. eine Basquine oder ein Zäckchen zu schließen (angebracht in der Weise, wie in Nr. 8 des Bazar's an dem mit Nr. 2 bezeichneten Canzou die vorderen Sammetbarettes); zum Schlusse eines Mantels oder Burnous sind dergleichen Verzierungen ebenfalls sehr beliebt; auch machen wir zugleich auf die Abbildung des Modenbildes in Nr. 3 aufmerksam; die darauf befindliche Robe zeigt an Mode — als Besatz à bandes — eine sehr zu empfehlende Anwendung dieser Agraffen, welche in verschiedener Größe ausgeführt werden können; die in Originalgröße gegebene Agraffe ist gehäkelt, eine Arbeit, bekannt genug, um der ausübenden Hand bei etwa nöthigen Veränderungen in Form und Größe keine Schwierigkeit entgegen zu stellen.

Die hier zu beschreibende Agraffe ist an jeder Seite mit einem Knopfloche zum Ueberknöpfen versehen und mit sehr starker Seide, entweder ganz dreifacher oder französischer Nähseide, gehäkelt.

Man beginnt bei einem der Knopflocher u. schlägt dazu 24 Ma-

schen auf, vereinigt die letzte Masche mit der ersten und bildet nun mit vier in gewöhnlichen festen Häkelmaschengearbeiteten Touren ein längliches, oben rundes, unten spitzes Blatt. Die Rundung des Blattes bildet man durch Zunehmen in gewöhnlicher Weise; die Spitze entsteht folgender Art: ist man am Schlusse einer Tour angelangt, so häkelt man stets



Nr. 4.



Nr. 5.



Nr. 6.



Erklärung der Farben: ■ hochrothe Wolle, ■ schwarze Perlen, ■ dunkel-, ■ hellblaugrüne Perlen, □ Kristallperlen, □ Goldperlen.

**Fambrequin** (Tapisserie-Arbeit).

nach der letzten festen Masche der Tour zwei Luftmasken; dann die erste feste Masche der neuen Tour in die zuerst gehäkelte dieser beiden Luftmasken; die zweite feste Masche kommt entgegengesetzt stehend auf die letzte feste Masche der vorigen Tour, die dritte feste Masche kommt auf die Anfangsmasche der vorigen Tour — dann weiter. — Nach Beendigung der vierten Tour schneidet man den Faden bis auf ein kleines Endchen ab und fertigt ganz in derselben Weise das zweite Blatt; am Schlusse der vierten Tour legt man eine ganz dünne schwarze Baumwollschnur an und umhäkelt diese mit festen Masken, in der ungefähren Länge von 3 Centimeter; alsdann häkelt man das erste Blatt von der Spitze aus an (stets die Schnur beibehaltend), häkelt um die ganze Rundung dieses Blattes, bis wieder zur Spitze herunter, dann die verbindende Schnur entlang und in derselben Weise um das zweite Blatt. Dieser Tour folgt eine zweite über Schnur gehäkelt; die ser eine dritte ohne Schnur — das Zunehmen an den oberen Rindungen der Blätter muß dabei in dem Maße fortgesetzt werden, daß das Ganze als glatte Fläche erscheint. Den Schluß bildet eine durchbrochene Stäbchentour. Die Stäbchen werden stets durch drei Luftmasken getrennt; über die Entfernung der Stäbchen nach unten läßt sich keine so bestimmte Vorschrift geben — natürlich müssen sie an den Rundungen etwas dichter gehäkelt werden, um zu verhindern, daß der äußere Rand sich spannt.

Zunächst würden nun die beiden Quasten anzufertigen sein. Zu jeder derselben bildet man ein 15 bis 17 Centimeter langes starkes Strähn von feiner schwarzer Nähseide, umfaßt es in der Mitte mit einem doppelten Seidenfaden und dreht diesen zu einem Schnürchen bis dicht an das Strähn zusammen; letzteres ist dem zufolge fest gehalten und wird nun zu einer Buschel doppelt zusammen gelegt. Dicht unter der durchgezogenen Schnur umwickelt man die Buschel einen reichlichen Centimeter lang möglichst fest mit einem Seidenfaden, befestigt diesen und bildet alsdann dicht unter diesem festen Theile mit dem Seidenfaden eine kleine Tolle, ausgefüllt durch ein rundes Holzknöpfchen, welches man in die Mitte der Buschelfäden placirt, letztere um das Knöpfchen arrangirt und fest unterbindet. Dieser so gebildete Buschelkopf erhält nun noch einen gehäkelten Ueberhang, zu welchem man sehr feine Nähseide verwendet. Man macht einen Anschlag von ungefähr 16 Masken und häkelt darüber drei Touren versetzt stehender Stäbchen, stets durch drei Luftmasken getrennt. (Die Weite dieser Touren richtet sich nach dem Umfange des Buschelkopfes, den der Ueberwurf dicht umschließen soll.) — Als vierte Tour häkelt man folgenden, etwas nach außen abstehenden Rand: auf jede der Stäbchenmasken eine feste Masche; um die dazwischen liegenden drei Luftmasken, drei kleine, drei große, drei kleine Stäbchenmasken. — Nach Beendigung der Tour zieht man den Ueberhang über den Buschelkopf und befestigt ihn darauf. Hat man nach dieser Angabe 2 Quasten gefertigt, so näht man sie mit den Schnuren in der Mitte der gehäkelten Agraffe fest, so daß sie von dieser, 1 oder 2 Centimeter entfernt, herab hängen.

Zur mittleren Rosette bedarf man einen schwarz übersponnenen etwas hohen Knopf, von der Größe, wie sie die Abbildung erkennen läßt; diesen Knopf verziert man ringsum mit zwei Reihen kleiner Franzen, welche man dazu mit doppelter Seide nach bekannter Art über einen dünnen Bleistift oder ein Filetstäbchen schürzt. Hiermit ist auch die Rosette vollendet, welche man nun in die Mitte der Agraffe befestigt.

Wie sehr die Mode die Ausschmückung mit Perlen begünstigt, haben wir schon bei vielen Gelegenheiten erwähnt — auch diese Agraffe kann eine solche Verzierung aus schwarzen Perlen erhalten (natürlich in übereinstimmender Weise auch die beiden Quasten).

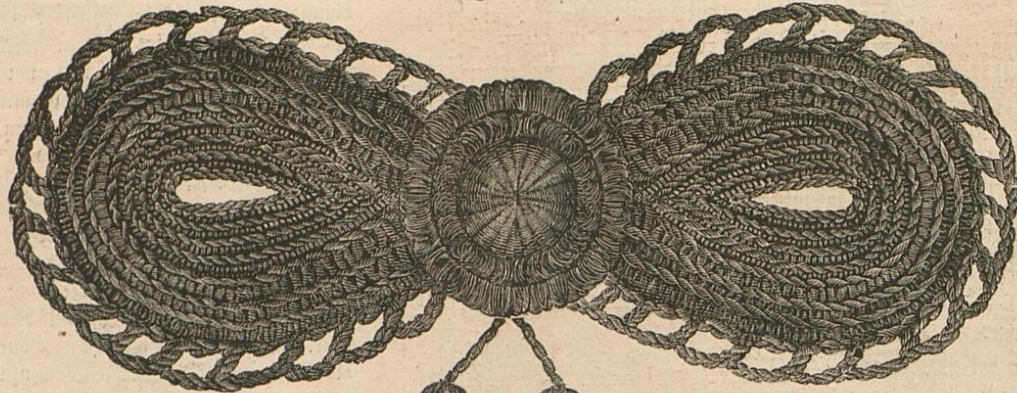
Ist diese Agraffe zum Schluß eines Kleides, Jäckchens oder dgl. bestimmt, dann wird sie auf einer Seite zugleich mit einem Knopfe fest genäht, ein zweiter Knopf wird passend auf das betreffende Kleidungsstück befestigt, so daß die Agraffe übergestülpt werden kann. Ist die Agraffe nur zur Zierrath bestimmt, dann wird sie auf beiden Seiten fest genäht (natürlich ebenfalls stets mit einem Knopfe).

Nr. 5. Quaste von Chenille und Perlen. Eine Quaste so zarter Art kann allerdings keine andere Bestimmung haben, als einen Theil eines Haarschmuckes von Chenille zu bilden, z. B. wäre bei einem kleinen Netze von Chenille, in jetzt beliebter Weise mit Perlen geschürzt, diese Quaste als Seitengarnitur (2 bis 3 an jeder Seite) zu benutzen.

Die Quaste, deren Abbildung in natürlicher Größe wir hier geben, ist aus hochrother dünner Draht-Chenille, mit schwarzen Schaumperlen in zwei verschiedenen Größen verziert. — Die Anfertigung dieser Quaste ist außerordentlich leicht und geschieht folgender Art: Man bildet zunächst fünf Rosetten von Chenille — eine größere, vier kleinere; zu der größeren bedient man sich eines runden Filetstabes, 4 Centimeter im Umfang, d. h. von solcher Stärke, daß, denselben umspannen zu können, man einen 4 Centimeter langen Faden braucht. Um diesen Stab und zugleich über einen darauf gelegten Faden Seide oder Zwirn windet man die Chenille ungefähr 14 Mal recht gerade und dicht neben einander — schiebt dieses Gewinde behutsam vom Stabe herunter, indem man zugleich die Enden des untergelegten Fadens in einander schlingt und so damit das Gewinde zu einer runden Tolle fest zusammen zieht, nochmals den Faden verknüpft und diesen, so wie die übrige Chenille, abschneidet. Die vier kleineren Rosetten werden ganz in derselben Weise über einen runden Stab (3 Centimeter im Umfange) ausgeführt. Man bildet jetzt eine kleine Chenillennöse, um von dieser ausgehend durch Perlenchnüre die Rosetten zur Quaste vereinigen zu können. Dazu sädelt man einen langen doppelten Faden schwarzer Seide ein, befestigt ihn an der Chenillennöse und reißt nun in folgender Ordnung Perlen und Rosetten an einander: 3 kleine, 1 große Perle — die große Rosette — 1 große, 5 kleine, 1 große Perle — 1 Rosette — 1 große, 3 kleine, 1 große Perle — 1 Rosette — 5 kleine, 1 große Perle; von dieser aus zieht man zurück durch die zuletzt ausgenommenen 5 kleinen Perlen; reißt dicht daneben wieder 5 kleine, 1 große Perle auf, zieht zurück durch die 5 kleinen Perlen, reißt abermals 5 kleine, 1 große Perle



Nr. 5. Chenille-Quaste.



Nr. 4. Agraffe.

auf, zieht den Faden durch die 5 kleinen Perlen zurück und hat hiermit drei frei herabhängende Perlenstränge gefertigt, welche den Schluß des einen Quastentheiles bilden. Man zieht nun den Faden durch die Rosette und weiter zurück, bis zur großen Perle oberhalb der großen Rosette, von wo aus man den zweiten Quastenteil in gleicher Weise wie den ersten zusammenfügt und alsdann den Faden möglichst fest verschlingt. Hiermit ist die Quaste vollendet.

Nr. 6. Quaste von Schmelz und Perlen. Zur Ausschmückung eines Ballkleides sind diese Quasten aus weißem Schmelz und weißen Wachs- oder Atlasperlen besonders geeignet, auch rosa oder blaue Atlasperlen können im Verein mit dem weißen Schmelz verwendet werden, je nachdem es mit dem Arrangement der Toilette in Uebereinstimmung zu bringen ist. Aus schwarzem Schmelz und schwarzen Perlen gefertigt, kann die Quaste als Haarschmuck dienen, indem man auf der Rückseite des oberen Knopfes eine etwas lange Haarnadel einsteckt. Man benützt diese Art Schmucknadeln entweder zur Befestigung einer Haarschleife oder steckt sie auch ohne diese in die Flechten.

Die Anfertigung dieser Quaste ist so außerordentlich leicht und schnell zu bewerkstelligen, daß auch die vollständigste Garnitur zu einem Ballkleide keine sehr zeitraubende Arbeit sein würde.

Man braucht zu der Quaste drei verschiedene Sorten Perlen: langen Schmelz, kleinere und größere runde Perlen, wie sie die originalgroße Abbildung der Quaste zeigt.

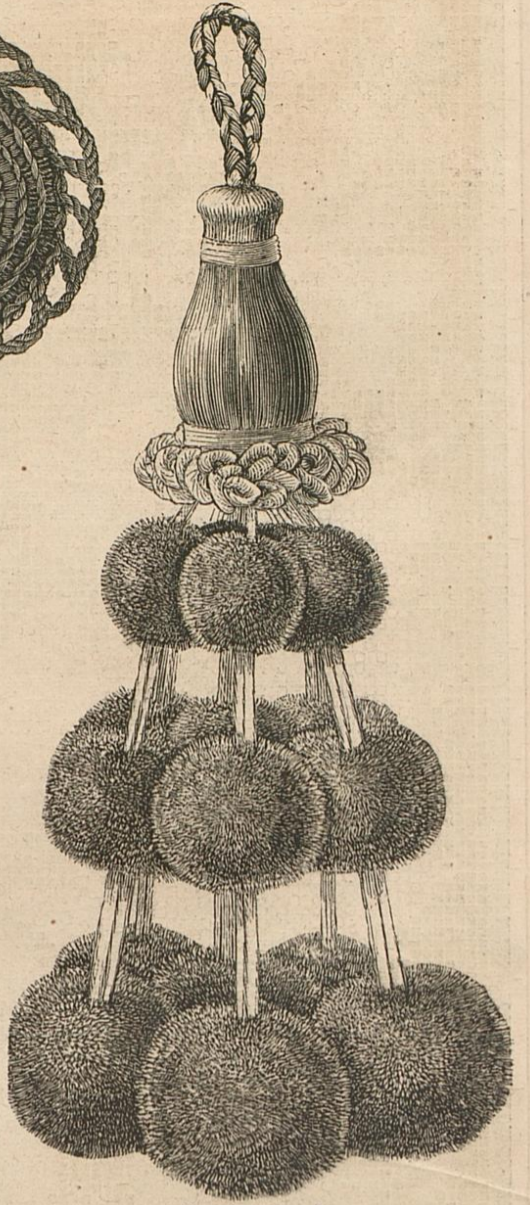
Um den oberen Knopf, welcher die beiden Quasten hält, bilden zu können, schneidet man aus weicher Pappe eine Rundung, welche 2 Centimeter im Durchmesser hat, und überzieht dieselbe auf beiden Seiten mit einem Stückchen schwarzen Seidenzeug, oder weißen

Stoff, je nachdem man das Material zur Quaste gewählt.

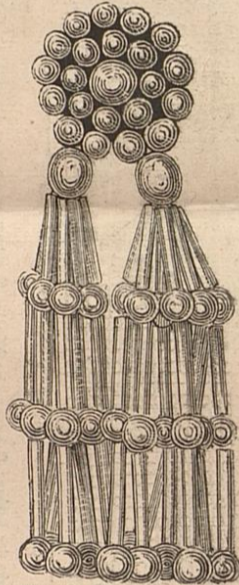
Dann bedeckt man die eine Seite der Rundung mit Perlen, indem man zuerst in die Mitte eine große runde Perle und um diese 2 Reihen kleiner runder Perlen aufnäht. Von der Unterlage muß natürlich außerhalb der zweiten Perlenreihe nichts mehr zu sehen sein. Vom

äußeren Rande dieses Knopfes ausgehend, arbeitet man nun eine der beiden Quasten, reißt dazu eine große runde Perle auf, welche den Schluß der Quastenschnüre bildet, dann: 1 Schmelzperle, 1 kleine runde Perle, 1 Schmelz-, 1 kleine runde, 1 Schmelz-, 1 kleine runde Perle, und zieht von hier (mit Ausnahme dieser letzten Perle) den Faden zurück durch die aufgereihten Perlen, bis an die große Perle; dies ist eine der Quastenschnüre. Man reißt zur 2. Schnur in derselben Ordnung 6 Perlen auf, zieht den Faden wieder durch 5 derselben zurück. — Auf diese Weise bildet man dicht neben einander 7 bis 9 Schnüre, nach deren Beendigung man den Faden zurück durch die große Perle zieht und ihn am Rande des Knopfes einmal fest schlingt; man zieht den Faden nochmals durch die große Perle, faßt die Perlenstränge oben an den verbindenden Fäden zusammen, indem man den Faden der Reihe nach darum schlingt, und zieht ihn dann zurück durch die große Perle. Dem zufolge schließen sich alle Quastenschnüre gleich dicht der großen Perle an. Man macht nun einige Stiche seitwärts in den Rand des Knopfes und beginnt in der ungefähren Entfernung eines Centimeters von der ersten Quaste die zweite Quaste, bei deren Ausführung man in der eben beschriebenen Weise verfährt.

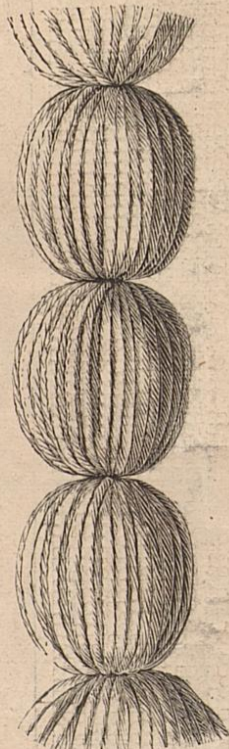
[2835]



Nr. 3a. Quaste.



Nr. 6. Perlen-Quaste.



Nr. 3b (zur Quaste Nr. 3a).



Nr. 1. Quaste.



Nr. 2. Quaste.